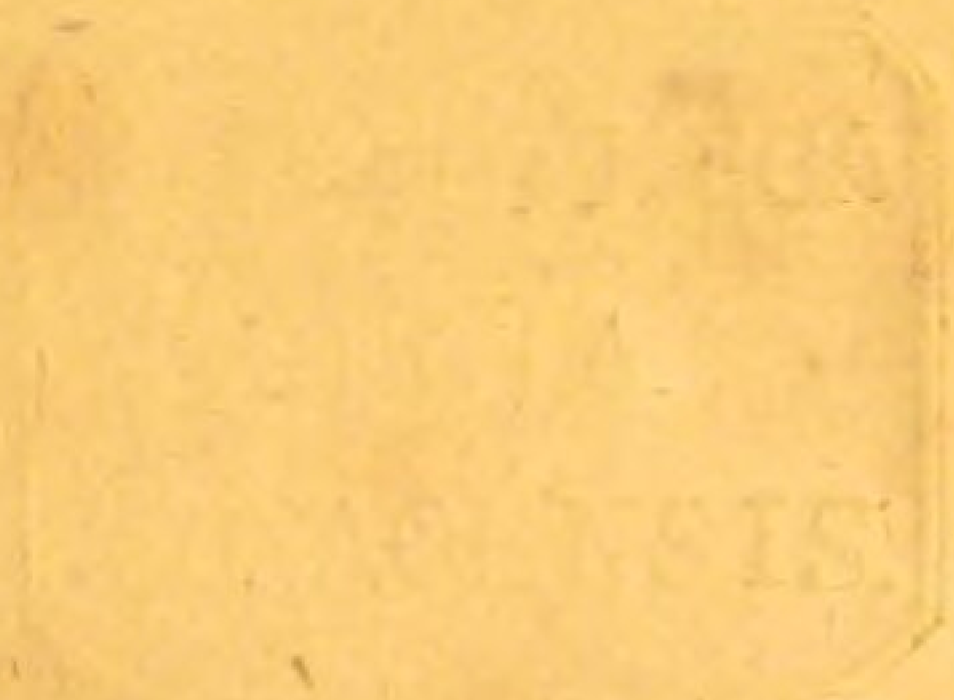


Der Fabrikherr.

Eine Geschichte der jüngern Zeit.

Herausgegeben

von

D. G. K.

Aachen, 1852.
Verlag der Cremerschen Buchhandlung.
(F. Cazin.)

Der Fabrikherr.

Eine Geschichte der jüngern Zeit.

I.

„Ohm Alban," so nannte nach ländlicher Sitte Jung und Alt zu Rahne den sechszigjährigen, rüstigen und ernstheitern Halbwinner eines unmittelbar hinter dem Dorfe gelegenen Meierhofes. Derselbe war seit seiner ersten heiligen Kommunion volle fünf und zwanzig Jahre bei der altadeligen Herrschaft von Birkheim in Diensten gewesen und wie ein Mitglied der Familie gehalten worden. Nun aber lebte er seit drei und zwanzig Jahren als Halbwinner auf jener Meierei, die ihm bei seinem sieben und dreißigsten Geburtstage vom gnädigen Herrn gegen einen äußerst mäßigen Pacht urkundlich auf Lebenszeit zugesichert worden, damit er ein Wohlthäter für die ganze Umgegend werden möchte. Alban Marbach hatte frühe seine Frau und zugleich sein einziges Kind am Typhus verloren und war Wittwer geblieben. Alle Erholungsstunden verwendete er darauf, die nicht geringen Kenntnisse, die er sich als beobachtender Begleiter seiner Herrschaft auf Reisen durch einen großen Theil von Europa, so wie als denkender Leser mancher guten Bücher erworben, noch immer zu erweitern und sie zugleich für seine Umgebung möglichst nützlich zu machen. Er stand bei allen Leuten des Dorfes und der Umgegend in hoher Achtung. Wer da immer eines guten Rathes bedürftig war und den alten hochwürdigen Herrn Pfarrer nicht belästigen wollte, suchte solchen bei Ohm Alban, und fand ihn zu jeder Stunde sicherer, billiger und zugleich freundlicher, als bei den Winkeladvokaten und

ähnlichen gelehrten Herren in der Stadt, die ihre gravitätischen Phrasen gewöhnlich nur gegen hohe Preise und baare Zahlung verkaufen, und dann noch obendrein den bescheidenen Landmann in seiner unbeholfenen Gradherzigkeit wie einen ungeschliffenen dummen Tölpel mit gar rauhen Anreden und groben Schmähworten zu mißhandeln pflegen. Bei Ohm Alban versammelten sich auch gerne, zumal in den Winterabenden, die wackern Burschen von Rahne. Seine freundlichen Züge erglüheten dann in natürlich beredsamer Jugendfrische, wenn er ihnen, fern von aller Selbstgefälligkeit, in väterlicher Gemüthlichkeit seine reichen Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit eben so vieler Lebendigkeit als Klarheit und mit manchen edeln, unvergeßlichen Sprüchwörtern gewürzt, mittheilte. Vorzüglich waren es aber die braven Schulkinder, die ihm mit rührender Liebe anhingen und von allen Seiten zuliefen. Viele von ihnen nahmen sich an den Donnerstagen Nachmittags, der ihnen nach alter Sitte freigegeben war, kaum Zeit, das Vesperbrod zu Hause abzuwarten und verzehrten es über Wege, um bei Ohm Alban ja nur keines der schönen Geschichten zu versäumen, welche dann die dicht um ihn sich drängende Kinderschaar von den freundlichen Lippen des unerschöpflichen Erzählers weglauschte.

Nie sah man auf der Straße ein Kind an Ohm Alban vorübereilen, ohne ihm Gruß und Händchen mit ehrerbietiger Zutraulichkeit geboten zu haben. Keines konnte seinen Angehörigen die Freude verhehlen, wenn Ohm Alban ihm Gelegenheit zu irgend einer kleinen Dienstleistung gegeben, und dann seine Bereitwilligkeit mit einigen Nüssen, einem schönen Apfel oder gar mit einem kurz und freundlich erklärten Heiligenbildchen

belohnt hatte. Wie eifersüchtig, sprach dann manchmal ein guter Vater: „Ich seh' es doch immer mehr, du hast Ohm Alban lieber, als Vater und Mutter.“ Das Kind schlug darob, wie betroffen, die Augen nieder, stürzte dem Vater in den Schooß, schmiegte sich fest an seine Brust, blickte wie verstohlen, jedoch zutraulich zu ihm auf und sprach: „Ich habe Dich und Mutter aber sehr, sehr lieb. Und ich darf doch auch Ohm Alban lieb haben, nicht wahr, Vater?!“ Gerührt entgegnete dann der Vater: „Ja, mein Kind, auch ich habe Ohm Alban recht lieb. Er verdient es, er ist es werth. Wer so das einstimmige Zeugniß von Klein und Groß für sich hat, der muß ein grundguter Mensch sein.“

Gegen Anfang jedes zweiten Monats pflegte Alban Marbach zur benachbarten Stadt zu gehen, um die gute Wittwe seines Wohlthäters zu besuchen und ihr in Dankbarkeit seine Dienste zu leisten. Seit dem seligen Hinscheiden ihres Gemahls war sie öfter unwohl. Sie hatte das Rittergut Birkheim ihrem einzigen Sohne überlassen, und in der Stadt sich durchaus einfach eingerichtet, um da in der Nähe der Kirche, des Seelsorgers und des Arztes ihre letzten Tage möglichst ungestört der näheren Vorbereitung auf den Tod und das ewige Leben widmen zu können. Es war jedesmal auch für sie ein Freudentag, wenn der treue Alban sie besuchte. Die Erlebnisse früherer Zeiten waren dann der Hauptgegenstand ihrer traulichen Unterhaltung, die allemal bis zur Tagesneige fortgesetzt wurde. Diesmal hatte Alban ihr den vollen Pachtbetrag für das Jahr 1848 zum Voraus gewissermaßen aufgenöthigt, weil ihm der Weltlauf zu bedenklich schien, und sie das Geld mit dem Ihrigen doch besser in Sicherheit würde unterbringen können. Heute hatte Frau von Birkheim

ihm mehrere wichtige Aufträge in verschiedenen Häusern der Stadt auszurichten aufgegeben, die sie einem Andern anzuvertrauen sich nicht hatte entschließen können. Die Unterhaltung mit ihr war daher diesmal kürzer als gewöhnlich gewesen, und sie nahm davon beim Abschiede Anlaß, den Wunsch zu äußern, er möchte recht bald wiederkommen und überhaupt seine Besuche so oft erneuern, als es ihm seine Verhältnisse nur immer gestatten würden. Alban hatte dieses sich aber schon vorgesetzt, weil er wahrgenommen, wie die gnädige Frau in den letzten Zeiten bedeutend an Kräften verloren und auch sonst seines Beistandes wohl mehr als bisher bedürfen möchte. Indem er den Tag über unter allerlei Leute gekommen, hatte er gar Manches gesehen und gehört, was ihn ungemein ernst gestimmt und nachdenklich gemacht hatte. So spät hatte er seit manchem Jahre die Stadt nicht verlassen. Er athmete zwar etwas freier, als er das lange und düstere Thor hinter sich sah; allein es verfolgten ihn doch die Besorgnisse, welche die heutigen Wahrnehmungen in ihm erregt hatten. Indem er sich immer mehr seinen Gedanken überließ, war es ihm manchmal zu Muthe, als regte sich in seinem Innern der Wunsch, es möchte dem lieben Gott gefallen, ihn nicht manches Jahr mehr hienieden pilgern und ihn keinenfalls die theure Wittwe seines seligen Wohlthäters lange überleben zu lassen. Dann aber bestrafte er seine Kleinmüthigkeit durch den Gedanken: „Der ist ein feiger Soldat, der auf seinem Posten nicht in fester Ruhe aushält, bis die rechte Zeit zu seiner Ablösung gekommen ist. Gott allein kennt den rechten Moment zu meiner Abberufung. Muß es auch in den letzten Lebenstagen nochmal gelitten und gestritten sein, nun, so geschehe sein heiliger Wille!

Weiß ich doch, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereicht. Daß ich meinen Gott lieb, von Herzen lieb habe, und daß nichts, nichts in der Welt mir diese Liebe rauben werde, das darf ich doch wohl zuversichtlich hoffen im Vertrauen auf die Gnade meines Heilandes Jesus Christus." Neugemuthet schritt er dann rüstig weiter, aber doch immer wieder von neuen Erinnerungen an das heute Erfahrene zu ernstem Nachdenken angeregt. Er war über eine halbe Stunde so dahergegangen, als ein unheimliches Gewühl in der sehr geräumigen, hell-erleuchteten Wirthsstube einer etwa fünfzig Schritte von der Landstraße seitwärts in einem Garten gelegenen Schenke ihn gewissermaßen aufschreckte und seine Aufmerksamkeit anzog. Er erinnerte sich, daß es blauer Montag war, und daß er wahrscheinlich eine jener bedenklichen Zusammenkünfte vor sich habe, von welchen er in der Stadt wiederholt gehört hatte.

Sein Schwager Hubert Weismann, Meister auf der Spinnerei des Herrn Stephan Forstner bei Rahne, hatte seit einiger Zeit wie scheu seinen Umgang gemieden, war häufiger zur Stadt gegangen und nicht selten spät heimgekommen, wie Alban dieses von dessen Töchterchen Marie vernommen. Derselbe hatte auch bei verschiedenen Gelegenheiten bedenkliche Aeußerungen nicht zurückhalten können, die auf Umgang mit unfrommen Schwindlern schließen ließen. Die Erinnerung an alles das trat jetzt dem wackern Halbwinner so lebhaft vor die Seele, daß er sich der Neugier nicht erwehren mochte, einmal nachzusehen, ob nicht dort jene Schenke der Ort sei, wo seinem armen Verwandten der Kopf verdreht und das Herz verdorben würde. Er befand sich bald in der Nähe des Wirthshauses, hielt jedoch, durch den Tumult, den er daselbst wahrnahm, etwas eingeschüchtert,

dicht am ersten Fenster inne. Wie zufällig hatte er da eben bei einer alten Buche einen Stand erreicht, der es ihm möglich machte, wenigstens einige Minuten lang unbemerkt die scheinbaren Hauptpersonen des Klubbs zu beobachten.

II.

Unter einer dichtgedrängten Menge städtischer Handwerker, Fabrikarbeiter und einiger Bauernburschen standen nämlich hinter einem Tische einzelne gut gekleidete Herren, auf die aller Augen und Ohren und auch mancher aufgesperrte Mund gerichtet waren.

Der Sprecher, der eben das Wort führte, war der Winkeljurist Lupp, ein Mensch von ziemlich kolossaler Gestalt, der des Schemels, worauf er stand, kaum bedurfte, um über alle Anwesenden hervorzuragen. Unter seinem großen, weißen, etwas gequetschten Hute hingen die sorgsam gekämmten, schwarzen Locken, in üppiger Fülle umherfliegend, bis auf die breiten Schultern hernieder. Die nicht hohe Stirne war von tiefen Furchen durchzogen. In tiefen, dunkeln Höhlen rollten unter den langen, struppigen Braunen ein Paar weit aufgerissene Augen zornsprühend umher. Die Stulpnase schien aus den straffgeöffneten Nüstern Rache zu schnauben. Unter dem breiten Schnurbarte geiferte der bald zähnefletschende, bald zusammengekniffene Mund Donnerworte hervor, die einander so überstürzten, daß außerhalb der Stube auch nicht eines davon völlig verständlich war. Der ganze Unterkopf war dicht mit einem langen Barte umgeben, der auch den gereckten Hals und sogar einen Theil der Brust bedeckte. Gewaltig bewegten sich nach allen Richtungen hin die langen Arme, während sich an den Händen die dicken Finger bald schraff und breit

auseinanderreckten, bald zu schlagfertigen Boxerfäusten zusammenballten. Uebrigens gab die Heftigkeit des Eifers dem wühlerischen Declamator eine Regsamkeit, die ihm wohl sonst in Besorgung von Berufsgeschäften selten oder nie eigen sein mochte.

Alban Marbach hatte etwa fünf Minuten an seiner Stelle gestanden, als er bemerkte, wie zwei ihm bekannte, sogenannte freisinnige Gesinnungen hegende Männer von Rahne Bewegung machten, als ob sie den Klubb verlassen und herauskommen wollten. Um nicht als ein ertappter Spion erscheinen zu müssen, näherte er sich der Hausthüre, und in den Gang zur offenen Stube eintretend, vernahm er noch die Schlußworte des Wühlers: „Hinweg mit dem allknechtenden Polizeistaate! Hinweg mit Spionerei und Censur! Hinweg mit der allregierenden Büreaukratie und der landverschlingenden Soldatenkaste! Hinweg mit dem aristokratischen Despotismus! Hinweg mit Pfaffenherrschaft, Gewissenszwang und Heulerei! Hoch leben Freiheit, Gleichheit und Wohlstand! Ja, hoch lebe die Freiheit der Gedanken, der Rede, der Vereine und der Presse! Hoch lebe die Volkssouverainität und die Gleichberechtigung Aller auf die Güter und Genüsse der Erde! Hochlebe die allgemeine Volksbewaffnung, die Demokratie, die Republik!" — War es der Mangel an Einverständniß mit Allem und Jedem, was der Sprecher in seinem Schlusse zusammengefaßt, oder war es Besorgniß vor Spionerei, an welche derselbe erinnert hatte — der erwartete Beifall wollte nicht recht erfolgen, so sehr auch Einzelne sich abmüheten, durch Händeklatschen und Bravorufen das Signal dazu zu geben. Der Redner trat mit sichtbarer Verbeißung seines Aergers ab, während ein paar andere Herren nicht

ganz freundlich mit einander zu wetteifern schienen, wer von ihnen jetzt den Redner-Schemel besteigen sollte. Am obern Ende der Stube schaute ein langer, russiger Schmied, darüber ärgerlich, umher, griff nach dem Glase, stürzte dessen Inhalt hinunter und brummte recht laut: „Kann denn so ein Magister ewig nicht genug sich selber gehört haben?!" Dabei blickte er seine Nachbaren mit Selbstzufriedenheit an in dem zuversichtlichen Bewußtsein, die allgemeine Meinung in seiner pikanten Frage ausgesprochen zu haben. Ein Weber, dem unter dem offenen Rocke noch einige weiße Fadenenden über die schmierige Weste an beiden Seiten herabhingen, kreischte von der entgegengesetzten Seite zum Schmiede hinüber: „Wahrhaftig, man sollte meinen, der Herr Lehrer hätte sich in der endlosen Eröffnungsrede wenigstens für heute übergenug explicirt." In diesem Augenblick bemerkte Alban Marbach mit Schrecken seinen Schwager Hubert Weismann, wie er in der Nähe der um das Wort hadernden Herren stand, sich hinter einen derselben zurückbog, mit dem vorgestreckten Zeigefinger auf dessen Rivalen zeigte und dabei freundlich nickend umherwinkte. Da erscholl es von allen Seiten: „Herr von Wolfing soll sprechen! Herr von Wolfing hat das Wort!"

Der so gerufene Name wirkte auf Alban wie ein elektrischer Schlag. Ach! nur zu wohl kannte er den entsetzlichen Menschen, der diesen sonst hochgeachteten Namen trug. Er war ein übelberüchtigter Neffe seiner theuern Herrschaft, der seit Jahren alles Mögliche gethan, Schmach und Jammer über eine der edelsten Familien zu bringen. Schon als Knabe hatte er allen Bemühungen, ihn eben so christlich als standesgemäß zu erziehen, Trotz geboten. Wie er am Gymnasium

sich immer nur zu den Schlechtesten gehalten, so hatte er auch auf der Universität mitten unter der Masse von Wüstlingen sich den Ruf eines grundliederlichen Junkers erworben. Seine niedrige Genußsucht hatte ihm zum eigentlichen Studieren keine Zeit gelassen. Vorlesungen hatte er nur bei solchen Professoren gehört, welche alle Religion, außer der Selbstvergötterung, verachteten, den Glauben an den persönlichen, überweltlichen Gott, an die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, so wie an Himmel und Hölle, dann auch den Wesensunterschied zwischen Gut und Bös, Tugend und Laster verhöhnten, das Christenthum in jeder Beziehung mit jüdisch-bitterem Ingrimme haßten, und ganz besonders die katholische Kirche, in deren Solidität und Einheit sie eine wirkliche Macht erkannten und fürchteten, unter unerschöpflichem, bissigem Gespötte unausgesetzt verläumdeten und lästerten. Aus dem boshaften Herzen war es dem wüsten Junker gesprochen, wenn diese, dem Staate wie der Kirche gleich verderblichen Jugendverführer in glänzenden Phrasen ihre Lehren entwickelten, deren Inhalt, mit dürren Worten erklärt, anderes nichts hieß, als der Genuß sei der wesentliche Zweck alles Erdenlebens und der Instinkt der sinnlichen Triebe sei dazu das allein gültige Gesetz. Dieser Schule der Gottlosigkeit hatte er bereits alle Ehre gemacht, als seine frühverwittwete Mutter durch die Versagung neuer Geldsendungen ihn zur Heimkehr nöthigte. Er war dann gekommen, aber nur um seinen Haß gegen diejenige zu bekunden, die ihn unter ihrem Herzen getragen und mit tausend Sorgen, Mühen und Betrübnissen gehegt und gepflegt hatte. Bei ihr einzukehren und ihren Liebeskummer um ihn zu sehen, dazu war der Unnatürliche zu erboßt und zu feige. Sein

erster Weg war zu jenem gesinnungsverwandten Winkeljuristen Lupp gewesen, dessen Redeschluß wir oben vernommen haben. Dieser hatte ihm gerne seine Hülfe gewährt, um ihm die Herausgabe des väterlichen Erbtheils bis auf den letzten Pfenning gerichtlich zu erzwingen. In wenigen Jahren hatte er dann das bedeutende Vermögen durch ein wüstes Leben vergeudet, seine Familie in aller Weise gekränkt und das Herz seiner braven Mutter gebrochen. Sie starb vor Abhärmung. Bei ihrem Sterbebette war er eben so wenig, als bei ihrer Beerdigung erschienen. Wohl aber hatte er während des Seelenamtes im Wirthshause am Kirchhofe in wüster Trunkenheit unter schauderhaften Flüchen und Verwünschungen so lange getobt, bis der sonst rohe und langmüthige Wirth, endlich über das rasende Gebahren empört, ihn zur Thüre hinausgeschoben hatte.

Auf das mütterliche Erbe hatte er schon längst bei wucherischen Geizhälsen bedeutende Vorschüsse genommen, so daß er dessen Rest durch seine unausgesetzten Vergeudungen jetzt fast ganz durchgebracht. Hiernach bedarf es keiner weitern Erklärung, warum er unter den Wühlern keiner der letzteren geblieben. Auch läßt wohl sein Räsonnement sich unschwer vermuthen. Diesen Menschen nun in jenem Klubb als aufgeforderten Sprecher auftreten zu sehen und ihm zuzuhören, das war für Alban Marbach eine Unmöglichkeit; und der Gedanke, von demselben gar als Zuhörer bemerkt zu werden, trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, sofort die Schenke zu fliehen und auf die verlassene Straße zurückzueilen.

Der Himmel war heiter, und der Mond übergoß die mit Waldhügeln umkränzte, herrliche Thalebene gar freundlich mit seinem milden Lichte. Dieses mochte

mitwirken, den bittern Unwillen, den Alban bei dem Namen von Wolfing in der Erinnerung an dessen ganzes Treiben empfunden, bald wieder in eine ernste Besorgniß um das ewige Loos des Verirrten umzustimmen. Denn es war ihm bei einem Aufblicke zum gestirnten Himmel lebhaft vor die Seele getreten, wie die zu Tode gequälte Mutter des Verkommenen auf dem Sterbebette, alle erfahrne Kränkungen vergessend, bis zum letzten Athemzuge immer nur um die Bekehrung und Rettung des verlornen Sohnes zu Gott gefleht, und allen Anwesenden, unter denen Alban selber einer gewesen, die Fürbitte für denselben so dringend empfohlen hatte. Es ward ihm zu Muthe, als sähe er noch die Sterbende mit dem Tode ringen, um den Umstehenden mit erschöpfender Anstrengung die Worte ins Herz zu flüstern: „Was sind alle Kränkungen der Geschöpfe gegen eine einzige Beleidigung der göttlichen Majestät? Sind wir doch Alle Sünder, der Erbarmung und Verzeihung überaus bedürftig. Auch der Gottlose kann auf Erden noch Gnade finden; er ist ja noch kein — Teufel. Auch der Bösewicht bleibt immer noch, wenn auch ein entstelltes, Ebenbild Gottes, berufen, ewig Gott zu verherrlichen und selig zu werden. Auch für ihn ist der Sohn Gottes Mensch geworden und am Kreuze gestorben. Auch für ihn hat Christus seine Kirche gestiftet und mit allen Schätzen der Wahrheit und der Gnade begabt. Auch für ihn hat Er vom Vater den heiligen Geist gesendet. O, Er ist ja gekommen, um die Verlornen zu suchen und selig zu machen! Ja, die Engel Gottes freuen sich über einen Sünder, der Buße thut. Ach, so betet, betet, betet denn für meinen armen, verirrten, unglücklichen Sohn! Betet! — Betet! — —“ Das, das waren die letzten Worte der sterbenden Mutter

gewesen. Alban Marbach hatte sich derselben unzählige Male mit Rührung erinnert. Und auch jetzt, wo sie ihm wieder lebhaft vor die Seele traten, wo er sie gleichsam aufs Neue von den Lippen der ihm vorschwebenden Dulderin vernahm, konnte er nicht umhin, mit bewegtem Gemüthe die Treue zu bewundern, womit eine fromme Mutter bis zum letzten, letzten Athemzuge die Glaubensliebe auch gegen einen so unnatürlichen Sohn bethätigt, der ihr edles Herz mit dem zweischneidigen Schwerte des Hasses und der Schmach durchbohrt hatte. Durchdrungen von der Wahrheit dieser Liebe, die außerhalb des Christenthums nirgend Grund und Halt hat, empfand Alban jetzt ein lebenskräftiges Erbarmen mit allen Verirrten, und betete mit großer Innigkeit für die Bekehrung der Sünder, auch für die Rettung desjenigen, dessen bloßer Name ihn eben noch aus der Schenke so unwiderstehlich hinausgetrieben hatte.

III.

Dieses war seine Stimmung, als er etwa vierhundert Schritte vor sich drei Männer gewahrte, die in lebhafter Unterredung öfter stillstanden und dann wieder sich fortbewegten. Es dauerte nicht lange mehr, so war er ihnen nahe genug gekommen, um in ihnen Leute aus Rahne zu erkennen. Der Eine war der geldstolze Bierbrauer Schleicher, ein Fanatiker der Sparsamkeit, der aber den Schein eines freisinnigen Menschenfreundes gar zu gerne bewahrt hätte; der Andere war der brave, in wenigen guten Büchern recht belesene Feinspinner Arnold, und der Dritte war der immer durstige Grobspinner Giebel, der manchmal mit hohlen Phrasen um sich warf, die er nur durch öfteres Besuchen der

wühlerischen Klubbs sich angelernt haben konnte, ohne ihren eigentlichen Sinn auch nur zu ahnen. Schleicher und Giebel waren jene, die vor Alban den Klubb in der Gartenschenke verlassen und dann Arnold auf dem Heimwege angetroffen hatten. Zur Abkürzung des Weges verließen sie die Landstraße und traten ein in den Busch, der bis an Rahne reichte, wo ihr lautes Gerede schon in größerer Entfernung vernehmbar wurde. Alban Marbach fühlte wenig Lust, sie einzuholen, folgte ihnen in seinem gewohnten Schritte, und hörte folgendes Gespräch.

Arnold: Wem von uns fehlt denn das Nöthige, wenn wir fleißig und sparsam sind?

Schleicher: Die Arbeiter sollten mit den Ihrigen doch auch täglich ihr Glas Bier trinken und dabei dennoch für Tage der Noth einen Thaler sparen können.

Arnold: So lange wir arbeiten, haben wir keinen wirklichen Mangel, und sind wir krank, so erhalten wir aus der Fabrikkasse von unsern Sparpfenningen das Nothdürftige.

Giebel: Alles nur eingerichtet, damit die Herren, wenn sie unsre Kräfte aufgerieben, nur nicht aus ihren großen Geldsäcken etwas für uns herzugeben brauchen.

Arnold: Selbsthülfe ehret den Mann, und er verzichtet auf das Almosen, wenn er's entbehren kann. Uebrigens wissen wir, daß unser Herr immer reichlich in unsre Sparkasse miteinlegt.

Giebel: Was er uns wieder an der Löhnung abzwackt.

Arnold: Verläumdung! Keiner bezahlt seine Arbeiter besser, als Herr Forstner.

Schleicher: Das sagt man.

Giebel: Spitzbüberei! Ungerechtigkeit! so lange sie uns unsern vollen Antheil am Gewinnste vorenthalten, um nur recht große Summen verprassen und aufhäufen zu können. Sind wir es doch, deren Knochen herhalten müssen, damit sie gewinnen und verschleudern können.

Arnold: Wenn die Reichen weniger verwendeten, würde es um die Handwerker nur desto schlimmer stehen. Jetzt haben die meisten von diesen ohnehin schon eher Ursache zu klagen, als wir. Mein Bruder — zum Exempel — hat doch seine drei Lehrjahre ehrlich ausgehalten, dann als Geselle bei tüchtigen Meistern in Städten und Dörfern zur Zufriedenheit gearbeitet, und bei aller Sparsamkeit in zehn Jahren kaum so viel erübrigen können, um sich als Meister nothdürftig einzurichten. Und was ist's? Wenn er vom Frühmorgen bis in die Nacht hinein, wo wir längst im Bette stecken, über dem Leisten schwitzt, verdient er kaum so viel, als unser Einer, der nur mäßig arbeiten will. Vergessen aber manche Kunden, ihm Schuhe oder Stiefel zu bezahlen, oder wird gar Eins aus seiner Familie krank, so steht die harte Noth schon vor seiner Thüre.

Giebel, der sich bewußt war, die Stiefel, die er eben an und fast verschlissen hatte, noch schuldig zu sein, verstummte einen Augenblick vor Aerger, und so war's ihm doppelt lieb, daß Schleicher bemerkte: „Wer nicht Mittel hat, mit Maschinen zu arbeiten, kann nichts Ordentliches mehr verdienen.“

Arnold wußte, daß der Bierbrauer ein nicht unbedeutendes Vermögen sich erworben, und entgegnete daher mit einiger Ironie: „Wird denn jetzt das Bier mit Maschinen gebraut? — Und wie oder wo unser Fußzeug durch Maschinen gemacht werde, davon hab' ich bis zur Stunde noch nichts gehört.“

Giebel: Man muß ein Narr sein, um nicht einzusehen, daß die Maschinen es sind, die einige Schlauköpfe zu Millionären und alle andre Leute zu Sklaven und Bettlern machen. Fort mit den Maschinen!

Arnold: Es hat allzeit und überall in der Welt Herren und Arbeiter gegeben und wird —

Giebel einfallend: und muß anders werden! Wozu die gefüllten Geldsäcke neben der schreiendsten Armuth?!

Arnold: Wenn nicht einzelne fähige Menschen nebst den Mitteln auch Lust und Muth hätten, große Geschäfte zu betreiben, so würden wir bald insgesammt verelenden. Ohne große Mittel läßt sich nichts Bedeutendes unternehmen, und ohne Aussicht auf ordentlichen Gewinn wird die Lust zu mühsamen Unternehmungen schwinden oder vielmehr sich nicht regen.

Giebel: Aber nicht anhäufen sollen sie die gewonnenen Tausenden, sondern sie mit denen ehrlich theilen, die sie ihnen gewinnen helfen!

Schleicher: Wahrhaftig ja, ein wahres Wort! Und wenn ihr Herren Arbeiter da zusprächet, wie wollte ich das beste Bier brauen und auftischen! Aber nun scharren diese Fabrikanten fabelhafte Summen zusammen, und verschmähen ein ordentliches Bierhaus.

Arnold: Es wäre nicht übel für uns, wenn die Fabrikanten wirklich so viel verdienten. Sie würden dann besser große Bankerotten aushalten, ohne dadurch, wie so Manche, genöthigt zu werden, die Werkstätten zu schließen und die Arbeiter brodlos zu machen.

Giebel: Schurkerei, nichts als Schurkerei! Die Maschinen müssen zerstört, von der Erde vertilgt werden!

Arnold: Aber wo, wer soll das anfangen?

Giebel: Nun, hier, wir.

Arnold: Dann würden wir am ärgsten gegen uns selbsten wüthen. Ohne Maschinen können unsre Fabrikanten mit den Fabrikanten andrer Gegenden und Länder nicht konkurriren, uns also auch nicht beschäftigen und verdienen lassen. Je mehr Maschinen, desto mehr wird gearbeitet, desto mehr Geld kommt in's Land und vertheilt sich, weil's doch nicht eingemacht, sondern wenigstens großentheils verwendet wird, auf Alle von selbsten. Ohne Arbeiter gibt's keine Fabrikanten, und ohne Reiche kein Verdienst für uns, und ohne Verdienst nur Jammer und Noth.

Giebel: Nun, wenn wir erst mit ihnen getheilt hätten, könnten wir uns schon Zeit nehmen, uns für spätere Jahre um neues Verdienst umzusehen.

Arnold: Eine allgemeine Vermögenstheilung würde Alle nicht eben reich, sondern eben arm machen. Wer würde dann noch Mittel besitzen oder Lust haben, ein großes Geschäft zu unternehmen?

Giebel: Große Vereine allartiger Menschen.

Arnold: Also Vereine von klugen Köpfen, Eseln, Trunkenbolden, Müßiggängern, Arbeitsamen, Schurken, Gaunern und —

Giebel: Ordnung muß sein!

Arnold: Also auch solche Männer, die Ordnung halten, die alle Arbeit leiten, den Geschäften vorstehen — und so kommen wir wieder auf wenige Herren und viele Arbeiter.

Giebel: Aber alle haben dann gleichen Antheil an dem Gewinn und alle sind in Wohlstand.

Arnold: Und wenn Einer so reich oder arm ist, wie der Andre, wird Jeder befehlen und Keiner gehorchen wollen, und da gibt's denn saubre Ordnung und rüstige Arbeitsamkeit.

Giebel: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.

Arnold: Und wer wird darüber entscheiden? wer befehlen? wer beaufsichtigen? wer bestrafen? Ich sehe wieder Reihen von neuen Herren und Knechten oder vielmehr von gottlosen und daher ärgeren Tyrannen und Sklaven.

Giebel: Wer nichts begreifen will, dem läßt sich nichts erklären.

Schleicher: Es müssen noch viele Vorurtheile ausgerottet werden, bevor die Welt einer bessern, glücklichern Einrichtung fähig ist.

Giebel: Dem blinden Volk muß die Verbesserung aufgezwungen werden, damit es sie hinternach begreifen und schätzen lerne. Man muß niederreißen, um Platz zum Aufbauen zu gewinnen. Die gelehrten Herren Volksfreunde beklagen nichts so sehr, als die Hindernisse des Aberglaubens?

Arnold: Und was verstehen die wohl unter Aberglauben?

Giebel: Alle Vorurtheile, die uns hindern, den Zweck des Lebens zu erreichen, die Güter der Erde möglichst reichlich und lang zu genießen.

Arnold: Dazu müßte denn vor Allem wohl das Christenthum ausgerottet werden; denn dieses setzt den Zweck des Lebens in die Vorbereitung auf den Himmel und nicht in den irdischen Genuß.

Giebel: Wer diesen Aberglauben nicht aufgeben will, der mag in die Wildniß gehen, und sich mit Kräutern, Wurzeln und Quellwasser begnügen.

Arnold: Der Aberglaube an die hohe Weisheit der wühlerischen Volksfreunde will mir doch tausendmal unsinniger und lächerlicher scheinen, als der einfältigste

Glaube an die Weisheit der Kirche, die nun schon über achtzehnhundert Jahre unzähligen Anfeindungen, womit die Gottlosen sie verfolgt, kräftig widerstanden, und all die Millionen zufrieden und selig gemacht hat, welche sich redlich bemüht haben, ihre Lehre treu zu befolgen.

Schleicher: Nein, für Abschaffung des Christenthums könnte ich nun doch auch nicht stimmen. Das scheint auch nicht nöthig; denn es gönnt uns ja jeden rechtschaffenen Genuß, und die Kirche kümmert sich nicht um Politik und bessere Einrichtung der Gesellschaft.

Arnold: Und doch haben wir Alles, was wirklich gut in der Gesellschaft ist, dem Christenthume zu verdanken, wie uns das unlängst unser Herr Pfarrer in mehrern Predigten so deutlich gezeigt hat.

Schleicher: Ich habe diesen Predigten nicht beiwohnen gekonnt.

Giebel: Ich hab's nicht gewollt.

Arnold: Aber sollte das denn nicht Jeder begreifen können, daß auch die Erde wieder eine Art Paradies werden würde, wenn alle, alle Menschen einander ganz so liebten, wie das Christenthum es lehrt und in seinen Heiligen auch zeigt.

Giebel: Das Christenthum hat das nicht zu Stande gebracht, und kann es nicht.

Arnold: Könnte man's etwa eher und besser zu Stande bringen, wenn man all die Beweggründe und Mittel, welche dasselbe zur Förderung der Nächstenliebe bietet, erst verworfen und in Vergessenheit gebracht haben würde?

Giebel: Was Beweggründe und Mittel? Die Humanität, versichern uns unsre gelehrten Freunde, wird uns, muß uns Alle miteinander zu gleichgesinnten Brüdern machen.

Arnold: Ach so! das ist ja die Humanität, von der Ohm Alban nicht blos gesagt, sondern auch aus der Geschichte nachgewiesen hat, daß sie mit Zerstören, Sengen, Brennen, Rauben und Morden anfängt und mit völliger Barbarei endet.

Giebel: Was soll so ein alter Griesgram von der Sache verstehen, der alle Menschen, die nicht denken wie er, für Wölfe ansieht.

Arnold: Verläumdung! einen muntrern, gemüthlichern Greis gibt's nicht, als Ohm Alban, das weiß jedes Kind. Uebrigens kann ich in den Volksfreunden, die den blinden Haufen zur Empörung aufstacheln, eben auch keine Lämmer finden.

Sie waren bereits aus dem Gehölze heraus bis zum Anfange des Dorfes gekommen, wo sie von einander schieden, und jeder eine andre Richtung nach seiner Wohnung einschlug. Alban Marbach erreichte nun bald, indem er seine Schritte etwas beschleunigte, den wackeren Arnold, mit dem er dann noch eine kurze Strecke zusammenging, während sie sich ihre Besorgnisse für die nächste Zukunft einander mittheilten. Arnold wußte ihm gar Manches zu sagen über die Zusammenkünfte, welche eine immer wachsende Zahl von Arbeitern der Spinnerei des Herrn Forstner im Hause des Bierbrauers Schleicher hatte, und bemerkte ihm, wie leider der Meister Hubert Weismann den Anführer dabei machte, und besonders von zwei fremden, erst seit wenigen Monaten zu Rahne arbeitenden Grobspinnern, Simon und Giebel, unterstützt würde. Die Unzufriedenen, von denen nur Hubert aus Rahne gebürtig sei, wären bereits so sehr verführt, daß er jede Bemühung, sie auf bessere Gedanken zu bringen, für utzlos erachtete, und nur noch von einer göttlichen

Züchtigung deren Besserung erwarten könnte. Beide wackere Männer schieden mit betrübtem Herzen von einander, und es war bereits spät geworden, als Alban Marbach den Meierhof erreichte.

IV.

Ein Brief von Albert Forstner an seine Großmutter Dessart wird uns sehr dazu dienen, uns mit den innern Familien-Verhältnissen des Fabrikherrn Stephan Forstner näher bekannt zu machen, und so die richtige Auffassung der folgenden Geschichte zu erleichtern. Dieser Brief ist datirt: Rahne den 25. Februar 1848.

Sie erwarten mit Ungeduld Neuigkeiten von mir, gute, theure Großmutter! Ich weiß es, denn es sagt es mir mein Herz, das mich noch nie betrogen, wenn es mir von ihrer zärtlichen Sorge um mich sprach. Nicht wahr, Sie wünschen zu wissen, ab meine Reise glücklich gewesen? Glücklich! darf ich dieses Wort wohl da anwenden, wo die Rede davon ist, daß ich mich von Ihnen entfernen und das Andenken an die Thränen mitnehmen mußte, die Sie bei meinem Abschiede vergossen? Wie sehr habe ich gewünscht, die drei so schnell entflohenen Monate nochmal anfangen zu können, während welcher es mir vergönnt gewesen, Ihnen jeden Augenblick zu widmen. Aber, eitler Wunsch! es mußte geschieden sein. Um acht Uhr saß ich noch an Ihrem Tische, wo wir zusammen das Frühstück nahmen, ein trauriges Frühstück, weil es das letzte gemeinsame sein mußte; denn vor Ablauf des Tages war ich schon über sechszig Stunden von Ihrer mir so lieben Wohnung entfernt. Ich frug mich, ob ich nicht einen jener bösen Träume geträumt, welche zu glauben, die Einbildungskraft sich

streubet; aber ach! und dreimal ach! Dampfkessel und Eisenschienen hatten sich vereinigt, denselben zu verwirklichen. Indeß, die Reise ist ohne irgend einen jener Zufälle abgelaufen, die Ihre Sorge um mich Sie befürchten machte, und ich denke recht gerne, daß ich dieses dem frommen Gebete verdanke, womit Sie meine pfeilschnelle Fahrt begleitet haben.

Versprochen habe ich, liebe Großmutter, Ihnen bis ins Einzelne darüber Mittheilung zu machen, was mir bei meiner Rückkehr zu Rahne begegnen würde, und ich will mein Wort nicht brechen.

Gleich nach meiner Ankunft eilte ich zu meinem Vater, der mich mit offenen Armen erwartete und die Freude, mich wieder zu sehen, in seinen Blicken nicht verbergen konnte. Nur zu bald kamen auch meine Stiefmutter und ihr Sohn Ernest herbei, denn es wäre mir weit angenehmer gewesen, die ersten Augenblicke mit meinem Vater allein zu sein. Es ist möglich, daß meine Mienen dieses verriethen. Indeß verbeugte ich mich gegen Frau Forstner, die meinen Gruß mit jener trockenen Kälte erwiederte, die unsere Verhältnisse karakteresirt. Ich wandte mich dann zu Ernest, um ihn zu umarmen; allein, sei es, daß er meine Bewegung nicht wahrnahm, oder daß er meinem Kusse ausweichen wollte, er wandte sich hastig zur Fensteröffnung und pfiff seinem Hunde, der über den Hof dahinlief. Obgleich ich mir den Anschein gab, dieses Benehmen nicht zu gewahren, empörte es mich doch nicht wenig, denn wie Sie, meine gute Großmutter, wissen, liebe ich diesen Knaben, so sehr ich auch berechtigt bin, mich über seine Mutter zu beschweren. Das war also der Empfang, der hier bei der Rückkehr meiner harrete, und den Schmerz, Sie verlassen zu haben, wo möglich noch erhöhete.

Mein Vater ist während der drei Monate meiner Abwesenheit gar auffallend gealtert. Er ist bleich, seine Züge sind ernsthaft, er scheint gegen irgend einen peinlichen Vorfall anzukämpfen; jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß er leidet, aber er hält das Geheimniß seines Leidens sorgfältig in seiner Seele verborgen. Am Abende nach meiner Ankunft führte ein Zufall mich auf einige Augenblicke mit meiner Stiefmutter allein zusammen. Ich glaubte, ihr meine Besorgniß über die Gesundheit meines Vaters nicht verhehlen zu dürfen. Wenn ich Ihnen möglich treu die Unterredung mittheile, die sich darüber entspann, so wird sie ihnen eine Idee von dem Verhältnisse geben, welches zwischen mir und dieser Person besteht, die die einzige in der Welt ist, gegen die ich eine tiefe unüberwindliche Abneigung fühle und die ich doch zu ehren mich verpflichtet finde.

Auf mein geäußertes Bedenken erwiederte sie: „Herr Forstner ist während drei voller Monate mit allen Beschwerden und allen Unannehmlichkeiten der Geschäfte belastet gewesen, und so dürfen Sie, scheint mir, sich nicht darüber wundern, daß seine Gesundheit dadurch sehr gelitten hat; man könnte darüber abzehren wie ein Einsiedler.“

Ich fühlte vollkommen den Vorwurf, der in diesen Worten lag, und antwortete mit Lebhaftigkeit: „Aber mein Vater war doch nicht allein!“ — Sie: „Ach! wohl wahr, er hat Geschäfts-Diener, aber diese genügen in einem Augenblicke, wie der gegenwärtige ist, keineswegs.“

Nicht ohne einigen Nachdruck entgegnete ich: „Er hatte ja doch auch meinen Bruder!“ — Sie: „Ernest ist ein Kind von achtzehn Jahren. Wollen Sie, daß man schon seiner Jugend Fesseln anlege, seine Erziehung

unterbreche?“ — Ich erwiederte: „Ich war kaum sechs=zehn Jahre alt, als meinen Studien ein Ziel gesetzt und ich von meinem Vater auf seinem Comptoir beschäftigt wurde, was Sie wohl nicht werden vergessen haben.“ — „Sie waren immer ein Wunder,“ versetzte sie mit einer bitteren Ironie, die mich tief verletzte und mir die Antwort in den Mund legte: „Ich war nie ein Wunder, indessen werden Sie mir erlauben, einer ungerechten Beschuldigung die Wahrheit entgegen zu setzen. Uebrigens scheinen Sie vergessen zu wollen, daß meine Großmutter krank war, als sie vor drei Monaten meinen Besuch und meinen Beistand begehrte.“ — Hiemit schloß die Unterredung.

Es ist nur zu wahr, theure Großmutter, daß die Lage der Fabrikanten mit jedem Tage schwieriger wird. Die unglücklichen gegenwärtigen Zeitumstände, verbunden mit den häufig unvernünftigen und unerfüllbaren Anforderungen der Kaufleute einerseits und zugleich der Arbeiter andrerseits, machen unsre Verhältnisse höchst peinlich. Mein Vater, mit dem ich darüber eine lange Unterredung gehabt, hat mir all seine Besorgnisse mitgetheilt. Die Betrachtung der Gegenwart ist betrübend und die Aussicht in die nahe Zukunft erschreckend. Ich habe nun wieder meine mühselige Beschäftigung übernommen, indem ich einen großen Theil meiner Zeit dazu verwende, die Fabrikgebäude zu durchwandern, die oft lästige, aber zum Gedeihen eines Etablissements so unerläßliche Aufsicht zu führen.

Einen Gehülfen habe ich an Hubert Weismann, dem Milchbruder meines Vaters, von dem ich Ihnen einige Male gesprochen, und der das Amt eines Untermeisters versieht. Sie wissen, daß ich die wohlwollende Meinung nicht ganz theile, die mein Vater gegen diesen

Menschen hegt, den er für vollkommen rechtschaffen und ihm durchaus ergeben hält. Das finstere und störrische Wesen Hubert's scheint mir während meiner Abwesenheit nicht wenig zugenommen zu haben. Um ihn etwas freundlicher zu stimmen, frug ich ihn über das Befinden und Verhalten seiner kleinen Marie, die als das sittsamste, sanfteste und musterhafteste aller jungen Mädchen von Rahne anerkannt ist; allein er antwortete mir in einem so mißmuthigen Tone, daß mir die Lust verging, weiter zu fragen. Wenn ich auch die Rechtschaffenheit des Meisters Weismann nicht bezweiflen will, so kann ich doch an seine aufrichtige Ergebenheit nicht glauben. Indeß werde ich nicht versuchen, meinen Vater über den desfallsigen Irrthum aufzuklären, denn wozu ihm diese angenehme Täuschung rauben? Ist es ja doch so süß, sich geliebt zu glauben! Auch wäre es noch möglich, daß ich mich irrte und Hubert die guten Eigenschaften besäße, die man ihm zumuthet. Dazu bin ich gezwungen, solches gar zu wünschen, da dieser Mensch einen Einfluß auf unsre Arbeiter übt, der, übel angewandt oder mißbraucht, die traurigsten Folgen haben könnte.

Uebrigens ist in unsern häuslichen Verhältnissen nichts geändert. Während mein Vater und ich arbeiten, empfängt oder macht Frau Forstner Besuche. Ernest begleitet sie manchmal dabei, setzt sich aber häufiger zu Pferde und durchreitet die Umgegend in Begleitung von gleichgesinnten jungen Müßiggängern. Seine Mutter findet das recht, und mein Vater schweigt dazu.

Sie werden nicht glauben, daß eine niedrige Mißgunst mich bewege, die Vergnügungen meines Halbbruders zu tadeln, weil ich sie nicht mitgenießen kann; ach nein!

Sie kennen dazu Ihren Albert zu wohl, und eben deshalb mag er so gerne Ihnen sein Herz öffnen und seine geheimsten Gedanken vor Ihnen darlegen. Auch wissen Sie, wie fern es von mir ist, das Benehmen meines Vaters irgend wie zu tadeln, aber begreifen kann ich nicht, wie ihm die üblen Folgen entgehen, welche die Angewöhnung von Verschwendung und Ueppigkeit für die Zukunft meines Bruders haben muß. Auch ist mir seine nachgiebige Schwäche gegen Ernest unerklärlich, wenn ich der wohlthätigen Strenge mich erinnere, womit er meine Erziehung geleitet hat. Vielleicht können Sie, meine theure Großmutter! mir Aufschluß über diese Geheimnisse in seinem Benehmen gewähren. Indeß beschwöre ich Sie, nicht zu glauben, noch weniger mir zu sagen, daß diese Nachgiebigkeit meines Vaters aus einem größern Maaße von Liebe stamme, die er gegen den jüngern seiner Söhne hege; denn dieser Gedanke, wenn er in mir Nahrung bekäme, würde mich gar zu unglücklich machen. Ich bin bereit, meiner Stiefmutter alle Feindseligkeiten, alle Ungerechtigkeiten und jede Verschleuderung unseres Vermögens zu verzeihen; nur das Eine wäre mir unerträglich, wenn ihr Sohn mir die Zuneigung raubte, die ich im Herzen meines Vaters zu finden wünsche und erwarte. Wäre ich noch bei Ihnen, theure Großmutter, Sie würden mir vielleicht Vorwürfe machen. Mag sein! aber selbst diese sanften Vorwürfe entbehre ich schmerzlich, denn sie würden mir nur neue Proben jener zärtlichen, innigen Liebe sein, mit welcher Sie so unwiderstehlich zur Gegenliebe zwingen

Ihren ganz ergebenen, dankbaren Enkel

Albert.

V.

Herr Stephan Forstner galt allgemein als einer der reichsten Fabrikanten. Er besaß beim Dorfe Rahne eine große Spinnerei, die täglich über dreihundert Arbeiter beschäftigte. Der Reichthum des Herrn Forstner war noch nicht sehr alt, denn sein Vater war ein einfacher Arbeiter gewesen, der sich durch Einsicht, Muth und Fleiß über seinen Stand emporgeschwungen hatte. Derselbe hatte mit strenger Sittsamkeit, Umsicht, Thätigkeit und Sparsamkeit jene kräftige Entschlossenheit und verständige Beharrlichkeit vereinigt, wodurch gewöhnlich glückliche Erfolge unter Gottes Segen herbeigeführt werden. Er hegte jederzeit die Hoffnung, daß er's zu einigem Vermögen bringen und seinen Kindern die ehrlich erworbenen Früchte seiner Arbeitsamkeit hinterlassen werde, und daß diese dann, durch den Preis seiner unermüdlichen Anstrengungen beglückt, sein Andenken segnen und sich zur Sittsamkeit, Arbeitsamkeit und Dankbarkeit gegen Gott ermuntert finden würden.

Von fünf Kindern, die Anton Forstner gehabt, war Stephan allein am Leben geblieben. Dieser war es daher, auf welchen der Vater all' seine Hoffnung gesetzt, dem er all' seine Vaterliebe zugewandt hatte; und die Anhänglichkeit, Ehrerbietung und Dankbarkeit des gutgearteten Sohnes war des ehemaligen Arbeiters süßeste Freude und höchstes Glück. Stephan war noch jung, als er mit Zustimmung seines Vaters Fräulein Albertine Dessart heirathete. So groß auch die Heirathsgabe war, die er mit ihr erhielt, schätzte er doch mit Recht die fromme Sittsamkeit, die bescheidene Sanftmuth und innige Hingabe unvergleichlich höher, die er mit jedem Tage an seiner jugendlichen Frau

mehr und mehr wahrzunehmen Gelegenheit fand. Bis dahin hatte den jungen Forstner das Leben angelacht, und es schien, als sollte er nur dessen Freuden kennen lernen. Allein ein so vollkommenes Glück scheint nicht das Loos des Menschen auf Erden sein zu sollen. Stephan Forstner mußte dieses nur zu bald auf die schmerzlichste Weise erfahren; denn er verlor seine theure Gattin in dem Momente, wo sie ihm das erste Kind, nämlich Albert gebar. So brachte ihm das Ereigniß, welches sein Glück zu vollenden schien, den größten Schmerz, und der erste Kuß, den er seinem neugebornen Sohne gab, war von dem bittersten Schmerze über den Tod der Mutter desselben begleitet. Umsonst versuchte der alternde Vater seinem schmerzzerrissenen Herzen einigen Trost einzuflößen; Stephan wiederholte unabläßig, daß es um seine Ruhe geschehen und seine Lebenslust vernichtet sei. Diese Vorhersage schien sich zu verwirklichen, denn der junge Wittwer glaubte damals seines Lebens größter Feind sein zu müssen.

Unvermerkt mäßigte sich aber mit der Zeit der Kummer, den ihm der Verlust seiner Gattin verursacht hatte, und wenn er auch ihrer keineswegs vergessen konnte, vermochte er doch allgemach ihrer ohne allzugroßen Schmerz zu gedenken. Seine Tage flossen ruhiger dahin in der Gesellschaft seines Vaters und seines kleinen Albert, und die Zärtlichkeit des Greises wie die süße Liebkosung des Kindes genügten eine Zeit lang seinem Herzen. Sein Loos war daher noch immer ein angenehmes; allein nach und nach begehrte sein Gemüth mehr. Ein unglückliches Zusammentreffen mit einer jungen, schönen, s. g. geistreichen und gefallsüchtigen Waise erregte seine Leidenschaft, und obschon dieses Fräulein auch nicht eine einzige der herrlichen Eigenschaften der theuren Albertine besaß,

ließ er sich doch durch ihre Verführungskünste verleiten, seinem Kinde eine zweite Mutter geben zu wollen, welche demselben in keiner Weise die Stelle der verlorenen zu ersetzen im Stande war.

Scharfsichtiger oder nicht verblendet wie sein Sohn, widersetzte der alte Forstner sich aus allen Kräften dieser Verehelichung. Angelangt an das Ende seiner Laufbahn, schauderte ihn bei dem Gedanken, seinen geliebten Stephan sich in ein Verhältniß stürzen zu sehen, das ihn fast nothwendig unglücklich machen würde. Dieser schien denn doch den väterlichen Ermahnungen Gehör geben zu wollen, zumal die Befürchtungen, die der abnehmende Gesundheitszustand seines Vaters ihm seit einiger Zeit einflößte, seine leidenschaftlichen Neigungen heilsam hemmten. Als endlich der Greis auf dem Sterbebette das Versprechen von ihm forderte, nie eine Verbindung einzugehen, die ihm unvermeidlich seine Ruhe rauben würde, schien Stephan sich zur Beachtung dieses väterlichen Willens zu verpflichten.

Er that dieses wirklich mit aufrichtigem Gemüthe; allein, o Elend des menschlichen Herzens! kaum waren zwei Jahre verflossen, als die neue Frau Forstner die bescheidene Wohnung des alten Arbeiters völlig umgestaltete unter dem Vorwande, daß sie ihrem Stande nicht angemessen sei. Stephan suchte die Erinnerung an sein Versprechen in seinem Gedächtnisse durch den Gedanken zu tilgen, daß er nicht verpflichtet sein könne, sein Glück den ungerechten Vorurtheilen eines alten Vaters zu opfern, so theuer auch sonst dessen Andenken seinem Herzen sei und bleibe. Wohl gelang es ihm, aber nicht leicht, sich über diese seiner so unwürdigen Untreue einigermaßen zu beruhigen.

Inzwischen dauerte die Selbsttäuschung über die neue Gattin nicht lange. Seine Gefühle für dieselbe hatten das Schicksal mit all jenen eiteln Zuneigungen gemein, welchen die Grundlage der Frömmigkeit und des Herzensadels auf Seite der Gattin und die Achtung und das Vertrauen auf Seite des Gatten fehlet. Nur zu bald mußte Stephan sich überzeugen, daß er unglücklich sei und selbst das Recht, sich darüber zu beklagen, verloren habe. Auch Frau Forstner konnte sich über die Aenderung nicht ferner täuschen, die sie im Herzen ihres Mannes bewirkt hatte. Sie litt gar sehr durch ihre Eitelkeit; aber anstatt sich die wahre Ursache zu gestehen und Alles aufzubieten, um durch Sanftmuth und Liebenswürdigkeit das Herz ihres Gatten wiederzugewinnen, überließ sie sich ganz und gar ihrer von Natur gebieterischen und herrschsüchtigen Launenhaftigkeit. Weil sie zur Behauptung der Herrschaft, die sie sich über ihren Gemahl angemaßt, nicht mehr auf dessen Zuneigung rechnen konnte, so benutzte sie eine gewisse Schwäche desselben, die aus Friedliebe und Scheu vor Mißhelligkeit stammte, um die Gewalt zu bewahren, die ihr genommen werden konnte.

Frau Forstner hatte kein Vermögen eingebracht. Aber ihre Mittellosigkeit hatte sie nie bewegen können, das Hauswesen mit kluger Ordnung und Sparsamkeit zu besorgen, und jetzt gedachte sie derselben nur noch, um sie durch Mißbrauch ihrer gegenwärtigen Stellung in Vergessenheit zu bringen. Ihre Verschwendung artete bald so sehr aus, daß ihr Mann sich verpflichtet glaubte, ihr darüber einige Bemerkungen zu machen. Sie aber bezog jeden noch so leisen Vorwurf auf ihren persönlichen Vermögensmangel, und die Erbitterung, welche sie darüber äußerte, schloß ihrem Gotten den Mund,

weil ihm gerade nichts verhaßter war, als der Vorwurf der Armuth.

Bei einer Frau von solchem Charakter konnten alle Opfer, welche Stephan zur Erhaltung des häuslichen Friedens brachte, nicht verhüten, daß letzterer häufig gestört wurde. Er erkannte in diesen immer wiederkehrenden Verdrießlichkeiten eine gerechte Strafe für den Mangel an Achtung gegen das Andenken und den letzten Willen seines verstorbenen Vaters, und diese Erkenntniß vermehrte nothwendig die Bitterkeit seiner Gemüthsleiden und vollendete so sein Unglück.

Frau Forstner hatte sich nie die Mühe genommen, die Abneigung zu verhehlen, die sie gegen den kleinen Albert hegte, zumal ihrer Eifersucht nicht entging, daß dessen Mutter auch lange nach ihrem Tode noch ihre gefährlichste Nebenbuhlerin im Herzen ihres Gatten geblieben.

Diese Art von Neid verdoppelte sich, nachdem sie Mutter geworden und sie sich nun immer mit dem Gedanken beschäftigte, daß ihr Ernest seinem Bruder gegenüber, der als der alleinige Erbe des Vermögens seiner Mutter und seiner Großmutter, der Frau Dessart, großen Reichthum erlange, in eine untergeordnete Stellung kommen würde. — Diese unvernünftige Mißgunst, welche mit den Jahren stieg, wurde für Herrn Forstner und für Albert eine unversiegliche Quelle von beständigen Quälereien.

Das mindeste Zeichen von Zuneigung des Vaters gegen seinen ältern Sohn war in den Augen der ungerechten Stiefmutter eine Zurücksetzung ihres Ernest, und so erschien ihr auch jede noch so milde Zurechtweisung dieses verhätschelten Kindes als ein Beweis der Gleichgültigkeit oder gar der Härte gegen ihn. —

Durch diese unaufhörlichen Vorwürfe ermüdet und treu dem Verhalten, den Frieden um jeden Preis zu gewinnen, überließ endlich Stephan die Erziehung seines jüngern Sohnes ganz und gar seiner Frau, und wir wissen bereits aus dem Briefe Alberts an seine Großmutter, welchen beklagenswerthen Gebrauch Frau Forstner von ihrer Autorität machte.

Ernest war unwissend, faul und hielt sich dazu von der Vortrefflichkeit seiner Person, wie von seinen Verdiensten überzeugt; denn das Geld, welches ihm seine Mutter reichlich zu verschaffen wußte, hatte ihm eigennützige Freunde zugezogen, die ihn durch unaufhörliche Schmeicheleien bethörten. Die kurzsichtige Zärtlichkeit hatte Frau Forstner überredet, es sei ihre Aufgabe, die Jugend ihres Lieblings möglichst genußreich zu machen und ihn so gewissermaßen dafür schadlos zu halten, daß das Glück ihn nicht so wie seinen ältern Bruder begünstigt habe.

Alberts Kindheit hatte schier aller Vergnügen dieses Alters entbehrt. Auf der einen Seite hatte er einen Vater, der es kaum wagen gedurft, ihm seine Zuneigung zu erweisen, und auf der andern Seite eine Stiefmutter, die es nicht unterlassen, ihm ihre Feindseligkeit unverhohlen kundzugeben; daher hatte er nur jene Tage zu den glücklichen zählen gekonnt, die er bei seiner wahrhaft guten und liebevollen Großmutter zugebracht hatte. Ohne letztere würde er die Wonne des Familienglücks, die doch für sein zartfühlendes und liebreiches Gemüth Bedürfniß war, nicht kennen gelernt haben. Mit den glücklichsten Geistes- und Herzens-Anlagen begabt, hatte er durch Gottes weise und gnädige Fügung, wie zum Ersatze für den Verlust der Mutter, einen Freund gefunden, der in hohem Grade

dazu gedient hatte, seine Naturgaben zu entwickeln. Eine ungemeine Empfindlichkeit war ein Grundton seines Wesens. Wie er mit Herzenswärme liebte, war es auch ein Bedürfniß für ihn, innig geliebt zu werden. Ward sein Herz verwundet, so hielt es schwer, diese Wunde zu heilen, zumal wenn sie ihm geschlagen war von der Hand eines Menschen, der ihm theuer war. Bei all seinen schönen Eigenschaften war er doch nicht fehlerlos. Eine Makel befleckte seine sonst edle Seele, denn es war ihm nicht gelungen, eine bittere Abneigung zu besiegen, die er gegen seine Stiefmutter hegte. Wenn auch das Benehmen dieser Frau seinen Widerwillen gegen sie erklärte, so war er darum doch nicht entschuldigt vor den Augen Gottes, der mit unbeugsamer Strenge darauf dringt und hält, daß wir einander von Herzen verzeihen. All die Unbilden, die Albert seit seiner Kindheit von der Frau seines Vaters zu erdulden gehabt, hatten sich mit unauslöschlichen Zügen seinem Herzen eingeprägt, und nie hatte er mit Ernst versucht, sie dort auszutilgen. Dieses war der einzige Punkt, rücksichtlich dessen die sonst nicht geringe Frömmigkeit des jungen Mannes unwirksam schien. Und doch fehlte es ihm nicht an Ermahnungen, in welchen jener Freund, dessen wir erwähnt, auf die Beweggründe der Religion zum herzlichen Verzeihen nachdrücklich hinwies, und worin er das ganze Ansehen seines heiligen Amtes geltend machte; denn es war dieser Freund kein andrer, als der alte, ehrwürdige Pfarrer von Rahne. Herr Klaudius übte sonst einen großen Einfluß auf Albert, welcher ihm nicht nur wegen seiner hohen Tugenden, sondern auch noch deshalb viele Hochschätzung verschuldete, weil derselbe in ihm das tröstliche und heilsame Andenken an eine so vortreffliche Mutter erhalten, die

er nie gekannt und der er sogar das Leben gekostet hatte. Es war nämlich der Pfarrer von Rahne gewesen, welcher der guten Albertine in den letzten Lebensmomenten beigestanden und sie im Glauben gestärkt und durch die Hinweisung auf das selige Leben jenseits dazu ermuthigt hatte, mit Ergebung so jung diese Erde zu verlassen und den neugebornen Säugling der göttlichen Vorsehung mit ruhiger Zuversicht zu übergeben. Albert, der mit seiner Großmutter nicht von ihrer Tochter zu sprechen wagte, um nicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen, und eben so wenig seinen Vater an die erste Frau erinnern durfte, deren bloßer Name diesem schon wie Vorwurf lautete, war hingegen dem theuern Pfarrer gegenüber von diesem gezwungenen Schweigen entbunden und unterhielt sich mit diesem über nichts anderes so gerne, als über die guten und preiswürdigen Eigenschaften seiner Mutter. Herr Klaudius pflegte diese Unterredungen damit zu schließen, daß er Albert ermunterte, der Mutter, der er dem Aeußern nach auffallend glich, auch dem Herzen nach immer ähnlicher zu werden. Und in der That hegte der junge Mann einen nicht geringen Eifer, dieses zu erstreben, und die innere Aehnlichkeit mit der Frühvollendeten immer mehr zu vervollkommenen.

VI.

Wir bitten jetzt den Leser, uns in die Fabrik des Herrn Stephan Forstner zu folgen. Hier wird er noch mit einigen andern Personen Bekanntschaft machen, welche in unsrer vorliegenden Geschichte auftreten werden. Wir wissen bereits, daß die große Spinnerei eine bedeutende Anzahl Arbeiter beschäftigt, und daß ihr die meisten Einwohner von Rahne ihren Unterhalt verdankten.

Die ausgedehnte Fabrik hat aus einem armen Dorfe einen kleinen Marktflecken gemacht. Indeß besteht diese Umänderung schon eine Reihe von Jahren, und man fängt schon an, zu vergessen, daß dieselbe vordem als eine unschätzbare Wohlthat angesehen, und der Name des Anton Forstner, als des Begründers dieses Etablissements, von Segenssprüchen begleitet ward.

Es war im Anfange des Augustmonats, als am schon vorgerückten Morgen noch keiner der Arbeiter auf seinem Posten stand, um seiner Pflicht gemäß seine Obliegenheit zu erfüllen. In verschiedenen Haufen versammelt, schienen einige mit aller Aufmerksamkeit auf die Vorlesung einer Zeitung, welche der Bestunterrichtete unter ihnen vortrug, zu horchen, während andre mit Wärme die Tagesfragen verhandelten, welche selbstsüchtige und gefährliche Neuerer vorgebracht. Nur eine geringe Zahl hatten ihre Arbeit nicht verlassen, und diese allein schienen eingedenk zu sein, daß Herr Forstner für den Taglohn, den er ihnen zahlte, auch ein Recht auf ihre Thätigkeit habe. — Für denjenigen, der die Sache nur obenhin betrachtete und dessen Seele nicht bei der Wahrnehmung betrübt wurde, daß so schlichte und sonst durchgängig auch brave Leute durch die Verwickelung in verderbliche Ideen verwirrt und beunruhigt wurden, würde es ein interessantes Schauspiel gewesen sein, die Auslegungen und Erörterungen zu vernehmen, zu welchen die Zeitungslektüre Veranlassung gab. Allein diese Lektüre, an sich schon mißlich, wurde durch die Mißverständnisse und Unkenntniß für diese Leute nicht blos bedenklich, sondern in Wahrheit verderblich. Sie schöpften daraus die Meinung, als seien sie bis jetzt unglückliche Sklaven und die Beute der Reichen gewesen, die sie ohne Erbarmen ausgesaugt, und glaubten daher,

diese Ordnung der Dinge sei ungerecht und gottlos, dürfe nicht länger fortbestehen, und es komme nur darauf an, daß sie ihre gutmüthige Unterwürfigkeit aufgäben, um die Vermögenden zu nöthigen, auch ihnen ihre Gebühr zu gewähren. Es war besonders nachfolgender Schluß eines Artikels, der eben jene Arbeiter in die größte Spannung versetzte. Derselbe lautete:

„„Erhebet Euch, meine Brüder! schüttelt ab die elende Lethargie (Schlafsucht), als aufmerksame Wächter haltet euch bereit, eure Kräfte mit den unsrigen zu vereinigen, um den Triumph unsrer heiligen Sache herbeizuführen. Es werden keine Großen der Erde mehr geben, sobald wir ihnen nicht mehr zum Fußschemel dienen wollen!““

„Wahrhaftig, das ist gut gesagt!“ schrie, sich unterbrechend, der Vorleser, indem er mit umgekehrter Hand einen heftigen Schlag auf die Zeitung that. „Wer das geschrieben, ist nicht linkisch. Nun, was sagt denn ihr dazu?“

„Das heiß ich von der Brust reden,“ fuhr der Vorleser fort. „Der verschluckt seine Worte nicht, und scheut sich keineswegs, arme Arbeiter seine Brüder zu nennen.“

„Sehet denn doch das herrliche Wunder!“ unterbrach ein braver Arbeiter, der seine Beschäftigung nicht verlassen hatte. „Ich meine, der Herr Pfarrer ist doch nicht weniger achtungswerth, als euer Zeitungsschreiber, und nennt denn der uns auf der Kanzel nicht auch seine Brüder?“

„Arnold hat Recht,“ sprachen mehrere Stimmen. „Arnold ist ein Narr,“ riefen andre, „sein Vergleich ist sinnlos.“

Ein andrer Arbeiter mit düsterer Miene und unstätem Blicke, Simon, erhob seine Stimme und sprach:

„Hört einmal! Ich bin kein Gelehrter und wünsche, daß man mir einige Wörter, die ich nicht verstanden, erkläre."

„Welche denn?" frug der Vorleser, der kein andrer war, als der Untermeister Hubert Weismann.

Simon: „Die Zeitung sagt z. B. „„Schüttelt ab die elende Liturgie!"" Nun möchte ich doch hören, was damit gemeint sei."

Diese Frage kam nicht wenig ungelegen, und man trug einige Augenblicke Bedenken, sie zu lösen. Endlich bemerkte ein Arbeiter: „Liturgie könnte sich wohl, wie ich meine, auf die Gegenstände der Religion beziehen."

„Dann," entgegnete Arnold, „empfiehlt uns die Zeitung, die Obliegenheiten abzuschütteln, die uns die heilige Religion auferlegt. Und das ist auch ganz die Meinung von Meister Hubert."

Der Untermeister stutzte einen Augenblick; allein unvermögend, einen andern genügenden Aufschluß zu geben, gab er ein Zeichen der Zustimmung.

Da rief Simon, ein Bösewicht, dessen Herkunft man nicht recht wußte: „Ja, ja, abwerfen müssen wir von uns all die Reste der Verfinsterung — so werden wir reich und glücklich sein."

„Das scheint mir nun eben so einleuchtend noch nicht," bemerkte ein alter Arbeiter mit einer gewissen Schüchternheit; denn die Menschen sind leider mehrentheils weit kecker, schlechte Grundsätze zu behaupten, als denselben zu widersprechen.

Einige junge Leute blickten verächtlich den Alten an, brummten das Wort „Faselhans"; und er fand es gerathen, zu schweigen.

Ein anderer Zuhörer wandte sich zum Untermeister mit der Frage: „Saget mir doch, was meint die Zeitung

mit dem Spruche, „„es würden keine Großen mehr geben, wenn wir ihnen nicht mehr zum Fußschemel dienen wollten?““ Was nennt man einen Fußschemel?“ — Der Angesprochene erwiederte: „Verstehst du denn nicht, wie dieses nur eine Redensart ist, um auszudrücken, daß es keine Reichen mehr geben würde, wenn wir uns weigerten, ferner für sie zu arbeiten. Und in der That, sind denn nicht wir es, die ihnen das Vermögen erwerben?“

„Aber wir würden auch ohne sie unsre Frauen und Kinder nicht zu ernähren vermögen,“ bemerkte abermal halblaut jener alte Arbeiter. — Da warfen Hubert und Simon ihm Zornesblicke zu, vor welchen der arme Mann nicht auszuhalten vermochte, weshalb er sich so bald nur möglich in seine Ecke zurückzuziehen suchte und fortarbeitete.

Inzwischen verfloß die Zeit, und die Arbeiter oder doch eine große Anzahl derselben verriethen noch wenig Lust, sich an ihre Stellen zu begeben. Der Untermeister erinnerte sich zwar, daß es seine Aufgabe sei, ihnen die Rückkehr zur Thätigkeit zu befehlen; allein seit er selber zuerst das böse Beispiel gegeben, die Arbeit zu verlassen, um das Vorlesen der Zeitung zu hören oder sich in Folge davon der Unterredung hinzugeben, hatte er das Recht verloren, denen über ihre Versäumniß und Trägheit Vorwürfe zu machen, die doch seiner Ueberwachung unterworfen waren. Es ist überhaupt leichter, die Menschen vom rechten Wege ab, als sie wieder darauf zurückzuführen; und hat auch Jemand noch so viel Macht, zum Verkehrten zu verleiten, so findet er sich doch ohnmächtig, dem Bösen Grenzen zu setzen. Es herrschte daher noch eine große Unordnung in der Werkstätte, als nach kurzer Weile Herr Stephan

Forstner hereinkam. Er richtete seine unzufriedenen Blicke auf die verschiedenen Gruppen von Arbeitern, die nach und nach zu ihren Plätzen schlichen, und wandte sich dann zum Untermeister, indem er sprach: „Ich wundre mich, Hubert, daß Ihr gestattet habet, so zur Arbeitszeit die Thätigkeit zu versäumen; es ist dieses eben so unrecht, als wenn ich den Arbeitern einen Theil ihres rechtmäßig verdienten Lohnes vorenthalten wollte.“

„Ich habe ihnen,“ erwiederte Hubert Weismann, „bereits geboten, sich an ihre Arbeit zu machen.“

„Ich aber meine,“ entgegnete Herr Forstner, „es wäre besser gewesen, ihnen nicht zu gestatten, sie zu verlassen.“

Indeß, nachdem der Fabrikherr seine Vorwürfe geendet, ging er in gewohnter Weise umher, und spendete nach Gerechtigkeit Lob oder Tadel, je nachdem jeder es wirklich verdient hatte.

Zu andern Zeiten waren die Besuche des Herrn Forstner in der Fabrik gerne gesehen, ja sogar erwünscht; allein seit ein böser Geist sich bei den Arbeitern eingeschlichen, und sie ihren Brodherrn als ihren Feind anzusehen gelernt hatten, schienen ihnen all dessen mißbilligende Bemerkungen eben so viele Unbilden, und die Kühnern unter ihnen nahmen sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Murren darüber zu verbergen. Häufig wollte Herr Forstner dieses gar nicht bemerken, und er behandelte diese Menschen mit all der Nachsicht, die man gegen solche zu üben pflegt, denen ein Fieber vorübergehend den Verstand verwirrt hat. Wußte er ja, welche verwerfliche Mittel böse Rädelsführer täglich anwendeten, den Leuten dieser Art den Kopf zu verdrehen, und so hegte er gegen die Verführten eher Mitleid als Haß.

Nachdem Herr Forstner sich entfernt hatte, machten einige Arbeiter Miene, ihre Stellen wieder zu verlassen; allein Hubert verbot es ihnen mit Bitterkeit, indem er sprach: „Ihr sehet doch wohl, daß Alles mir zur Last gelegt wird, und wisset, daß ich Vorwürfe nicht liebe.“ Dann setzte er halblaut hinzu: „Muß ich's mir denn gefallen lassen, daß man mich in meinem Alter noch schulmeistert wie ein Kind, und als ob wir nicht Alle einander gleich wären? — Doch nein! er ist reich, er ist ein Fabrikant, und ich bin unvermögend und nichts als ein Arbeiter. So muß ich wohl vor solch einem Bevorzugten den Kopf beugen und mich vor seinem Glücke demüthigen, unterwerfen, erniedrigen! Ha! so soll's nicht immer bleiben!“ Da er dieses ausgesprochen, befand er sich in der Nähe von Simon, dem er abmerkte, daß er mit Aufmerksamkeit ihm zugehört hatte. In Zorn darüber auffahrend, schrie er: „Nun was machst du hier, du Faulenzer?“ — So sehr ihn die Herrschaft, welche Herr Forstner über ihn hatte, in der Seele empörte, fühlte und fand er doch nichts Unrechtes in der Meisterschaft, die er, oft genug in übler Laune, über die ihm untergeordneten Arbeiter ausübte. — Ohne sich von der Stelle zu bewegen, antwortete ihm Simon: „Ich höre auf Sie, und denke über Ihre Worte nach.“ Hubert entgegnete: „Du thätest besser, an deinen Platz zurückzukehren und zu arbeiten,“ und ging hinweg.

VII.

Nachdem Herr Forstner die Fabrik verlassen hatte, kehrte er in seine Schreibstube zurück, um eine sehr wichtige Arbeit zu vollenden. Im Vorgemache wandte er sich zu dem dort beschäftigten, hochbejahrten Buchführer, der bereits über dreißig Jahre dem Hause ange-

hörte, und sprach zu ihm: „Herr Horn, Sie wollen gütigst darauf achten, daß Niemand mich stören komme, denn ich bedarf großer Ruhe.“ Joseph Horn erwiederte: „Sie dürfen sich darauf verlassen, Herr, daß Ihre Befehle pünktlich ausgeführt werden; war ich doch meiner Zeit Soldat und habe es noch nicht verlernt, auf den Befehl zu achten.“

„Gut, ich rechne auf Sie,“ entgegnete Herr Forstner und ging in seine Schreibstube.

Der greise Horn sah ihm mit betrübtem Blicke nach und sprach leise zu sich selbsten: „Ein so rechtschaffener Mann und ein so guter Herr, und dennoch so.... doch, das sind nicht meine Sachen!“

Während einer halben Stunde herrschte ringsum die größte Stille, und beim alten Buchführer war nichts zu hören, als das Kritzeln der Feder, die über das Papier flüchtig wegeilte. Plötzlich ging die Thüre gewaltsam auf, und Ernest stürmte herein.

„Ach Herr!“ stöhnte der Greis, „Sie haben mich erschreckt.“ Ernest fing an zu lachen und frug hastig: „Alter Horn, ist mein Vater dort?“ — Der Greis erwiederte mit Ernst: „Wohl ist er in seiner Schreibstube, aber er hat nachdrücklich verboten, ihn nicht zu stören.“

„Dieses Verbot geht mich nichts an,“ versetzte Ernest, indem er mit seiner Reitgerte so umherschwenkte, daß die Papierblätter, auf welche der Buchführer schrieb, vom Tische herunter flogen. — Mit beschwichtigender Güte entgegnete der Greis: „Sehet doch zu, was Ihr thuet, Herr Ernest.“ Dieser aber achtete nicht auf den Alten, schwenkte nur noch heftiger mit der Gerte und hatte seinen Spaß an der Besorgniß, womit der gute Mann seine umherfliegenden Papiere mühsam zusammen suchte. Derselbe war eben beschäftigt, ein wichtiges

Aktenstück von der Erde aufzuheben, als Ernest darauf losging, die Thüre zur Schreibstube seines Vaters zu öffnen. Da sprang der Greis, wie in jugendlichem Fluge, vor die Thüre und sprach mit Entschlossenheit: „Sie kommen nicht hinein, junger Herr! Ich habe den Befehl erhalten, Niemanden hinein zu lassen, und Herr Forstner hat dabei keine Ausnahme gemacht.“

„Wisset Ihr, Horn, daß Ihr anfanget, mich ungeduldig zu machen,“ schrie der Jüngling mit Zorneifer. — „Das bedaure ich sehr,“ antwortete der alte Buchführer, „aber Sie begreifen doch, daß ich Ihrem Vater vor Allem Gehorsam schuldig bin.“

Ernest entgegnete: „Alter Starrkopf, ich muß und will aber meinen Vater in einer wichtigen Sache augenblicklich sprechen.“

„Grade höchst wichtiger Geschäfte wegen,“ versetzte Horn, „will Herr Forstner jetzt nicht gestört sein, und ich glaube, ohne Sie mit dieser Bemerkung verletzen zu wollen, daß eben seine Geschäfte von größerer Wichtigkeit sind, als die Ihrigen.“

„Ihr seid ein Grobian,“ erwiederte Ernest mit Stolz, „und ich bin wahrlich gar zu nachsichtig, mit Ihnen auch nur einen Augenblick zu streiten.“

„Ein Grobian!“ wiederholte mit Aufregung der Greis. — „Das sage ich,“ schrie Ernest, „nochmal, und frage, wollt Ihr mich hinein lassen oder nicht?“ — Horn antwortete mit Festigkeit: „Nein, junger Herr!“

Erhitzt durch den Widerstand, an den er nicht gewohnt war, erhob Ernest seine Peitsche gegen den entschiedenen Greis und war im Begriffe auf ihn loszuschlagen, als eben Albert hereintrat. Das Schauspiel, welches sich diesem hier darbot, machte ihn einen Augenblick stumm und steif vor Entsetzen. Den Boden des Comptoirs

sah er mit umhergeflogenen Papieren bedeckt, die Reitgerte gegen den ehrwürdigsten Diener des Hauses geschwungen in der Hand des Jünglings, der mit zornsprühenden Blicken, vor Aerger bleich und zitternd vor ihm stand. Da rief er diesem mit Unwillen zu: „Ernest, Unglücklicher! was machst Du?"

Der so Angeredete erwiederte: „Ich behandele einen Schuft wie er es verdient, und werde schon machen, daß man ihn fortjage."

„Mich fortjagen," versetzte der Alte, „mich fortjagen? mich? — — —"

Da der zornschnaubende Jüngling fortfuhr, den Greis mit Worten und Bewegungen zu bedrohen, trat Albert einige Schritte näher zu seinem Halbbruder, riß ihm die Reitgerte aus der Hand, zerbrach sie über sein Knie und warf die Stücke zur Erde. Dieses Verfahren lenkte plötzlich den Zorn des Jünglings von Horn auf Albert, dem er zuschrie: „Mit welchem Rechte entreißen und zerbrechen Sie mir diese Gerte?"

Albert: „Mit jenem Rechte, welches jeder vernünftige Mensch hat, sich den Handlungen eines Unsinnigen zu widersetzen. Ich habe Dir nur eine Waffe genommen, mit welcher Du eine Schandthat zu begehen bereit warest, und habe dieselbe so zerstört, wie ich wünsche auch die leiseste Erinnerung an einen so abscheulichen Auftritt vernichten zu können. Herr Horn, seien Sie so gütig, die Entschuldigungen anzunehmen, die ich Ihnen im Namen meines Bruders biete, und die er gewiß selber vorbringen wird, sobald er nur zur Besinnung gekommen sein wird."

„Mein Herr!".... stammelte der Greis, während ihm große Thränen in die Augen traten. Aber ehe er noch weiter sprechen konnte, schrie Ernest: „Ich bin's,

der Entschuldigungen zu erwarten berechtigt ist; denn ich bin beleidigt worden. Ihnen aber," fuhr er, zu seinem Stiefbruder gewendet, fort, „Ihnen untersage ich's, sich in meine Angelegenheiten zu mischen." —

Mit dem Bestreben, die Gemüthsruhe zu bewahren, erwiederte Albert: „Ernest, ich rathe Dir, wegzugehen und hoffe, Du werdest bei reiflicher Erwägung des Geschehenen das Häßliche deines Betragens einsehen."

Ernest: „Sparen Sie Ihre Predigten, die mich nichts angehen. Wenn Einer sich hier zurückziehen soll, so sind Sie es." Zu Horn sich wendend, schrie er dann: „Dieser elende Mensch, dieser gemeine Knecht hat mich insultirt! Ich will Genugthuung!"

Albert fiel ein: „Nein, das ist zu viel!" Und mit diesen Worten suchte er den schnaubenden Jüngling beim Arm zu fassen, um ihn aus der Schreibstube hinaus zu bringen. Das Geräusch wurde so groß, daß Herr Forstner es hörte und herbeieilte. Es würde schwer sein, die Bestürzung des unglücklichen Vaters und seinen herzzerreißenden Schmerz bei diesem empörenden Auftritte zu schildern. Inzwischen hatte Albert, sobald er seinen Vater wahrgenommen, Ernest losgelassen und sprach: „Weil Sie, mein Vater, Zeuge einer so beklagenswerthen Scene sein mußten, so sollen Sie denn auch allein darüber urtheilen. Herr Horn, haben Sie die Güte, das Vorgefallene zu erzählen." Der Greis entgegnete, indem er sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ: „Entschuldigen Sie, Herr Albert, ich vermag es nicht."

Mit zornsprühenden Blicken den ältern Bruder von unten nach oben messend, schrie Ernest: „Von Ihnen habe ich mir nichts befehlen zu lassen!"

Da nahm der alte Horn alle Kräfte zusammen, und begann: „Weil Herr Albert beim Beginne dieses unglückseligen Streites nicht hier gewesen, so werde ich wohl die peinliche Beschreibung desselben übernehmen müssen.“ Aber Ernest fiel ihm in's Wort und suchte den Hergang in einer für ihn möglichst günstigen Weise darzustellen. Indeß, obgleich weder der alte Horn noch Albert ihn berichtigend unterbrachen, so leuchtete doch aus seiner eigenen Darstellung seine Strafwürdigkeit zur vollen Genüge ein, und Herr Forstner ermangelte nicht, ihm zu befehlen, daß er unverweilt dem ehrwürdigen Greise Abbitte thue, den er so schwer gekränkt hatte. Ernest weigerte sich dessen auf's entschiedenste, und glaubte sich eher alles Andre, als eine solche Verdemüthigung gefallen lassen zu sollen. — „Wohlan,“ sprach Herr Forstner, „so entferne Dich aus meinen Augen, und erscheine nicht wieder vor meinem Angesichte, bis du kommst, mich deines Gehorsams zu versichern.“

Ernest verbeugte sich stolz gegen seinen Vater, warf verächtliche Blicke auf Horn und Albert und verließ das Zimmer. Es trat eine unheimliche Pause ein, die endlich der Fabrikherr mit der Bemerkung unterbrach: „Albert, Du hättest mir diese erschütternde Scene doch ersparen sollen!“ — Im Tone der empfindlichsten Ueberraschung erwiederte der junge Mann: „Wie — ich? mein Vater! —“

Herr Forstner: „Nun ja, ohne Zweifel. Warum hast du nicht versucht, diesen thörichten Brausekopf durch Sanftmuth zur Besinnung zu bringen? Als Bruder hättest du das wohl gekonnt und gesollt, während ich als Vater solche Nachsicht nicht üben durfte.“

Albert, tief verletzt, erwiederte: „Ich sehe nicht, mein Vater, wie ich noch diesen Vorwurf verdient habe,

da ich mich lange nicht dem Unmuthe so überlassen, wie es Ernest's Betragen verdiente, das in seiner Rohheit wahrlich alle Schranken überschritten hatte."

Herr Forstner: „Möchtest du die volle Wahrheit sagen; denn nichts auf der Welt betrübt mich mehr, als das Mißverhältniß, welches zwischen euch Beiden besteht." Mit diesen Worten kehrte Herr Forstner in seine Schreibstube zurück.

Nicht ohne Erbitterung wandte Albert sich zum alten Horn: „Da sehen Sie wieder die blinde Vorliebe meines Vaters zu seinem jüngern Sohne, für den ich selbst dann noch, wenn das Unrecht im höchsten Grade auf seiner Seite ist, die kränkendsten Vorwürfe hinnehmen muß."

„Nein, nein!" rief der alte Horn, „wenn die ganze Welt es mir sagte, ich würde es dennoch nicht glauben! Ihnen soll dieser eitle, anmaßende, nichtsnutzige Knabe vorgezogen werden, und das von Ihrem wackern Vater? Nein, Albert, Sie selber können das nicht glauben."

Albert: „Ach, mein guter Horn, wie viel gäbe ich darum, um daran auch nur zweifeln zu können."

Horn: „Aber dann wäre ja Herr Forstner keineswegs der verständige, gerechte und einsichtsvolle Mann, als welchen ich ihn stets gekannt habe. Ich sage Ihnen nochmal, das ist unmöglich!"

Albert: „Ich will meinen Vater nicht anklagen, nein! es muß wohl meine Schuld sein, wenn man mich nicht sonderlich liebt."

„Nein," rief Horn aus allen Kräften, „das ist nimmermehr Ihre Schuld, sondern Herr Forstner erliegt einem unglückseligen Einflusse! Doch" — fuhr er gemäßigter fort — „es steht weder mir, noch Ihnen zu, Herr Albert, Ihren edlen Vater zu tadeln."

VIII.

Durch den eben berichteten Vorgang war Herr Forstner zu tief erschüttert, als daß er wieder gleich die wichtige Arbeit hätte fortsetzen können, in welcher er so unangenehm gestört worden. Ueber eine Stunde war er bereits, die Stirne auf die Hand gestützt und in Nachsinnen versenkt, in seiner Schreibstube, als plötzlich seine Frau hereintrat. Ihre Züge waren verzerrt durch einen lebhaften Aerger, den sie jedoch noch zu verbergen suchte, obgleich sie beim Eintritte schon wahrgenommen, wie ungelegen sie ihrem Gatten komme.

„Ich möchte doch gerne wissen," hob sie an, „ob Sie es seien, der Sohn und Buchführer beauftragt habe, Ernest auf die unwürdigste Weise zu mißhandeln. Wenn Sie auch keine Liebe für diesen armen Knaben hegen, so müssen Sie doch fühlen, daß solche Kränkungen, die ihm widerfahren, mich mittreffen, und Ihre Ehre gebietet es, diesem Unfuge Grenzen zu setzen."

Herr Forstner erwiederte: „Ernest hat sich heute schmählich benommen, und Sie sehen mich darüber in ungemeine Betrübniß versenkt. Wahrlich, wenn ich Vorwürfe verdiene, so können sie nur die zu große Schwäche betreffen, womit ich versäumt, die Unarten dieses unglücklichen Kindes zu rügen und zu bessern; aber dann steht es Ihnen, Julie, grade am wenigsten zu, mir solche zu machen."

Frau Forstner: „Ich aber glaube, Ihnen mit dem größten Rechte Vorwürfe machen zu können. Ihre ungerechte Vorliebe für den ältern Sohn scheint mit jedem Tage zuzunehmen. Der ist Ihnen ein Wunder, ein Muster aller Vollkommenheit, der uns von der Höhe seiner bevorzugten Stellung herab mit Geringschätzung

behandeln darf. Diese lächerliche Anmaßung würde mich wenig kümmern, wenn Herr Albert sich damit begnügen wollte, sich selber zu vergöttern; aber er sollte sich nur nicht herausnehmen, gegen meinen Sohn eine tyrannische Autorität geltend machen zu wollen, die ich entschlossen bin, Sie mögen das wissen, nicht länger mehr zu dulden."

Herr Forstner sich lebhaft erhebend: „Noch immer die thörichten und grundlosen Einbildungen! Ich muß Ihnen aber jetzt erklären, daß ich keineswegs in einer Stimmung bin, mich heute darüber zu erklären. Eine höchst wichtige Arbeit drängt mich, darum ersuche ich Sie, mich jetzt in Ruhe zu lassen."

Frau Forstner: „Das wird nicht geschehen, mein Herr, bis Sie mir das Versprechen gegeben, meinem Sohne die Genugthuung zu verschaffen, die ihm gebührt."

Herr Forstner: „Sagen Sie Ernest, er kenne meinen Willen und solle sich unterwerfen."

Frau Forstner lebhafter: „Ich betheure Ihnen, daß ich mein Kind nicht werde unterjochen lassen."

Herr Forstner, mit sichtbarer Mühe sich mäßigend: „Nochmal, Julie, ich habe Ruhe nöthig zum Arbeiten; verlassen Sie mich."

Frau Forstner: „Und ich habe nöthig, Gerechtigkeit zu erlangen."

Herr Forstner mit Nachdruck ausrufend: „Großer Gott! habe ich denn der Ruhe, dem häuslichen Frieden noch nicht genug Opfer gebracht, daß er mir endlich gewährt werde?!"

Frau Forstner: „Mein Herr, was nennen Sie Opfer?"

Herr Forstner: „Sie verlangen sie noch kennen zu lernen?"

Frau Forstner: „Ich fordere das!“

Herr Forstner: „So sei's. Ihnen habe ich meine Autorität als Gatte, als Vater, als Hausherr geopfert, und durch diese beklagenswerthe Schwäche habe ich mir vielleicht auch die Achtung und die Zuneigung nicht nur meines Sohnes Albert, sondern auch selbst die Ernest's geraubt. Um Ihrer Lust zum Geldausgeben und zum Luxus zu genügen, habe ich Sie übermäßige Summen verschwenden lassen, so daß ich in die traurige Lage gekommen bin, mich heute oder morgen zahlungsunfähig erklären zu müssen.“

Frau Forstner: „Sie wollen mich erschrecken, mein Herr, oder vielmehr Sie wollen es mich fühlen machen, daß ich ohne Heirathsgabe mich verehelicht habe, da hingegen Ihre erste Frau, die Mutter Ihres Albert, sehr reich gewesen.“

Herr Forstner: „Ja, vor Allem war sie reich an Tugenden.“ Mit diesen Worten kehrte Herr Forstner zu seinem Pulte zurück und blieb da, das Gesicht in beide Hände gelegt, unbeweglich sitzen.

Frau Forstner: „Man könnte nicht zartfühlender, nicht liebenswürdiger sein“ — bemerkte sie mit Bitterkeit.

Herr Forstner tief betrübt: „Warum haben Sie mich genöthigt, so zu Ihnen zu sprechen? Warum einander reizen, aufregen, erbittern, wenn man zusammen leben muß? Ach, der innere Friede, die gegenseitige Zuneigung ist etwas so Zartes, so Süßes — wohlan, Julie, geben Sie mir die Hand der Versöhnung, damit dieser unselige Streit ein Ende nehme!“

Frau Forstner: „Nein, mein Herr, nein! Sie haben mich zu tief verletzt. Es würde eine übertriebene Weichheit sein, das zu vergessen. Ich will mich indeß zurückziehen, um Sie nicht länger mit meiner lästigen

Gegenwart zu beschweren und Ihnen keine Zeit mehr zu Ihrer wichtigen Beschäftigung zu rauben."

In der That ging sie hinaus mit der stolzen Haltung einer beleidigten Majestät. Ihr unglücklicher Gatte sah ihr mit schmerzzerrissenem Herzen nach, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und seufzte tief: „O mein Vater! mein Vater! so hast Du mir denn noch nicht verziehen?!"

IX.

Marie Weismann, gewöhnlich Mariechen geheißen, hatte frühe ihre Mutter verloren. Allein die göttliche Vorsehung hatte ihr dafür einen Ersatz gewährt, wenn eine gute Mutter je ersetzt werden kann. Die Tochter Huberts war von Fräulein Seraphine Klaudius, der jüngern Schwester des ehrwürdigen Pfarrers von Rahne, über den Taufbrunnen gehalten worden. In schöner Nachahmung der Tugenden, die sie täglich ihren Bruder ausüben sah, hatte Fräulein Seraphine die Uebernahme der Pathenpflichten für keine leere Ceremonie gehalten, sondern von ganzem Herzen sich dazu entschlossen, über das kleine Wesen, das in der heiligen Taufe geistig wiedergeboren worden, sorgfältig zu wachen und nach Kräften an ihr Mutterstelle zu ersetzen. Diese geistliche Verwandtschaft war in ihren Augen etwas Heiliges, und es ergab sich bald Gelegenheit, solches zu bethätigen. Die Waise ward der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt. Mit unermüdbarer Ausdauer war sie beflissen, die Anlagen der kleinen Marie zu entwickeln und deren Gemüth für die Tugend zu stimmen. Wenn so die Tochter des Meisters Hubert durch Frömmigkeit, Bescheidenheit, Sanftmuth, Ordnungsliebe und Geschick zur Führung des Haus-

wesens sich immer mehr auszeichnete, so verdankte sie dieses Alles in hohem Grade der Sorgfalt und Liebe ihrer Pathin. Aber die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der kleinen Marie gegen ihre Wohlthäterin war auch außerordentlich; sie hätte ihre Mutter, die sie kaum gekannt hatte, nicht inniger lieben können. Die Anwesenheit dieses Kindes, sowie dessen sanfte Munterkeit belebte und erheiterte das Pfarrhaus. Ein Tag, ohne sie zu sehen, war für Fräulein Seraphine von tödtlicher Langeweile. Marie war ihr, wie sie Marien, und zwar mit Recht, unentbehrlich geworden. Diese vergalt ihr jetzt die Sorgen, womit sie ihre Kindheit gepflegt hatte.

Hubert, den seine Beschäftigung in der Fabrik des Herrn Forstner nöthigte, fast immer von seinem Hause abwesend zu sein, war stets recht zufrieden damit gewesen, sein Kind von so achtungswürdigen Pflegern überwacht, geleitet und gebildet zu sehen. Allein seit einiger Zeit empfand er eine gewisse, ungegründete Besorgniß über die Anhänglichkeit, die seine Marie gegen ihre Pathin äußerte. Er bildete sich ein, daß diese Anhänglichkeit diejenige beeinträchtigen möchte, die er von seiner Tochter zu erwarten berechtigt sei. Wahrlich ein ungerechter Argwohn! denn Marie hatte es seit ihrer zarten Kindheit von ihrer würdigen Freundin immer gehört und wirklich erlernt, wie sie ihrem Vater die zärtlichste und ergebenste Kindesliebe zu erweisen habe. Inzwischen hatte die junge Tochter Kraft jenes untrüglichen Instinktes des unverdorbenen weiblichen Gemüthes es geahnet, was im Innern ihres Vaters vorging, und war darüber nicht wenig betrübt. Sie flehete daher mit kindlicher Inbrunst zu Gott, daß Er sie erleuchte, damit sie einsehe, was einerseits die Dank-

barkeit und andrerseits die kindliche Liebe von ihr fordere. Der Eingebung des Himmels vertrauend, die denen selten fehlet, welche sie mit reinem und sehnsüchtigem Herzen erbitten, hoffte sie dann, keine ihrer Obliegenheiten zu versäumen. Ihr einfaches und zurückgezogenes Stillleben war nicht ohne Anmuth und Freude. Sie besaß vor Allem jene innere Zufriedenheit, jenes reine Vergnügen, welches allzeit den Seelen eigen ist, die mit sich selbsten, mit ihrem Gewissen in Frieden sind. Während sie ihre Hausgeschäfte besorgte, begleitete fast immer ein heiteres Lied ihre Arbeit. Sie war glücklich, und das Leben zeigte sich ihr recht freundlich. Ueberall beliebt, empfing sie von allen Seiten, wenn sie im Dorfe erschien, freundliche Gegengrüße. Allein die schönsten Freudentage, die, auf welche sie sich schon lange vorher freute, waren die höhern kirchlichen Feste, deren feierliche Begehung sie nach ihren Kräften zu fördern suchte. Marie beeiferte sich dann, die schöne Kirche zu Rahne mit den besten Blumen, die eben die Jahreszeit gewährte, auszuschmücken. Sie ließ es sich nicht nehmen, vorzugsweise das Bild der allerseligsten Jungfrau mit dem reichsten Schmucke auszustatten. Darüber wurde schon eine Reihe Tage vorher mit ihrer Pathin Rath gehalten. Mit jedem Jahre wollte sie zur Verherrlichung Mariä größern Aufwand machen, und hatte auch kein Bedenken getragen, der Mutter ihres Erlösers die bescheidenen Kleinodien zu opfern, die sie der Freigebigkeit ihres Vaters verdankte. Die gute Seraphine gewahrte diesen frommen Wetteifer ihres Lieblinges mit inniger Freude; meist konnte sie ihre kindlich sinnigen Vorschläge nur billigen, und wenn sie mitunter dieselben nicht genehmigen zu können glaubte, so unterwarfen sich doch beide allemal ohne Widerrede dem Gutachten des würdigen Pfarrers.

Herr Klaudius und seine Schwester saßen eines Abends im Garten des Pfarrhauses, um die angenehme, erfrischende Kühle zu genießen, als sie plötzlich Marie gewahrten, die schnell gelaufen kam, und sich, ganz erhitzt, auf einen kleinen Stuhl zu den Füßen Seraphinens niederließ.

„Nun,“ frug Fräulein Klaudius, die Kleine sanft und ermunternd auf die glühenden Wangen schlagend, „wo bist du denn den ganzen Tag über geblieben? Wir hofften nicht mehr, dich heute noch zu sehen.“

„Mein Vater hatte mir Vieles zu besorgen gegeben,“ erwiederte Marie.

„Recht so, mein Kind,“ versetzte der ehrwürdige Pfarrer, „die Arbeit geht dem Vergnügen vor, und so hast du, wie sich's gebührt, deine Pflicht zuerst erfüllt, bevor du an die Erholung gedacht hast.“

„Ich habe nur,“ erwiederte Marie, „einige Augenblicke Zeit, und konnte mir doch nicht versagen, Sie vor Ablauf des Tages noch zu sehen und zu sprechen.“

„Es wird denn wohl eine interessante Neuigkeit sein, die du uns noch mittheilen wolltest?“ frug Fräulein Seraphine. — Marie stockte einen Augenblick, während zwei helle Thränen, die sie gern zurückgehalten hätte, in ihren Augen sich zeigten. Da rief Fräulein Klaudius lebhaft, indem sie ihre Blicke forschend auf das junge Mädchen richtete: „Ach, es handelt sich von einem Unglücke!“

„Ja,“ versetzte Marie, „von einem Unglück, das ich schon einige Zeit vorhergesehen. In Folge eines heftigen Streites hat mein Vater sich mit meinem Oheim Alban, dem ältern Bruder meiner armen Mutter, völlig entzweit, und hat mir verboten, ihn in Zukunft zu besuchen oder auch nur zu sprechen.“

„Und was ist denn der Gegenstand dieser unglücklichen Entzweiung?“ frug Fräulein Seraphine, während der alte Pfarrer der Antwort nicht zu bedürfen schien, welche Marie gab, indem sie erwiederte: „Ach, meine liebste Pathe, es wird mir schwer sein, Ihnen etwas zu erklären, wovon ich kaum das Wenigste verstanden, obgleich ich bei dem unseligen Streite gegenwärtig zu sein, genöthigt war. Es wurde gesprochen über einen Verkäufer von Zeitungen, die derselbe im Dorfe herum abgesetzt und zum Theil gar umsonst vertheilt habe. Mein Oheim behauptete, man hätte diesen Menschen fortjagen sollen, wie man einen Menschen wegjage, der Gift feilbiete. Hierüber gerieth mein Vater in Zorn, der Streit entspann sich, wurde immer heftiger und ging endlich so weit, daß mein Vater dem Oheim alle Freundschaft aufkündigte und ihn sogar unter Scheltworten aus dem Hause wies.“

„Unseliger Zwiespalt!“ sprach mit gedämpfter Stimme der alte Pfarrer. „Ist es noch nicht genug, daß ihr Wühler die Nation in Streit und Uneinigkeit versetzt, müßt ihr auch noch Unfrieden und Zwietracht unter Brüdern und Freunden stiften! Ach, wer denkt heutigen Tags noch an das heilige Gesetz der beglückenden Liebe, welches die Menschen zu lehren, der Sohn Gottes selbst vom Himmel auf die Erde gekommen ist!“

„Ich habe Mühe, es zu glauben,“ bemerkte Fräulein Seraphine. „Wie, Hubert Weismann und Alban Marbach, die man bisher ihrer innigen, andauernden gegenseitigen Liebe wegen so rühmte, die wären entzweit und wegen eines Verbreiters von Zeitungen entzweit!“

„Ach,“ seufzte Marie, „damals als mein Vater noch am allerglücklichsten schien, wenn er nur in seinem freundlichen Häuschen unter seinen Verwandten und

Freunden sein konnte, da war Alles so gut; aber wie ist es jetzt so ganz anders mit ihm geworden, ja, ich selber habe Mühe, ihn wieder zu kennen. Damals war er heiter und munter, und mit Allem zufrieden, was ich that; jetzt aber ist er finster und mürrisch und spricht kaum anders mit mir, als um mir Vorwürfe zu machen. Ach, all mein Glück ist dahin! O wenn ich Sie, Sie nicht hätte!"

„Mein liebes Kind," unterbrach der Pfarrer lebhaft, „wenn es Gott gefällt, dir die Erfüllung deiner Pflicht mehr zu erschweren, als bisher, so hüte dich wohl, darüber zu klagen, damit du Ihn ja nicht beleidigest. Uebrigens steht es dir nicht zu, über deinen Vater abzuurtheilen, selbst dann nicht, wenn du ihn in einige Fehler fallen sähest, zu welchem unsre schwache Natur hinneiget. Schließe dann gewissermaßen die Augen deines Geistes, um die Augen deines Herzens allein offen zu halten. Auch wenn du glaubst, ungerecht behandelt zu werden, setze dem nichts entgegen, als eine Verdoppelung der Sanftmuth, und sei gewiß, daß dein Vater dir dieses dereinst noch vergelten wird. Morgen werde ich deinen Oheim auf seinem Pachtgute besuchen und mich bemühen, eine Annährung zwischen deinem Vater und ihm zu bewirken."

„O thuen Sie das ja, Herr Pfarrer!" rief Marie erfreut.

Fräulein Seraphine machte darauf aufmerksam, daß es spät werde und umarmte Marie. Diese erhob sich alsbald, nahm herzlichen Abschied von ihren Wohlthätern und eilte eben so schnell nach Hause, als sie gekommen war.

Inzwischen nährte Hubert Weismann noch immer ein lebendiges Zorngefühl über die Vorwürfe, die er, wie er sich einbildete, unverdienter Weise von Herrn

Forstner erhalten hatte. Anstatt sich sein Unrecht einzugestehen, beschuldigte der Untermeister in seinem Geiste seinen Herrn, als habe er ihn in Gegenwart aller Arbeiter der Fabrik demüthigen gewollt. Es kam dieses aber daher, weil Hubert Weismann sein Ohr jenen thörichten Deklamationen geöffnet hatte, womit gewisse gottlose Menschen die Gesellschaft verwirren und mißstimmen. Der Untermeister hielt sich bereits für eines von den Opfern, welche die Raubsucht der Reichen hinwürgt und aussaugt. Er, für den das Leben fast noch nie schlimme Tage gehabt hatte, war dahin gekommen, sich für höchst unglücklich zu halten, und die Vorwürfe, die deshalb seine gekränkte Eitelkeit gegen die Menschen richtete, fing er schon an, auch gegen Gott selbst zu erheben. Bewundrer einer Lehre, die er im Grunde selber nicht einmal begriff, hatte er sich zu deren Dolmetscher bei den Arbeitern gemacht, die seiner Obhut anvertraut waren. Halb ein Betrogener und halb ein Betrüger, wiederholte er nach den berüchtigten Predigern der gesellschaftlichen Unordnung die Ermunterungen zu den furchtbaren Angriffen gegen alle Besitzer, und scheute sich nicht, letztere als die geschworenen Feinde der Armen und der arbeitenden Klasse zu bezeichnen und so auf alle Bemittelte die entsetzlichen Beschuldigungen zu wälzen, die man höchstens gegen die schlechtern aus ihnen erheben könnte. Wohl hätte er den Unbemittelten sagen mögen: „Wenn es Vergnügen bei den Reichen gibt, die ihr nicht kennt, so gibt es da auch Bekümmernisse und Leiden, die euch nie berühren. Die Summe des Guten und Schlimmen ist weit gleichmäßiger vertheilt, als man auf den ersten Blick ahnen und glauben mag. Uebrigens ist es Sache Gottes, in einem andern, bessern Leben jedem ganz das zu verleihen, was und wie er

wirklich verdient hat. Gefährliche und strafwürdige Schreier sind es, welche alle bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft als ungerecht und fehlerhaft darstellen, weil man eben ihnen den ersten Platz nicht einräumt. Thörichte Eitelkeit! Diese gewissenlosen Schwätzer haben nur den einen Zweck, nämlich ihre eigene Person emporzubringen."

Als ein düsterer Partheigänger der falschen Aufklärlinge, war auch Hubert, wie sie, ein Sklave jener Sucht nach Obmacht, nach Ansehen und Geltung geworden. Er war von seiner Ueberlegenheit über alle Arbeiter von Rahne überzeugt, und seine Eigenliebe schmeichelte ihm mit dem Gedanken, daß er doch eigentlich mehr deren Vorsteher sei, als Herr Forstner selber. Uebrigens, wie es bei derartigen Menschen, wie Hubert war, nicht selten vorkommt, hatte sich die Mißgunst, die er gegen alle vom Glücke Begünstigte empfand, hauptsächlich gegen seinen Milchbruder Stephan gerichtet. Ihm konnte er es nie verzeihen, daß derselbe in der Welt eine höhere Stellung, als die seinige war, erreicht hatte; und unbekannt mit all den Leiden und Kümmernissen, die täglich seinen Herrn je mehr und mehr niederbeugten, hielt er denselben für überaus glücklich. Stephan mochte nun thuen, was und wie er wollte, Hubert konnte vor Neid nicht umhin, jeder seiner Handlungen zu mißtrauen und sie zu mißdeuten. Im Nothjahre 1847 hatte Herr Forstner alles ihm Mögliche versucht, um das Elend seiner Arbeiter zu mildern, und um das zu bewirken, hatte er unter andern das Brod für sie in seinem eigenen Hause bearbeiten und backen lassen und es ihnen dann bedeutend unter dem Preise geliefert. Hubert konnte diese Thatsache nicht leugnen; allein er erklärte, dieses scheinbare Liebeswerk sei nichts,

als eine unzureichende Vergütung von Ungerechtigkeiten. Glaubte Stephan irgend Strenge zeigen zu müssen, so beschuldigte Hubert ihn der Härte; überließ derselbe sich der natürlichen Milde seines Charakters, so sah Hubert in solcher Güte nur Heuchelei. So bezeichnete er fortwährend Herrn Forstner als einen Geizhals, der nur aus Arglist oder aus Dummheit zu handeln vermöge. Aber was war anderes von ihm zu erwarten? Lernte er doch tagtäglich aus den schlechten Zeitungen, mit denen Rahne versehen oder vielmehr verpestet wurde, daß der bemittelte Bürger, der Fabrikant der natürliche Feind des Arbeiters sei, den er ungefähr einem Lastthiere gleich stelle.

Diese verderbliche Unterweisung entsittlichte immer mehr die Bevölkerung von Rahne und bereitete den Boden zu den verderblichen Umtrieben des Untermeisters im Herzen der Fabrikarbeiter.

X.

Im Hause des Herrn Forstner ging es inzwischen immer ärger, und der Unfriede nahm Ueberhand. Weit entfernt, sein Unrecht einsehen und gutmachen zu wollen, hielt Ernest, von der Mutter darin bestärkt, sich für den Schwerbeleidigten, und forderte von Seite seines Bruders und des alten Horn Entschuldigungen. Herr Forstner aber stand fest gegen den eiteln und hartnäckigen Jüngling und hielt ihn aus seiner Nähe wie gebannt. Diese ungewohnte Festigkeit gegen den verwöhnten jüngsten Sohn schien diesem eine ungerechte Härte, deren Unterhaltung er laut genug seinem ältern Bruder zurechnete. Herr Forstner selber hatte die Schwäche, dem edelsinnigen Albert vorzuwerfen, daß ohne seine unglückliche Einmischung die ganze Sache wahrscheinlich einen weniger verdrießlichen Ausgang

genommen haben würde, und daß er durch sein Benehmen wenigstens Anlaß zu der Strenge geworden, mit welcher er nun gegen den Schuldigen verfahren müsse. Eine solche Art von Ungerechtigkeit ist schwachen Charakteren mehr eigen als man gewöhnlich vermuthet. Albert liebte seinen Vater so leidenschaftlich, daß selbst der Schatten eines Vorwurfes aus dessen Munde ihm übermäßig schmerzlich war, und so konnte eine solche Beschuldigung nur sein Herz auf's empfindlichste verwunden.

Schon mehrmal hatte er das Vorhaben gefaßt, zu seinem Bruder zu gehen, ihm die Hand zu reichen und ihn zur Unterwerfung unter den Willen des Vaters zu bereden; allein jedesmal hatte die Gegenwart der Frau Forstner die Ausführung verhindert. Die Abneigung, die Albert gegen die Mutter seines Bruders empfand, war wirklich ein Fleck an einem sonst so herrlichen Charakter, zumal dieselbe so heftig war, daß sie ihn, wie es überhaupt Leidenschaften thuen, an dieser Frau gegen Alles blind machte, was sich an ihr nicht als Fehler zeigte und vielmehr dazu bewegen konnte, sie in mancher Beziehung milder zu beurtheilen.

So standen die Sachen, als man eines Tages dem Albert einen Brief einhändigte, dessen Adresse seinen Namen hatte, dessen Inhalt aber bald verrieth, daß er für Ernest bestimmt war. Dieser Brief kam von einem Menschen, der eine Art Wucher trieb. Ernest hatte von demselben Geld geliehen und ward nun von ihm bedroht, er wolle sich an seinen Vater wenden, wenn er nicht unverzüglich seine Zahlung erhielt. Die Schuld belief sich auf fünfhundert Thaler, weshalb Albert darüber bestürzt wurde. Allerdings kannte dieser den Leichtsinn, womit sein Bruder Geld ver-

schwendete; allein er hatte bis dahin geglaubt, daß die Freigebigkeit, womit Frau Forstner demselben Geld zuwendete, ihm solches gestatte. Abgesehen von dem Verdrusse, den das Betragen des Jünglings ihm verursachte, konnte Albert sich die Mißlichkeit der Lage nicht verhehlen, in welche der gegenwärtige Vorfall ihn versetzte. Sollte er den Vater über diesen neuen Unfug seines jüngsten Sohnes sofort benachrichtigen? Aber würde dieser nicht vielleicht in der Mittheilung darüber eine Befriedigung der geheimen Abneigung gegen den Bruder sehen? Indeß von der andern Seite die Sache betrachtet, mußte er sich fragen, ob er durch sein Stillschweigen den unglücklichen Jüngling immer weiter auf einem Wege fortgehen lassen dürfe, auf welchem derselbe am Ende in ein unermeßliches Verderben gerathen würde. Nachdem er in dieser Verlegenheit einige Zeit geschwankt, entschloß er sich endlich, mit Ernest selbst zu sprechen und zu versuchen, ihn zur Erkenntniß und zur Anerkennung seiner Thorheiten und dann zu dem Versprechen zu bringen, fortan eine vernünftige Lebensweise anzunehmen. Dieses schien ihm, wenigstens für den Augenblick, das Einzige, was sich für ihn, als Bruder des Unglücklichen, schicke. Nachdem er dieses Vorhaben gefaßt, machte er sich daran, Ernest aufzusuchen und fand ihn bald, wie er eben im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, um seinen gewöhnlichen Spazierritt zu machen. Albert beeilte sich, ergriff den Jüngling freundlich beim Arme im Augenblicke, wo er grade den Fuß in den Steigbügel setzte, und sprach mit mildem Ernste ohne alle Bitterkeit: „Ich habe dich nothwendig zu sprechen.“

Stolz erwiederte Ernest: „Und ich habe nicht Zeit, Sie anzuhören.“

Albert: „Es ist aber nothwendig, denn es handelt sich von einer wichtigen Angelegenheit.“

Ernest: „Wahrscheinlich für Sie, und das kümmert mich wenig.“

Da griff Albert in seine Tasche, zog jenen Brief hervor, hielt ihn seinem Bruder vor die Augen und sprach: „Ohne Zweifel kennst Du diese Unterschrift und so darf ich's wohl deinem Urtheile überlassen, für wen von uns Beiden ein solcher Brief am wichtigsten ist.“

Ein lebhaftes Roth überlief das Angesicht des Jünglings, während er schrie: „Wie kommt dieser Brief in Ihre Hände? Wer hat Ihnen das Recht gegeben, ihn zu eröffnen? Das ist eine schmähliche Unbescheidenheit!“

Albert entgegnete, die Adresse vorzeigend: „Ich habe ihn geöffnet, weil er an mich adressirt und in meine Hände gebracht ist. Wirst du dich jetzt dazu verstehen, mir zu folgen und mich zu hören?“

Ernest eilte, den Zügel seines Pferdes einem Diener zu übergeben, und ohne irgend eine neue Einwendung zu versuchen, begleitete er Albert, der ihn in sein Zimmer führte. Die Unterredung war lang und lebhaft. Albert bot Alles auf, die verständigsten und liebreichsten Rathschläge zu ertheilen; aber Ernest erwiederte nicht anders als mit Ironie und in Zorn. Sein einziger Zweck, weswegen er seinem Bruder gefolgt war, war kein andrer gewesen, als der, sich in Besitz des Briefes zu setzen, der durch Zufall in die ihm so verhaßten Hände gerathen war. Hätte er seine Absicht erreicht, so würde er sich um die Ermahnungen und Rathschläge seines ältern Bruders nicht weiter gekümmert haben. Die guten Absichten, mit welchen Albert diese Unterredung eingeleitet und ziemlich lange fortgesetzt hatte, konnten doch bei der andauernden Frechheit

des leichtsinnigen Jünglings nicht mehr die Geduld, die er sich vorgesetzt, erhalten; ja er vergaß endlich, daß er sich vorgenommen, bei Allem, was Ernest erwiedern würde, die Grenzen einer weisen Mäßigung nicht zu überschreiten, und von dem Augenblick an waren es von der einen wie von der andern Seite nur Worte des Aergers, womit sie einander Vorwürfe machten. Um den Auftritt zu beendigen, frug zuletzt Albert seinen Bruder, wie er denn eine so große Schuld zu tilgen gedächte? Dieser aber entgegnete: „Das ist eine Sorge, die mir allein obliegt und Sie nichts angeht." Albert versetzte darauf: „Nun, junger Herr, so bedenke wenigstens, daß der Name Forstner bis jetzt noch nie in dem Schuldbuche der Wucherer gestanden, und daß du keineswegs das Recht hattest, denselben diesen Schandfleck anzuheften." Diese Worte schienen Ernest einen Augenblick stutzig und um die Antwort verlegen zu machen. Eine solche zu suchen, ließ Albert ihm nicht Zeit, indem er ihn gleich verließ. Sobald Albert aber allein war, machte er sich selbst Vorwürfe darüber, daß er sich seinem Unwillen so sehr überlassen und so wenig Selbstbeherrschung geübt hatte. „Wie konnte ich mich, dachte er, so erbittern lassen durch die eiteln Worte eines Knaben, der gegen mich aufgeregt und gehetzt ist? Ja, wie konnte ich den Vortheil, den meine Stellung und mein Alter mir gibt, fahren lassen und so noch die gegenseitige Annäherung erschweren, die meinem Vater große Freude gemacht haben würde? Ach, ist das die Demuth und Sanftmuth, die ich erworben zu haben vermeinte?! Wir wollen Andere zurechtweisen und bessern, und sind selber nichts als Schwäche und Unvollkommenheit! Ohne Wachsamkeit über unsre Worte und Handlungen, ver-

scherzen wir oft den guten Erfolg unsrer wohlgemeinten Bemühungen, der so leicht durch ein bischen Klugheit, Milde und Ausdauer zu erreichen gewesen wäre. Ach! wenn wir doch immer vor und während jeder Unterredung oder Zurechtweisung uns so recht die eigene Schwachheit vor Augen hielten, welche unerschöpfliche Quelle von Nachsicht und Milde würden wir dann in der Selbstdemüthigung finden!"

XI.

Seit Hubert Weismann Politiker geworden, das heißt, seit er sich dadurch verwirrt hatte, daß er jene schlechten Zeitungen las, welche täglich die wichtigsten Zeitfragen mit einer gott- und gewissenlosen Sophisterei verhandeln, war er ganz und gar verkehrt und verstimmt, und seine arme Marie, die Alles vergebenst aufbot, es ihm recht zu machen, und von seiner argen Umwandlung nichts begriff, mußte unter seinen übeln Launen unaussprechlich leiden. Wenn sie ihren Vater so erbittert gegen die Gesellschaft toben und sich über seine Stellung beklagen hörte, so konnte sie nicht umhin, sich zu fragen, worin denn doch ihre Lage sich so unglücklich geändert und verschlimmert hätte? Hatte Gott ihnen nicht eine gute Gesundheit, ergebene Freunde, einen bescheidenen Glücksstand, als Frucht ihres Fleißes, verliehen? War ihr Häuschen nicht das niedlichste und reinlichste in ganz Nahne? Sich nach dem Empfange solcher Gaben noch über die göttliche Vorsehung beklagen, war das nicht schnöde Undankbarkeit? Ließ sie solche Fragen, die sich ihr immer wieder aufdrangen, vor ihrem Vater laut werden, so würdigte er sie kaum einer Antwort. Er sah darin nichts, als Beweise der Unwissenheit seiner Tochter, deren Geist sich noch nicht zu der Höhe, die

der seinige erstrebt, empor zu heben vermochte. Marie genoß wenigstens bei ihrer Weise, die Verhältnisse aufzufassen, einen süßen Seelenfrieden, und durfte sich glücklich schätzen, niemals die Erbitterung und die peinliche Aufregung zu fühlen, wovon ihr unglücklicher Vater durch seine Denkungsart gemartert wurde. Ach! es ist eine thörichte und grausame Selbstquälerei, fortwährend bittere Gedanken des Neides, des Hasses und des Ingrimmes in seinem Herzen zu nähren. Ja, wer sein Gemüth der nimmer zufriedenen Mißgunst öffnet, muß nothwendig die traurige Erfahrung machen, daß er sich dem unversöhnlichsten Feinde übergeben hat. Mit Recht sagt man: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Ehemals kannte Hubert keine süßere Genugthuung als die, daß er nach vollbrachtem Tageswerke in seine bescheidene Wohnung heimkehrte, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde und seine Gegenwart das kindliche Gemüth einer wahrhaft liebenswürdigen Tochter beglückte. So erschien ihm die Erfullung seiner Vaterpflichten nicht nur leicht, sondern eine überaus süße Lust und Wonne. Aber seit einiger Zeit schien es im Gegentheil, als ob es ihm daheim unheimlich, als ob für ihn jedes Bemühen um das Hauswesen eine Last geworden, und als ob es ihm nur draußen wohl werden könne. Auch brachte er wirklich alle Abende auswärts zu, entweder in dem Klubb, den er selbst zu Rahne, beim Bierbrauer Schleicher hatte bilden helfen, oder in einer ähnlichen Versammlung der benachbarten Stadt. Daher mußte die arme Marie nicht selten bis tief in die Nacht hinein zu Hause allein bleiben und konnte dann vor lauter Besorgniß nicht einschlafen. So versäumte Weismann unter dem eiteln Vorwande, höhere

Bürgerpflichten erfüllen zu müssen, die wirkliche Pflicht, seine heranwachsende Tochter zu beaufsichtigen und väterlich zu leiten. Machte sein Herz ihm darüber einige Vorwürfe, so redete er es sich selbst ein, er müsse vor Allem am Glücke und an der gesellschaftlichen Wiedergeburt der unterdrückten Volksklasse mitarbeiten. Und welche waren denn die Mittel, wodurch er und seine Gesinnungsgenossen dieses bewirken wollten? Es waren keine andre als die, daß sie mit rastlosem Bemühen nach allen Seiten hin den Samen der Mißgunst, des Neides, des Hasses, der Unordnung und der grausamen Empörung ausstreueten und so eine schreckliche Erndte von Elend und Jammer vorbereiteten.

Eine der größten Strafen, die Gott über die Menschen verhängen kann, ist wenn Er sie in seiner Gerechtigkeit ihren blinden Leidenschaften überläßt, durch welche das Gewissen eingeschläfert oder irre gemacht wird. Dieses furchtbare Uebel brauchen diejenigen nie zu befürchten, welche stets bei ihren Gedanken, Begierden, Bestrebungen und Handlungen die heilsamen Grundsätze unsrer heiligen Religion zur unverbrüchlichen Richtschnur nehmen und daher Gott selbsten zu ihrem Führer haben.

Als wir sagten, Marie hätte häufig bis in die Nacht hinein allein wachen müssen, da haben wir übersehen, daß sie noch einen alten, treuen Gesellschafter hatte, nämlich einen großen Pudelhund, ihren Lion. Dieser war ihr Kamerad seit ihrer zarten Kindheit, ein bewährter Freund, der stets bereit war, ihre Leiden wie ihre Freuden mit ihr zu theilen. Wenn Marie die Arbeiten ihres kleinen Hauswesens verrichtet hatte und sich dann niedersetzte, um einige Handarbeit vorzunehmen, so ermangelte Lion nicht, sein Ruheplätzchen zu verlassen,

um sich zu den Füßen seiner Herrin niederzulegen und da, wär's auch stundenlang, geduldig ein Zeichen von Aufmerksamkeit oder von Liebkosung zu erwarten. Nichts störte da seine Unbeweglichkeit, als nur solche Vorübergehenden, die sich dem Hause allzusehr naheten. Dann erhob er sich, die Augen mit Ungeduld zur Thüre richtend, und knurrete leise, bis er sich vergewissert hatte, daß man keineswegs versuchen wollte, in die Wohnung einzudringen, die seiner Wachsamkeit anvertraut war. Wie ärgerlich rief dann Marie: „Willst du schweigen, Lion!" aber innerlich war sie doch nie ärgerlich über diese Wachsamkeit ihres Getreuen.

Eines Abends, als die Stunde zum Schließen der Fabrik schon geraume Zeit vorüber war, dachte Marie fast laut vor Betrübniß: „Hatte ich doch gehofft, heute werde der Klubb keine Sitzung halten!" Da sah sie plötzlich ihren Lion aufspringen und zur Thüre eilen, und sie hörte alsbald an derselben heftige Schläge, während der Hund wie wüthend zu bellen anfing. Marie fragte sich mit Ungeduld: „Wer mag denn der sein? Ist das doch keineswegs meines Vaters Weise zu klopfen; und würde dann auch Lion ja nicht solchen Lärm machen! Soll ich öffnen gehen?" Man klopfte auf's neue. Das junge Mädchen ging auf die Thüre zu, öffnete aber nicht, sondern frug, wer da sei. Eine Stimme draußen erwiederte: „Ich, Simon, bin's, und muß Meister Weismann in einer dringenden Angelegenheit sprechen." Marie entgegnete: „Mein Vater ist nicht zu Hause, seien Sie so gut, morgen zu kommen." Simon: „Ich sage euch ja, daß ich ihn noch diesen Abend sprechen muß. Ist er noch nicht hier, so kann er doch nicht lange mehr ausbleiben. Oeffnet nur, oder seid Ihr kindisch genug zu fürchten, ich werde euch

aufessen?" „Wohlan, dachte Marie, es ist ja einer der Arbeiter, und vielleicht hat er mit meinem Vater über Fabriksachen Wichtiges zu sprechen. Und was hätte ich denn am Ende zu befürchten?" So öffnete sie denn. Simon trat ein und fing gleich an, seine böse Laune dadurch zu erkennen zu geben, indem er dem, ihm immer noch drohend nachknurrenden Lion einen solchen Fußtritt gab, daß das arme Thier einige Schritte weit hinwegflog und einen Schrei des Schmerzens ausstieß, der wehe that. „Mit welchem Rechte stoßet Ihr so diesen Hund?" frug Marie mit Unwillen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Das ist," entgegnete Simon trotzig, „weil ich die Gewohnheit habe, Böses mit Bösem zu vergelten." „Aber was hat denn das arme Thier euch Böses gethan?" frug Marie, ohne eine Antwort zu erhalten; denn Simon setzte sich in stummer Verdrießlichkeit in eine Ecke des Zimmers und stierte vor sich hin. Marie nahm auch ihren Platz wieder ein, und Lion kam, legte sich zu ihren Füßen, verlor aber seinen Feind keinen Moment aus den Augen und ließ nicht ab, ein leises Knurren hörbar zu machen. Das Mädchen empfand eine peinliche Schwühle in der Nähe jenes rohen Menschen, und es war als hätte sie das Leid geahnet, welches derselbe ihr dereinst noch verursachen würde. Auch versuchte sie, ihrer menschenfreundlichen Gewohnheit ganz entgegen, keineswegs eine Unterhaltung mit dem unwillkommenen Gaste anzuknüpfen. Simon beharrte seinerseits ebenfalls in dem Stillschweigen, wie er's gewohnt war, so lange er nicht zu sprechen genöthigt wurde. Während ungefähr einer Viertelstunde ward die unheimliche Stille nur dann und wann dadurch unterbrochen, daß der Arbeiter einige rauhe Laute der Ungeduld ausstieß und Lion dann

sein Murren verstärkte. Endlich klopfte es wieder an die Thüre des kleinen Hauses, und diesmal sprang Marie zum Oeffnen freudig auf, denn sie erkannte die Schläge, wie ihr Vater sie bei der Heimkehr zu thun pflegte, und hoffte, nun bald aus der peinlichen Lage erlöst zu werden, in welcher sie sich der wüsten Physionomie des rohen Besuchers gegenüber nur schon zu lange befunden hatte. „Endlich," rief sie, „da ist mein Vater!" Dieses „Endlich" sagte Vieles, aber Simon war nicht im Stande, dessen Sinn auch nur zu ahnen, sondern begnügte sich, zu erwiedern: „Das ist wahrlich ein Glück, denn ich langweilte mich entsetzlich, so warten zu müssen." „Und ich nicht minder," versetzte Marie. Das Erste, was nun Hubert bei der Wahrnehmung der Anwesenheit Simon's that, war, daß er seine Tochter entfernte, indem er sagte, sie möchte nur zu Bette gehen. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als sich zwischen den beiden Männern eine lange und lebhafte Unterredung entspann. Den Gegenstand derselben werden wir im Verlaufe der Geschichte näher kennen lernen. Indem Simon aufstand, um wegzugehen, sprach er noch zum Meisterknechte: „Am Ende sind Worte doch nichts als Weibergeschäfte, aber Thaten sind Manneswerke. Ich verstehe mich schlecht auf's Sprechen, aber ich weiß zu handeln. Lang genug war ich nichts als ein Gewohnheitsmensch; ich that nur, was ich meinen Vater thun gesehen, das war Alles. Vielleicht wäre ich bei diesem Schlendrian geblieben, aber du hast mir die Augen geöffnet. War ich auch zu unwissend, um Bücher und Zeitungen zu lesen, so habe ich doch Verstand genug gehabt, dich zu verstehen, und du hast einen andern Menschen aus mir gemacht." Die Eigenliebe des Meisterknechtes stimmte vollkommen

dieser Versicherung bei, und er antwortete, sich brüstend: „Ja, es ist wohl mehr als einer unter euch, der mir seine Aufklärung, sein Glück verdankt.“ Simon erwiederte: „So mußte es endlich auch kommen. Uebrigens rede ihm zu, wie du es gestern Abend im Klubb gethan, und er wird nachgeben müssen. Ein unterrichteter Mensch gilt denn doch so viel als zwei.“ — „Seid nur stille,“ schloß Hubert, „euere Angelegenheiten sind in guten Händen.“

XII.

Wir kehren jetzt zu Herrn Forstner zurück, um zu sehen, was sich dort an demselben Abend zugetragen.

Der alte Horn und Albert waren zu Zweien im Comptoir allein, und die übrigen Handlungsdiener waren weggegangen. Horn pflegte sich wenig um die Uhr zu kümmern, so lange sein Tagewerk noch nicht beendigt war. Seit vielen Jahren war dieser Greis im Hause des Herrn Forstner Kasseführer, und endigte eben die Zählung des Geldes, womit am nächstkommenden Tage die Arbeiter ausbezahlt werden sollten. Albert erfüllte aber eine angenehmere Pflicht; er schrieb an seine theure Großmutter, und nichts vermochte, ihn darin zu zerstreuen. Auch nahm er daher die ungewöhnlichen Bewegungen seines alten Gesellschafters nicht wahr, der jeden Augenblick sein Geschäft unterbrach und sich zu ihm wendete, als ob er das Wort an ihn hätte richten wollen, dann aber auch wieder gleich den Kopf, wie in übler Laune, senkte und fortfuhr, die Geldhäufchen mit einer methodischen Regelmäßigkeit in seiner Kiste nebeneinander zu reihen, ohne je den mindesten Rechnungsfehler zu begehen, weil sein Geist an dieser Gewohnheitsarbeit fast keinen Antheil zu nehmen brauchte. Während Albert

mit Herz und Gedanken ganz bei der guten Frau Dessart verweilte und das sich kundgebende Verlangen des Greises, mit ihm zu sprechen, gar nicht wahrgenommen hatte, wurde er nicht wenig überrascht, als Horn ihn mit der lauten Frage gleichsam anfuhr: „Aber, Herr Albert, welches Alter haben Sie denn jetzt?"

Der junge Mann erwiederte mit sichtbarer Betrübniß: „Der Jahrestag meiner Geburt würde für mich erfreulicher sein, wäre er nicht ein trauriger für Andere, die mir theuer sind. Deshalb suche ich seiner so wenig, als nur möglich, zu gedenken und ihn bei diesen nicht in Erinnerung zu bringen. In wenigen Tagen werde ich das drei und zwanzigste Jahr zurückgelegt haben."

„So ist's," versetzte der alte Buchführer, als ob er mit sich selbst gesprochen hätte, „ich habe mich also nicht verrechnet." Mit erhobener Stimme fuhr er dann fort: „Nun, Herr Albert, so ist's denn bereits fast zwei Jahre, daß Sie die Mündigkeit erreicht haben."

Der junge Mann fühlte mit doppeltem Staunen, wohin der alte Freund ziele und frug: „Warum machen Sie mir eine solche Bemerkung?"

„Weil ich," sprach Horn, „bei mir denke, daß Sie nun schon so lange das Recht gehabt, das bedeutende Vermögen Ihrer seligen Mutter in Gebrauch zu nehmen."

Albert entgegnete: „Wär es ein Andrer, als Sie, mein alter Freund, der mir dieses und zwar im gegenwärtigen Augenblicke sagte, so würde ich glauben, er wäre hinter mich geschlichen und hätte über meine Schulter diesen Brief gelesen, den ich eben an meine Großmutter geschrieben habe."

„Wie das? junger Herr!"

Albert: „Auch sie, die in ihrer Zurückgezogenheit nur auf die Eingebung der innigen Liebe zu dem Sohne

ihrer theuern Albertine hört, hat mich daran erinnert, daß ich berechtigt sei, das mütterliche Vermögen in Anspruch zu nehmen. Hier haben Sie die Antwort, mein Freund. Sie mögen dieselbe vernehmen und erwägen, falls es, wie ich meine, Ihre Absicht gewesen, mich zur Geltendmachung meines Rechtes anzuregen. Der Brief lautete: „Es ist keineswegs mein Vorhaben, theure Großmutter, mich in Ihren Augen als einen Helden der Uneigennützigkeit darzustellen, und ich weiß recht wohl, daß ein nicht geringes Vermögen für den, der den rechten Gebrauch davon zu machen versteht, eine Quelle vieler Annehmlichkeiten werden kann. Allein um mich unmittelbar in den Besitz des Meinigen zu setzen, müßte ich meinem Vater zu erkennen geben, daß ich darnach verlange. Inzwischen habe ich nicht den traurigen Muth, dieses zu thun, noch weniger, ihn zu drängen, ja nicht einmal nur den Anfang zu machen, der Sache zu erwähnen. Die Liebe meines Vaters ist in meinen Augen eines der kostbarsten Güter, und wenn mein Ansinnen derselben den mindesten Eintrag thuen könnte, so würde dieses genügen, nicht nur meinem Vermögen allen Werth für mich zu rauben, sondern auch mir dasselbe verhaßt zu machen."

Nachdem Albert so viel aus seinem Briefe vorgelesen hatte, trat eine kurze Pause ein, welche Horn mit der Bemerkung unterbrach: „Das heiß ich gedacht und gesprochen, wie ein guter Sohn es soll. Wär es Ihr Vater allein, dem Ihre Freigebigkeit zu Gute käme, so würde Ihre Gesinnung durchaus zu loben sein; allein außer ihm gibt's noch andere Personen, die Ihr Vermögen ohne alles Anrecht darauf benutzen, ja mißbrauchen."

„Sie meinen meine Stiefmutter," fiel Albert mit wehmüthiger Hast ein. „Ach! sprechen Sie mir nicht

von ihr, mein Freund. Uebrigens besitzt mein Vater doch wohl selber noch Vermögen genug, um ihr und ihrem Sohne so viele Ausgaben gestatten zu können."

Der alte Horn blickte Albert mit einem Ausdrucke der Traurigkeit an, der ihm Vieles, Vieles hätte sagen können, wenn er argwöhnisch gewesen wäre. — In demselben Augenblick aber trat Frau Forstner in's Büreau, eilte auf den Kasseführer zu und sprach: „Horn, ich habe Geld nöthig und zwar eine nicht geringe Summe; ich hoffe, Sie werden im Stande sein, sie mir gleich auszuzahlen."

„Frau Forstner," erwiederte der Greis, „Sie hätten nicht in einem schlimmern Momente kommen können; denn ich habe durchaus kein Geld vorräthig außer dem, welches ganz und gar nothwendig ist, um morgen die Arbeiter zu bezahlen."

Frau Forstner warf einen Zornblick auf Horn und selbst auf Albert, der wieder angefangen hatte, an dem Briefe für seine Großmutter weiter zu schreiben. „Das ist wohl," sprach sie, „so eine verabredete Versagung, deren Zweck wahrscheinlich ist, es mich nochmal recht fühlen zu lassen, daß ich über eigenes Vermögen nicht zu verfügen habe."

„Hier, Frau Forstner, ist die Kassa, welche meine Worte beglaubigt."

„Sie glauben," entgegnete sie, „mit solchen Kunstgriffen mich zu täuschen; allein Sie täuschen sich damit nur selbst, und ich muß Ihnen nur sagen, daß ich keineswegs in der Stimmung bin, mich so hinhalten zu lassen."

Horn: „Nun, ich muß bedauern, Sie nicht überzeugen zu können, wenn Sie nicht die Mühe übernehmen wollen, selbst nachzusehen."

Sie: „Aber, was kenne ich denn von all ihren Zahlen?"

Er: „Dann müssen Sie allerdings sich damit begnügen, meinen Worten zu vertrauen.“

Sie: „Gut, ich werde schon wissen, was ich zu thuen habe. Ist Herr Forstner in seiner Schreibstube?“

Er: „Ja wohl, er ist dort.“

Aergerlich öffnete Julie die Thüre, durch welche die beiden Schreibstuben von einander getrennt waren, trat in das Zimmer ihres Gatten und schloß heftig hinter sich zu.

„Ach! wieder ein unangenehmer Auftritt für meinen armen Vater,“ bemerkte Albert recht tief betrübt, und schrieb weiter.

Inzwischen hatte Frau Forstner ihren Gatten nicht in seinem Zimmer gefunden, und war nahe daran gewesen zurückzukehren, um dem alten Horn Vorwürfe zu machen, als sie gewahrte, daß das Fenster geöffnet war, und, durch dasselbe schauend, beim Mondlichte wahrnahm, wie Stephan im Garten heftig in Eilschritten auf und abging. Das Fenster hatte eine ganz niedrige Brüstung, und es fiel ihr ein, daß ihr Gatte wohl durch dasselbe in den Garten gegangen sein mochte, um nicht durch das Büreau, in welchem Horn arbeitete, kommen zu müssen, und daß also letzterer hatte in der Meinung sein können, sein Prinzipal befinde sich noch in seinem Zimmer. Sie trug kein Bedenken, auf demselben Wege zu ihrem Manne zu gehen, und war ihm bald nahe genug gekommen, um unbemerkt mit Entsetzen denselben unter heftigen Bewegungen sprechen zu hören: „O mein Vater! noch immer höre ich deine Stimme, wie du auf dem Sterbebette dich abmühetest, deinen undankbaren Sohn vor seinem Unglücke zu warnen. Immer wieder vernehme ich die Worte: Mein Kind, mein Sohn, vertraue der Er-

fahrung und der Liebe deines sterbenden Vaters, mit dieser Frau würdest du die Unordnung, den Zwiespalt und den Untergang in dein Haus einführen. Aber ich habe dies nicht geglaubt; als strafwürdiger Sohn habe ich diesen so verständigen, so weisen Rath für die Eingebung einer vorgefaßten Abneigung gehalten, und habe das Versprechen gebrochen, welches ich einem mit dem Tode ringenden Vater gegeben. Ach, mit welchem Rechte könnte ich jetzt über mein Unglück klagen? Ja, Unordnung und Uneinigkeit, wie du sie vorgesehen, haben nicht auf sich warten lassen, und der Untergang meines Hauses ist nun auch gekommen, meine verdiente Strafe zu vollenden." — Jetzt folgte eine lange Pause.

Frau Forstner hatte sich, bleich und zitternd vor Entsetzen, zurückgezogen, oder vielmehr die Worte, die sie vernommen, hatten sie an die Stelle, wo ihr dieselben vernehmbar geworden, gleichsam festgebannt. Der eiteln Julie war es nicht unbekannt geblieben, wie ehemals der alte Anton Forstner kein erlaubtes Mittel unversucht gelassen, ihre Heirath mit seinem Sohne zu verhindern; aber das hatte sie nicht gewußt, daß dieser ihm auf dem Sterbebette das Versprechen gegeben, von ihr abzustehen. Durch einen Lichtblick ihres Gewissens ward sie jetzt inne und konnte sie nicht umhin, es sich zu gestehen, daß sie wirklich in der Hand Gottes ein strafbares Werkzeug geworden, ihren Gatten für seine Wortbrüchigkeit zu bestrafen und seinen Untergang endlich herbeizuführen. In diesem entsetzlichen Bewußtsein und in dem Momente der tiefsten, schmerzlichsten Erschütterung ihres Mannes hätte sie Alles in der Welt darum gegeben, sich jetzt unbemerkt zurückziehen und entfernen zu können. Allein Stephan hatte, indem er nach dem Schlusse jenes Alleingespräches die Blicke

zur Erde gesenkt, einen Schatten wahrgenommen, der ihm verrathen, daß er beobachtet worden. In unwillkührlichem Aerger darüber rief er daher: „Wer darf sich unterstehen, mich selbst hier noch zu belauschen?!“

Diese heftige Frage machte Julie auf's neue erbeben, und sie erwiederte daher mit zitternder Stimme: „Ich bin nicht gekommen, Sie zu belauschen, mein Liebster! sondern habe aus Ihrem Kabinete Sie hier gesehen und —“

Er unterbrach sie: „Nun, was wollen Sie denn von mir?“

Sie erwiederte: „In Wahrheit, mein Freund, ich weiß nicht.... ich erinnere mich nicht mehr.... mein Gedächtniß versagt mir....“

Mit fortwährender Lebhaftigkeit entgegnete er: „Wahrlich, das ist doch befremdend und schwer zu glauben.“

Sie: „Und dennoch ist es Wahrheit, ich versichere Sie. Uebrigens, bin ich ungelegen gekommen, so werde ich mich unverzüglich zurückziehen.“

Er, sich nähernd: „Ich habe Sie nicht gerufen, und habe Ihre Gegenwart nicht gewünscht; aber weil Sie nun doch einmal da sind, so mögen Sie bleiben, denn die traurige Neuigkeit muß Ihnen doch, früh oder spät, einmal mitgetheilt werden.“

Sie: „Sie erschrecken mich ungemein! Was ist's denn? Sprechen Sie.“

Er: „Ich hatte Ihnen schon mitgetheilt, daß ich seit einiger Zeit mit einer höchst wichtigen Angelegenheit beschäftigt sei; nur wußten Sie nicht, was das Resultat derselben sein würde. Jetzt mögen Sie es erfahren. Ich wollte genau meine Lage wissen, denn ich hatte bereits wahrgenommen, wie meine Vermögensverhältnisse sich unvermerkt verschlimmert und der von meinem seligen

Vater so mühsam erworbene Besitzstand, den ich meinen Söhnen hätte wenigstens ungeschmälert erhalten sollen, bedeutend abgenommen hatte. Meine Ahnungen haben sich leider nur zu begründet erwiesen, ich bin ruinirt!"

„Ach!" schrie Frau Forstner, „so ist es denn doch wahr!...."

Mit bitterer Wehmuth unterbrach ihr Gatte sie: „Sie haben mich ja wohl verstanden?!"

Julie vermochte nicht zu antworten. Da fuhr er fort: „Würde ich in diesem Momente dazu aufgefordert, so wäre ich nicht einmal mehr im Stande, meinem ältern Sohne das Erbthum seiner seligen Mutter zu erstatten; und doch hätte er schon längst dasselbe mit Recht begehren können und es wäre meine Pflicht gewesen, es ihm sogar zuvorkommend anzubieten. Ach, mein edler Sohn, ich habe dein Vertrauen, deine Anhänglichkeit, deine Liebe mißbraucht! Albert! dein Vater muß beschämt vor dir stehen."

Der bloße Name Albert genügte, um die Gefühle, mit welcher Frau Forstner bis dahin ihrem Manne zugehört hatte, umzuwandeln, und der schmerzliche Schrecken, den sie empfunden, wich plötzlich einem blinden Zorne, der sich in den Worten aussprach: „Also der, der ist es, den Sie beklagen. Aber Ihres Sohnes Ernest, den Ihr Ruin unendlich mehr unglücklich machen muß, gedenken Sie nicht, erwähnen Sie mit keiner Sylbe! Grausam.... —"

Er: „Julie, wenn Gott an Ernest Ihre und meine Thorheiten straft, haben wir, wir dann das Recht, uns darüber zu beklagen?"

Da rang sie die Hände und schrie: „Ernest, mein Sohn! mein armes, armes Kind!"

Er: „O! ich verstehe Ihren Schmerz. Auch ich habe dieses Gefühl empfunden und mir gesagt: Das Loos dieses jungen Menschen wird ein höchst trauriges, beklagenswerthes sein, und wir haben Ursache, darüber zu seufzen und zu weinen."

Wie eine Wahnsinnige ihren Mann anstierend, rief sie: „Aber ich will es nicht, daß mein Sohn unglücklich sei, ich will es nicht! Hören Sie, ich will es nicht!"

Er: „Ach! warum haben Sie nicht früher gesagt: Ich will, mein Sohn soll ein fleißiger, geschickter und ordentlicher Mensch werden, damit er, sein Loos werde ein glückliches oder auch ein mißliches, doch allzeit in würdiger und redlicher Weise sich durchzuhelfen vermöge. Es dahin zu bringen, würde ein edles und lobenswerthes Bestreben gewesen sein."

Sie: „Was sagen Sie! Ich war Mutter, war Weib und daher schwach. Ihre Pflicht war es, diese Vorsicht zu haben, die mir fehlte; Ihre Pflicht war es, meiner Zärtlichkeit entgegen zu treten, die mich verblendete; Ihre Pflicht war es...."

Sie unterbrechend, sprach Herr Forstner tief erschüttert: „Bis jetzt habe ich Ihnen vielleicht, nur zu schonend, die gebührenden Vorwürfe erspart, Julie; und ich meine, es dürfte Ihnen wohl anstehen, eine ähnliche Mäßigung, eine ähnliche Nachsicht zu beobachten."

Nach einer Pause schien Frau Forstner sich etwas gefaßt zu haben und begann wieder: „Aber ist es möglich, Stephan, daß Ihr Ruin so vollständig sei, und daß Sie gar keine Hoffnung mehr haben, sich noch zu retten? — Ach, antworten Sie doch auf diese Frage! Meine Ruhe, mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab."

„Die Zukunft liegt in Gottes Hand, der allein kann es wissen, was uns bevorsteht. Aber verständig, weise

sind diejenigen, welche sich gegen so schlimme Tage, wie sie für uns kommen dürfen, möglichst vorgesehen."

Sie: „O, was wollen Sie damit sagen?"

Er: „Sagen will ich damit, Julie, wenn der Sohn von Anton Forstner in seiner Lebensweise und Haushaltung nicht die Schranken überschritten hätte, die ihm sein Vater durch sein ganzes Verfahren so gut kennen gelehrt hatte, so würde er diese Zeit der Krisis haben durchmachen können, ohne vollständig ruinirt zu werden."

Sie: „Ach, Stephan! Stephan, ich beschwöre Sie, lassen Sie mir doch noch einen Funken von Hoffnung!"

Er: „Dann wären Sie glücklicher, als ich."

Sie: „Sie setzen also voraus, daß Ihr Sohn, Ihr Albert daran denke, sein Vermögen in Anspruch zu nehmen."

Er: „Ich setze voraus und bin mir bewußt, daß ich nicht niederträchtig genug sein werde, nicht sein könne, um dasselbe ganz und gar zu verschleudern. Wird der Zustand der Geschäfte nicht in kurzer Zeit eine ganz andre, bessere Wendung nehmen, so wird mein Sohn aus meinem Munde die ganze Wahrheit vernehmen und unsre Lage vollkommen kennen lernen, und alsdann wird kein Andrer, als Er, über unser Schicksal zu entscheiden haben."

Heftig auffahrend schrie Frau Forstner: „Stephan, das werden Sie nimmer thuen! Sie werden doch nicht unsinnig sein? Nein! unmöglich! das dürfen, das werden Sie nicht!"

In ernstem Tone erwiederte Herr Forstner: „Julie, ich werde durchaus so thuen, wie ich gesagt. Dieses mögen Sie wohl zu Herzen nehmen, daran zu zweifeln, heißt meine Ehrenhaftigkeit in Zweifel ziehen,

heißt, mich zum Schandmenschen herabwürdigen, heißt, mich auf's schnödeste beschimpfen."

Sie: „Aber warten werden Sie doch wenigstens noch einige Zeit; denn ein solcher Stand der Dinge kann doch nicht lange mehr andauern. Sie werden daher nicht durch eine blinde Uebereilung aller Hoffnung auf eine günstigere Wendung Ihrer Lage sich selber berauben."

Er: „In dieser Beziehung kann ich Ihnen nichts versprechen; die Umstände werden mein Benehmen bestimmen."

Während Stephan diese letzten Worte sprach, entfernte er sich und schloß so diese Unterredung. Frau Forstner lies den Kopf auf die Brust hinsinken und kehrte langsamen Schrittes in's Haus zurück.

Ernest war allein im Gemache seiner Mutter und schritt, deren Rückkehr erwartend, ungeduldig auf und nieder. Man wird schon vermuthen, weswegen er hier harrete; denn es war die nothwendig gewordene Zahlung der Schulden, die dieser leichtsinnige Jüngling bei einem Wucherer gemacht, um deretwillen seine Mutter sich um Geld zuerst an Horn und dann an ihren Gatten gewendet hatte. Sobald Ernest die Schritte seiner Mutter vernahm, eilte er ihr entgegen: „Wohlan Mutter — rief er — Sie bringen ja Geld, nicht wahr? Ich wußte nicht, was ich von der Verzögerung Ihrer Rückkehr nur denken sollte!"

Aber kaum war Frau Forstner bis in ihr Gemach gekommen, als sie, ohne ihrem Sohne zu erwiedern, in einen Sessel niedersank. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und ließ den bis dahin erstickten Thränen freien Lauf.

„Sie haben sich diese fünfhundert Thaler nicht verschaffen können?" rief der junge Egoist, dessen erster Gedanke

auch bei dem Anblicke des Schmerzes der Mutter einzig auf die Befreiung von seiner Verlegenheit gerichtet war. Das Schluchsen der Unglücklichen steigerte nur noch seine Ungeduld, und er fuhr die Weinende an: „Aber so antworten Sie mir doch, Mutter!"

„Ach, ich habe eben eine entsetzliche Neuigkeit vernommen!" erwiederte sie.

Hastig frug er: „Weiß mein Vater um meine Schulden?"

Sie: „O, wenn es nur das wäre!"

Er: „Nun, was ist es denn, sprechen Sie doch und quälen Sie mich nicht länger durch Ihr sonderbares Wesen."

Frau Forstner begann nun Ihrem Sohne mitzutheilen, was eben zwischen ihr und ihrem Gatten vorgegangen war. Ihr Weinen unterbrach öfter die Erzählung; aber Ernest setzte ihrem Berichte nur völligen Unglauben entgegen und redete sich ein, das Ganze sei nichts als eine Erfindung seines Vaters, um ihn zu schrecken, und es sei Thorheit, auch nur ein Wort von Allem zu glauben. Seine Mutter mußte es ihm unzählige Male wiederholen, wie ihr Gatte gar nicht die Absicht gehabt, seine bedenkliche Lage irgend einem Menschen, am wenigsten ihr mitzutheilen, und wie es durchaus zufällig geschehen, daß sie ihn in seinem geheimen Jammer getroffen, und ihn veranlaßt habe, ihr jetzt schon die entsetzliche Neuigkeit zu offenbaren, die ja doch endlich in kurzer Zeit hätte kund werden müssen. Es dauerte lange, bis Ernest überzeugt war, daß die Geschichte unbezweifelbar sei. Da stand er denn da wie zerschmettert, aber dieses doch nur nach Art leichtsinniger Jünglinge, die immer nur an den gegenwärtigen Moment denken; denn sein ganzer Schrecken

war nichts als die lebhafte Vorstellung der peinlichen Verlegenheit, worin er sich eben befand und aus welcher herauszukommen er nun durch die Lage seines Vaters sich der Mittel beraubt sah. Frau Forstner hingegen erlag unter dem Gedanken an die weitern Folgen des Mißgeschickes ihres Mannes und war darüber der Forderungen jenes Wucherers vergessen, bis ihr Sohn Ernest sie wieder lebhaft daran erinnerte mit den Worten: „Was nun thuen? Wie diesen Spitzbuben Sismondi befriedigen?"

„Ach," rief die unglückliche Mutter, „siehst du jetzt ein, was in Zukunft die Folgen deiner Lebensweise sein werden? Schulden, peinliche Schulden! Thörichtes Kind! wie hast du bis jetzt so bedeutende Summen schon verschleudert, und was würdest du noch ferner verschwendet haben, wenn du ungehemmt auf deinem Wege fortgegangen wärest."

„Wozu auf das zurückkommen, was nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist?" entgegnete Ernest mit eben so vielem Leichtsinne, als Unwillen. Die Mutter erwiderte: „Ach! wie gerne gäbe ich alle meine noch übrigen Lebenstage dafür hin, das Vergangene ungeschehen machen zu können."

Er: „Mutter, wenn Ihr erst achtzehn Jahre alt wäret, so würdet Ihr so nicht sprechen."

Sie: „O! ich hatte mir deine Zukunft so schön vorgestellt."

Er: „Nun, das kann sie auch noch werden. Vermöchte ich jetzt nur, jenem erbärmlichen Sismondi zu genügen, so würde ich mich um Alles übrige wenig kümmern. Hat mein Vater ein Vermögen verloren, so kann er ja auch wohl wieder ein andres gewinnen. Aber, wie werde ich nur zu den fünfhundert Thalern kommen?"

Sie: „Und dieser Mensch droht, sich an deinen Vater zu wenden, wenn er nicht unverzüglich seine Zahlung erhalten würde.“

Er: „Sicher wird er das thuen, denn er ist der hartherzigste Wucherer, der je gelebt hat und noch existirt.“

Er: „Ein solcher Schritt würde aber in diesem Augenblick die traurigsten Folgen haben, und muß also, was immer es koste, verhütet werden.“

Er: „Aber wie wäre das möglich?“

Frau Forstner war in Nachdenken versunken. Ohne ihren Sohn zu beachten, antwortete sie laut auf ihre Gedanken: „Auch das wäre verloren, wenn es ihm einfiel, ohne Verzug diesem Albert das ihm bis jetzt vorenthaltene Vermögen zu erstatten. Er wäre dann völlig ruinirt, und wird mir nichts übrig lassen, um seine Schuldner ganz zu befriedigen.“ Dann erhob sie sich lebhaft, eilte zu ihrem Pulte, zog einen Schlüssel hervor, den sie nie aus Händen gab, öffnete eine Schublade, nahm daraus hastig ihre Juwelen, kehrte damit zu Ernest zurück und sagte: „Du gehst zu jenem Sismondi und hinterlegst bei ihm diese Kleinodien als Unterpfand für die Summe, welche du ihm schuldig bist.“

„O, meine Mutter!“ rief der Jüngling mit der Empfindung einer peinlichen Verwirrung.

Sie erwiederte: „Nun, es muß geschehen, denn es bleibt uns kein anderes Mittel übrig.“

Er: „Wird der verdammte Jude damit zufrieden sein? Ich habe Ursache, das sehr zu bezweifeln. Sagen wird er mir, er handle mit Geld und nicht mit Juwelen.“

Sie: „Nun, so mag er sie verkaufen. Diese Kostbarkeiten haben mehr als das Vierfache deiner Schuld gekostet, und du kannst ihm sagen, daß ich sie ihm ganz zur Verfügung stelle.“

Er: „Aber Mutter! wie soll ich es verschmerzen können, daß Sie sich so für mich berauben?“

Sie: „Unglückliches Kind! steht es uns denn noch frei, zu wählen?“

Ernest stand noch wie unentschlossen da. Es war aber mehr seine Eitelkeit, als seine Gutherzigkeit, die ihn verlegen machte, und ihn noch zurückhielt, nach den Juwelen zu greifen, welche seine Mutter ihm darreichte. — Mit Ungeduld rief diese ihm endlich zu: „Wohlan, nimm denn! oder willst du mir Zeit lassen, mich zu besinnen, um mein Anerbieten zu bereuen?“

In diesen Worten sprach sich das Erwachen des Weltsinnes aus, den bis jetzt das Muttergefühl ganz unterdrückt hatte. Aber kaum hatte Ernest dieses gemerkt, als er alle widerstrebende Gedanken und Empfindungen ablegte, ziemlich hastig nach den Kleinodien griff und sich beeilte, sie sorgsam zu verbergen, als eben ein Bedienter hereintrat und anmeldete, daß das Abendessen aufgetragen sei. — Frau Forstner erwiderte: „Ich werde diesen Abend nicht herunterkommen. Man möge sich nur ansetzen. Ist es dem Herrn gemeldet?“

Der Diener: „Auch der Herr hat mir gesagt, er werde heute nicht zu Nacht essen.“

Sie: „Nun, es ist gut. Gehet nur.“

Kaum war sie mit ihrem Sohne wieder allein, als sie zu ihm sprach: „Du wirst also mit diesem verhaßten Albert heute allein speisen. Hüte dich, ihn das Mindeste von den verdrießlichen Mittheilungen, die ich dir gemacht habe, merken zu lassen; denn er darf davon nichts wissen.“

Ernest erwiderte: „Seien Sie desfalls unbesorgt, meine Mutter. Ueberhaupt gewähr' ich ihm äußerst selten das Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten.“

Sie: „So gehe denn und sorge dafür, daß du mir sobald ich dich wiedersehe, sagen könnest, die ganze Geschichte mit Sismondi sei abgemacht.“

Das Abendmahl, welches die beiden Brüder miteinander gar mäßig hielten, war in der That ungemein schweigsam. Albert war über die Abwesenheit seines Vaters in Unruhe. Als er versucht hatte, in dessen Zimmer zu gehen, hatte Herr Forstner sich geweigert, ihm aufzumachen und zwar unter dem Vorwande, er habe sich bereits zu Bette gelegt. Und doch hatte der junge Mann beim Annähern zur Thüre wahrgenommen, daß Jemand im Zimmer heftig umhergegangen war. Die gleichzeitige Abwesenheit der Stiefmutter mußte ihn schließen lassen, daß diese nicht ohne Antheil an dem Ausbleiben seines Vaters sei, und obgleich er dem wahren Sachverhalte nicht auf die Spur zu kommen vermochte, empfand er doch gegen letztere einen lebhaften Unwillen, indem er dachte: „Gewiß hat sie wieder meinem Vater einen großen Verdruß bereitet, weil er ihrem grenzenlosen Geldbedarf nicht hat genügen wollen.“

Nachdem abgespeist war, gab Ernest dem Diener den Befehl: „Ihr werdet dafür sorgen, daß ich Morgen ganz in der Frühe mein Pferd gesattelt finde; denn ich muß zur Stadt reiten.“

XIII.

Der zweitfolgende Tag war ein Sonntag. Nach alter, frommer Gewohnheit wurde auf die durch den Gründer der Fabrik eingeführte Sitte streng gehalten, an den Tagen des Herrn von jeder nicht durchaus nothwendigen Arbeit auszuruhen und die Werkstätten geschlossen zu halten, damit die Arbeiter ihre Religionspflicht erfüllen konnten. Denn sowohl der verstorbene

Anton Forstner, als sein Sohn Stephan waren überzeugt, daß Untreue im Dienste Gottes keine Treue im Dienste der Menschen bewirke, und daß der Mensch hienieden eine höhere Aufgabe habe, als bloß für Wohnung, Nahrung, Kleidung und flüchtigen Genuß sich abzumühen und aufzureiben. Darum konnte das schlechte Beispiel andrer Fabrikanten sie nimmer verleiten, zumal sie sahen, wie die Arbeiter jener Herren sich immer ihre Sonn- und Festtage an Werktagen in den Wirthshäusern machten, und daher durchgängig liederlicher, unzufriedener und ärmer waren, als die ihrigen. Herr Stephan Forstner hatte indeß zu seiner nicht geringen Besorgniß wahrgenommen, wie seit einiger Zeit auch unter seinen Werkleuten die Gleichgültigkeit in der christlichen Sonntagsfeier und eine verdrießliche Stimmung vielfach sich kundzugeben angefangen, und schrieb dieses mit Recht hauptsächlich dem Einflusse einiger Arbeiter zu, die aus verschiedenen Gegenden stammend, mehrere Jahre in der Stadt gewohnt und dann in seiner Fabrik beschäftigt worden waren. — Es war ungefähr neun Uhr Morgens, als Herrn Forstner gemeldet wurde, daß Hubert Weismann ihn zu sprechen verlange. Er gab Ordre, denselben gleich hereinzulassen. Beim Hereintreten seines Milchbruders bemerkte Herr Forstner nicht, wie derselbe stolzen Blickes in einer kecken Aufgeregtheit seinen freundlichen Handgruß kaum mit einem kalten Kopfnicken erwiederte: „Ich bin gleich fertig mit diesem Briefe, gedulde dich einige Augenblicke," sprach Herr Forstner. „O ich weiß schon zu warten," entgegnete der Meisterknecht in einem fast bittern Tone. Herr Forstner fuhr fort zu schreiben, war wirklich bald fertig, und indem er dann den Brief versiegelte und zu Hubert seinen Blick wandte, gewahrte er doch

in dessen Mienen etwas Befremdendes und sprach: „Kommst du, um über Fabrikangelegenheiten mit mir zu sprechen? Ich hoffe, es wird doch nichts Unangenehmes vorgefallen sein?“

Hubert: „Das wird sein, je nachdem Sie zu beschließen belieben werden.“

Herr Forstner: „Was meinst du, was willst du sagen? erkläre dich!“

Hubert: „Ich bin beauftragt, Ihnen wichtige Dinge vorzutragen, und die Entscheidung, die Sie darüber geben werden, wird auch wichtige Folgen haben.“

Herr Forstner mit einiger Ungeduld: „Wohlan, laß hören; komm zur Sache, denn du weißt, daß ich die Umschweife nicht liebe.“

Hubert: „Die Arbeiter Ihrer Fabrik haben mich zu Ihnen geschickt, um Ihnen zu melden, daß sie entschlossen sind, fortan nicht mehr unter denselben Bedingungen zu arbeiten, und daß —“

Herr Forstner, sich heftig erhebend: „Wie! abermal neue Forderungen! Nein, das ist Unverstand, Uebermuth, das geht zu weit! Habe ich doch bereits mehr zugestanden, als ich gesollt, ja selbst als ich gekonnt und gedurft.“

Hubert: „So urtheilen die Arbeiter nicht.“

Herr Forstner: „Und du, Hubert, Du, den ich bis jetzt für einen treuen, dankbaren Anhänger meines Hauses gehalten, du lässest dich mißbrauchen, mir solche unvernünftige Anforderungen zu überbringen und zu stellen?!“

Hubert: „Herr, sagen Sie lieber, ich sei von meinen Kameraden, von meinen Sklavenbrüdern und Mitunterdrückten auserwählt und mit dem Vertrauen beehrt worden, ihre Angelegenheit bei Ihnen zu bevorworten oder vielmehr ihre Gerechtsame zu vertreten.“

Herr Forstner staunte den Meisterknecht einige Augenblicke verstummend an und sprach dann: „Welchen lächerlichen Wirrwar bringst du mir vor? Wann habe ich denn je auch nur einen von euch als Sklaven behandelt oder gar unterdrückt?“

Hubert auffallend: „Nichts leichter, als die Antwort auf diese Frage; denn Ihr tyrannisirt uns überall und allezeit. Ihr und alle Fabrikanten, eure Genossen, habet euch gegen die armen, unglücklichen Arbeiter vereint und verschworen, und würdet uns auf immer zu mißhandeln fortfahren, wenn wir uns nicht endlich entschlossen hätten, solcher Tyrannei einmal Grenzen zu setzen.“

Herr Forstner entgegnete mit mehr Betrübniß als Unwillen: „Ach, mein armer Mann, hatte ich es doch schon geahnet, daß die tollen Ideen, von eben so strafwürdigen, als ehrgeizigen Menschen in Umlauf gebracht, auch dir den Kopf zu verdrehen angefangen, und leider! überzeuge ich mich jetzt, daß meine Ahnung mich nicht betrogen.“

Hubert mit Bitterkeit: „O, das unterliegt keinem Zweifel, ist es ja schon von vorn herein ausgemacht, daß man strafwürdig und ehrgeizig ist, wenn man gleiches Recht für Alle in Anspruch nimmt, und daher auch eine gleichmäßige Vertheilung aller Erdengüter für Alle fordert.“

Herr Forstner, solch Geschwätz unterbrechend: „Höre, Hubert, wir sind hier nicht in einem Klubb. Sprechen wir denn doch, wenn's dir möglich ist, vernünftig.“

Allein der einmal in's Deklamiren gerathene Meisterknecht ließ sich so leicht nicht hemmen und fuhr fort: „Umsonst werdet Ihr euch abmühen, unsre Stimmen zu unterdrücken. Der Augenblick wird schon bald da sein, wo Ihr gezwungen werdet, uns zu hören, und wo unsre gerechten Ansprüche all eure List und Gewalt

zu Schande machen werden. Unser Sieg ist gehörig vorbereitet und gewiß. Wehe, wehe dann denen, die sich uns widersetzt haben!"

Herr Forstner hatte schon zu lange und mit vieler Geduld die unsinnigen Phrasen angehört, welche Hubert sich aus den wühlerischen Klubbs und aus den schlechten Zeitungen, die seine Lieblingslektüre geworden, angelernt hatte. „Ich halte mich für zu gut," sprach er endlich, „um mich mit einem Narren, wie du ihn spielst, in einen Wortwechsel näher einzulassen. Nur das will ich dir noch sagen, daß alle neue Bestrebungen, die Lage des Fabrikanten noch mehr zu erschweren, nichts Anderes herbeiführen können, als den gänzlichen Ruin der Fabriken, von welchem euere völlige Verarmung und Noth eine unzertrennliche Folge sein würde. Nur durch gegenseitige Hülfe können Fabrikanten, Meister und Arbeiter noch möglicher Weise durch die unglückliche Krisis hindurch kommen, in welcher wir gegenwärtig befangen liegen. Ja, wechselweiser Beistand ist das einzige Rettungsmittel. Wird dieses jetzt nicht verkannt, nicht versäumt, so kann die Zukunft es uns vielleicht noch gestatten, mancherlei nützliche, auch für die Arbeiter vortheilhafte Verbesserungen zu verwirklichen."

Hubert, der mit einem verdummenden Mißvergnügen nur halb und halb zugehört hatte, erwiderte: „Wahrlich ja, weil Ihr immer glücklich gewesen, weil euer ganzes Leben von der Gunst des Schicksals verfolgt worden, habt Ihr leicht zu uns zu sprechen: Duldet und harret aus!"

„Glücklich! ich glücklich?" seufzte Herr Forstner. „Aber warum soll ich über solche Redensarten mich betrüben oder verwundern? Wie wäre es je einem mißvergnügten Arbeiter begreiflich zu machen, daß der-

jenige, den er angenehm wohnen, fein gekleidet, gut genährt sieht, darum doch noch keineswegs wahrhaft und wirklich glücklich ist? Ach! wäre es ihm doch nur einmal möglich, diesen trüglichen Schein zu durchschauen und all das Wehe, welches derselbe verdeckt, zu gewahren, so würde er ganz gewiß alsbald aufhören, über sein Loos auf Erden zu murren und sich seine Lage durch Hingebung an seine üblen Launen doppelt und dreifach zu verbittern."

Hubert: „Sie wollen sagen, wir Armen hätten also Unrecht, uns zu beklagen; nicht wahr?"

Herr Forstner: „Jeder hat hienieden sein Kreuz zu tragen, und es wird um so schwerer, je mehr wir uns dagegen sträuben. Wenn Ihr euch beklaget, so solltet Ihr wenigstens uns nicht beneiden; denn auch wir haben mehr Beschwerden, Leiden und Mühen, als Ihr ahnet und glaubet."

Die Sterne würden eher aus ihren Bahnen, als Hubert aus seinen neidischen Vorurtheilen herauszubringen gewesen sein. Mit dem immer dreistern Tone, den er von Anfang angenommen, entgegnete er: „Recht so, Herr, recht so! Die Vermögenden müssen ja diese Sprache führen; aber es hängt nur davon ab, ob und wiefern die unterdrückten Arbeiter sich noch länger dadurch täuschen lassen wollen."

„Hubert," fiel Herr Forstner mit ernstem Nachdruck ein, „du mißbrauchest die Güte, die ich dir allzeit bewiesen. Als du es übernahmst, mir die unvernünftigen Anforderungen deiner Kameraden zu überbringen, mußtest du bereits zum Voraus wissen, daß es mir durchaus unmöglich sei, denselben zu entsprechen, und daß die Fortsetzung der Fabrikation unter den gegenwärtigen mißlichen Umständen ohnehin für den Geschäftsmann

fast unthunlich und das dazu nöthige Geld schier unerschwinglich geworden ist. Was kannst du denn nun damit bezwecken, mir die unsinnigen Ansprüche deiner Genossen vorzutragen?"

Hubert: „Mein Zweck ist, die Interessen der Schwachen gegen die Mächtigen, die gerechten Ansprüche derer, die leiden und arbeiten, gegen diejenigen zu vertreten, die sich von deren Schweiß mästen und sich ein üppiges Wohlleben bereiten."

Herr Forstner mit Ungeduld: „Nochmals sag' ich dir, verschone mich mit deinen sinnlosen, thörichten Phrasen und erinnere dich, daß wir uns hier nicht in einem Klubb befinden."

Hubert in der Selbstschätzung seines Rednertalentes tief verletzt, wiederholte die Worte: „Sinnlose, thörichte Phrasen? Wohlan, Herr, ich will versuchen, mich verständlicher auszusprechen."

Herr Forstner: „Ich würde dir dafür zum Dank verpflichtet werden."

Hubert: „Nun, lieber mit zwei, als mit vier Worten: Wollt Ihr euern Arbeitern den Taglohn erhöhen und die Arbeit um eine Stunde vermindern?"

Herr Forstner: „Kurz, nein und tausendmal nein! weil das mir durchaus unmöglich ist."

Hubert: „So möget Ihr es euch gefallen lassen, die Spinnerei zu schließen; denn wir Alle sind entschlossen, keinen Fuß mehr hinein zu setzen, weil Ihr euch geweigert habt, unsren gerechten Forderungen zu entsprechen."

Herr Forstner: „Mir kann das in meiner Lage jetzt nur willkommen sein, aber für euch selbsten, ihr verführten Unglücklichen, wird diese Maaßregel die ärgsten Folgen haben."

Hubert: „Die Zukunft wird das Gegentheil lehren!"

Als der Meisterknecht diese Worte mit frecher Heftigkeit sprach, ging Albert eben am Comptoir vorüber. In der Besorgniß, seinem Vater widerfahre etwas Unangenehmes, entschloß er sich, hineinzugehen, und war dann Zeuge des folgenden Auftrittes. Ohne ihn bemerkt zu haben, fuhr Hubert fort: „Wenn hier ein Unglück vorfällt, so mögt Ihr euch erinnern, daß Ihr es herbeigerufen und daß es nur eine längst verdiente Strafe ist."

Fast außer sich vor Entrüstung, rief Albert: „Elender! wie wagt Ihr es hier, so meinem Vater zu drohen? Es ist genug, es ist zu viel!"

Herr Forstner, sich fassend, mit würdiger Ruhe: „Laß ihn, mein Sohn, er verdient nicht, daß man das mindeste Gewicht auf seine Worte legt."

Keine Beleidigung hätte Hubert tiefer verletzen können in seiner Eitelkeit, er schrie daher wie ein Unsinniger: „Wenn meine Worte keine Geltung haben, nun so werden meine Handlungen um so schwerer wiegen."

Herr Forstner wandte dem Zornsprühenden wie kalt den Rücken und setzte sich an seinen Schreibtisch, und die Wuth des Meisterknechtes schien unvermögend, ihn aufzuregen oder zu verletzen. Diese kalte Verachtung brachte nun den Elenden völlig außer sich. Mit rachefunkelnden Blicken umherglotzend, geiferte er eine lange Reihe von unzusammenhängenden Phrasen, unter welchen er, wie ein Toller, mit den Armen umher ruderte. So unsinnig aber auch sein Gerede war, verrieth es doch nur allzusehr den neidischen Ingrimm seines Herzens gegen alle Vermögenden, insbesondre aber gegen seinen Milchbruder, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er besser gestellt schien in der Welt als er, und daß er gar sein Herr geworden war, blos weil dessen

Eltern bemittelter gewesen, als die seinigen. Albert hatte es wiederholt umsonst versucht, den gereizten Meisterknecht zu unterbrechen, und war durch das vergebliche Bemühen erhitzt; aber sein Unwille stieg auf's Höchste, als sein Vater sich zu ihm wandte und tief ergriffen bleichen Angesichts zu ihm sprach: „Albert, führ ihn hinweg, denn seine Gegenwart thut mir wehe, schmerzt mich tief."

Sich entfernend schrie dann Hubert: „Worte, die weniger hart waren, als diese, sind manchmal theuer zu stehen gekommen. Ihr werdet noch daran denken, wenn's zu spät ist."

Nachdem er weggegangen, näherte Albert sich mit Lebhaftigkeit seinem Vater mit der Frage: „Um des Himmels willen, was ist vorgefallen? Hat ein Fieber diesen Menschen befallen und verwirrt?"

Herr Forstner erwiederte: „Wohl, mein Sohn, ist es ein Fieber, und ein Fieber schlimmster Art, was diesem Menschen den Kopf verdreht und nun auch das Herz zu verderben angefangen hat."

Albert: „Wie Sie erschöpft sind, mein Vater!"

Herr Forstner: „Ach, wie wär' es anders möglich?! Ich treffe da grimmigen Haß, wo ich glaubte innige Anhänglichkeit finden zu müssen.... O Albert! ich erliege, ich empfinde eine unerträgliche Traurigkeit."

Albert: „Mein Vater....!"

Herr Forstner, mit leiser, matter Stimme: „Es ist ja oft nur ein Tropfen, der das volle Gefäß überlaufen macht."

XIV.

Hubert Weismann hatte das Haus des Herrn Forstner in einem unbeschreiblichen Zustande von Er-

bitterung verlassen. Seine Eitelkeit, die empfindlichste Seite seines Herzens, war auf's tiefste gekränkt, und es wäre nichts weiter nöthig gewesen, die Empfindungen des Neides, den er seit einiger Zeit gegen seinen Milchbruder gehegt und durch schlechte Zeitungen und Gespräche genährt, bis zum bittersten Ingrimme zu steigern. In der eben stattgehabten Unterredung hatte er nun vollends alle Bande der Zuneigung und der Achtung gegen den zerrissen, der nach seiner nunmehrigen Ansicht die schwersten Unbilden ihm zugefügt und sich gegen ihn herzlos, hart und ungerecht erwiesen hatte. In solcher Gemüthsfassung versammelte nun dieser Meisterknecht verabredetermaaßen die Arbeiter an dem Orte, wo der Klubb seine Sitzungen zu halten pflegte, nämlich in der Schenke des Bierbrauers Schleicher. Man hatte hier aber seine Ankunft mit Ungeduld in Besorgniß und Hoffnung erwartet. Konnte man sich doch schwerlich die Unzweckmäßigkeit der Anforderungen verhehlen, mit welchen man Hubert beauftragt hatte. Indeß waren doch auch die Arbeiter andrerseits ihrer Sache fast gewiß, da man ihnen unzählige Male wiederholt hatte, daß die Fabrikanten ihnen am Ende jedesmal nachgeben würden und müßten, wenn sie nur in ihren so gerechten Forderungen gehörig sich geeinigt hätten und zusammenhielten. „Wäre Alles umsonst, — meinten sie, — so könnten die Herren doch ihre Arme und Hände nicht entbehren, und müßten dieselben sich denn auch schon ihrem Willen fügen, wenn man nur verstände, diesen recht geltend zu machen."

Sobald Hubert Weismann erschien, wurde er von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Inzwischen hatten die Aufmerksamen schon aus seinen Mienen errathen, daß er unangenehme Nachrichten bringe; denn

sie hatten darin nicht den Stolz des Sieges, sondern den Aerger des Mißlingens wahrgenommen. „Wohlan," schrie man von allen Seiten auf einmal, „hat Herr Forstner nachgegeben? Welche Zugeständnisse hat er auf unsre Anforderungen gemacht?"

Bevor Hubert antwortete, ging er auf die Bank zu, die ihm zur Rednerbühne diente, und als er da aller Augen mit dem Ausdrucke der gespanntesten Neugierde auf seinen Mund gerichtet sah, rief er mit Stentorstimme in die Versammlung hinein: „Ihr fragt mich, meine Freunde, welche Zugeständnisse euern gerechten Anforderungen zu Theil geworden seien? Nun ja, Zugeständnisse ganz dessen würdig, der sich seit so vielen Jahren von den Früchten unsres Fleißes bereichert hat. Ich, euer Abgeordneter, ich, den ihr mit der Vertheidigung eurer Interessen beauftragt hattet, ich wurde bedroht, zur Thüre hinausgeworfen zu werden. Man schalt mich einen Ehrgeizigen, einen Undankbaren. Nun, es ist wahr, ehrzeizig bin ich, aber um euretwillen bin ich's; denn es wäre mein Stolz, euch die gebührende Gerechtigkeit verschaffen zu können. Was aber den Vorwurf der Undankbarkeit betrifft, so werfe ich ihn auf den zurück, der die Verwegenheit gehabt, ihn mir zu machen. Denn ist nicht er der Undankbare, er, der nicht anerkennen will und es thatsächlich leugnet, daß er den Arbeitern sein Vermögen zu verdanken hat und es ihrem Schweiße schuldet? Doch es wird sich bald zeigen, wer von uns beiden der Thor ist!"

„Es lebe Hubert Weismann! es lebe unser Vertheidiger!" schrie eine große Anzahl Arbeiter. Durch diesen Zuruf, der seiner Eitelkeit so ungemein schmeichelte, gar sehr ermuthigt und begeistert, fuhr der Meisterknecht fort: „Ja, meine Kameraden! Euere so schmählich

verkannten Rechte zu vertheidigen, werde ich vor keinem Mittel zurückschrecken. Nicht umsonst sollt Ihr euer Vertrauen mir geschenkt haben. Und Herr Forstner wird mich noch wiedersehen, aber in andrer Weise und an einem andern Orte, wo er nicht mehr im Stande sein wird, mich zu bedrohen oder gar durch seine feilen Augendiener zur Thüre hinauswerfen zu lassen."

„Das ist eine Schande!" schrie man von allen Seiten, „einen rechtschaffenen Menschen, einen braven Arbeiter, der stets seine Pflicht treu erfüllt hat, auf solche Weise zu behandeln."

„Diese Unbilde," bemerkte Hubert, „mußte für mich um so empfindlicher sein, als sie großentheils auf euch, meine theuern Kameraden, zurückfiel, die Ihr mich mit euerm Vertrauen beehrt und hingeschickt hattet. Uebrigens kennt Herr Forstner unsern Willen und ich habe dafür gesorgt, daß er denselben verstehen mußte: Vermehrung des Tagelohns und Verminderung der Arbeit um eine Stunde, oder seine Werkstätten mögen geschlossen bleiben."

Kaum einige dreißig schrien: „Ja ja! so soll's geschehen! Wir fordern unser Recht! Mehr Lohn und weniger Arbeit! Darauf haben wir ein Recht. Das fordern wir! Wehe dem, der es uns verweigert! Wir werden es uns nehmen!"

Es war dieses lange nicht der Ausdruck des Vorhabens Aller. Hin und wieder erhob sich sogar dagegen ein leises Murren, was aber bald völlig unterdrückt wurde. Die starrsinnigen Hitzköpfe in der Versammlung drangen ihren Willen, wie das gewöhnlich geschieht, den Furchtsamen und Schwachen gewaltsam auf, so sehr diese auch über einen Beschluß seufzten, dessen nächste Folge Mißbehagen und demnach Jammer für Ihr Hauswesen sein mußte.

„Ich gebe Herrn Forstner keine acht Tage, um seine Thorheit zu bereuen und uns nachzugeben,“ rief einer der Arbeiter.

„O, er wird schon eher bereuen, was er gethan,“ entgegnete eine andere Stimme, welche von vielen Anwesenden für die des Meisterknechtes gehalten wurde.

Der alte Peter, der bis dahin Stillschweigen beobachtet hatte, erhob die Einwendung: „Aber wie, wenn Herr Forstner sich Arbeiter aus der Stadt kommen ließe?“ Da schrie Simon mit Heftigkeit: „So würden wir sie schon aus dem Dorfe hinausgabeln. Wahrhaftig, das wäre schön, wenn Fremdlinge sich erkühnen wollten, uns unsre Erndte vor den Füßen wegzuholen.“

Peter: „Wenn aber wir es sind, welche zu arbeiten sich weigern?“

Lautes Geschrei übertönte alsbald die Stimme des Greises; denn die Aufwiegeler besorgten, die verständigen Bemerkungen möchten Anklang finden.

„Du also willst ein Verräther an unsrer Sache werden?“ fuhr Simon den Alten an. Peter erwiederte: „Ich bin kein Verräther, aber ich bin Familienvater und sehe vor, wie bald es den Meinigen an Brod fehlen könnte.“

Simon: „Nur Faulenzern fehlt das Brod!“

Peter: „Faulenzer sind die, welche sich weigern zu arbeiten.“

Aber nun überschrie Hubert den Greis und zog die Aufmerksamkeit auf sich: „Die Mißhandlung, die mir widerfahren ist, meine Freunde, zeigt uns zur Genüge, wessen diese Forstner gegen uns fähig sind, weil sie sich für die Stärkern halten. Sie waren so erbost darüber, mich euere gerechte und heilige Angelegenheit vertheidigen zu hören, daß sie mir gerne mit Fäusten

den Mund gestopft hätten. Allein wir wollen ihnen zeigen, daß die Stimme, welche sie zu unterdrücken versuchten, nur das schwache Echo von mehr als dreihundert andern Stimmen war, die bereit sind, ihr Nachhall und Nachdruck zu geben."

Viele: „Ja, ja! das ist wahr, ganz wahr! Es lebe Hubert, unser Meister!"

Hubert: „Wohlan, so schwöret denn ohne Ausnahme Alle, euch von mir führen zu lassen, und unser Sieg ist gewiß."

„Das schwören wir! das schwören wir!" rief eine große Anzahl der Arbeiter, während andere, die so nicht ihren Willen dem des Meisterknechtes verkaufen wollten, stillschweigend zur Saalthüre sich hinwendeten. Allein die Rädelsführer beeilten sich, diesen zuvorzukommen und schlossen die Thüre. So kam es denn, daß eine Hälfte aus Verkehrtheit und fast die andre Hälfte aus Furcht und mithin schier alle Arbeiter den Eid schwuren, den Hubert begehrt hatte. Wenn Einzelne den Meisterknecht mit der Frage unterbrachen, wer denn inzwischen die Sorge übernehmen werde, daß es ihren Frauen und Kindern, die doch nicht verhungern dürften, ja nicht an Brod fehle, so wurden solche Fragen durch überlautes Murren erstickt. Endlich löste die Versammlung sich auf unter dem hundertfachen Rufe: „Es lebe Hubert Weismann! es lebe der Vertheidiger unsrer Rechte!"

Der Meisterknecht verließ zuletzt den Saal, diesmal mit der Freude einer glänzenden Befriedigung seiner Eitelkeit auf dem Gesichte. Er fühlte sich dem Herrn Forstner weit überlegen an Ansehen und Macht, und dünkte sich der wahre, wirkliche Meister der Einwohnerschaft von Rahne zu sein.

Dieser Triumph verursachte aber sehr bald viele Thränen in dem Dorfe; denn der Stillstand der Fabrik, welcher nun andern Tags schon erfolgte, ward von allen Hausfrauen als ein wahres Unglück angesehen. Manche unter ihnen wagten es, ihren Männern desfalls Vorwürfe zu machen, worauf diese anfangs mit Aerger, dann mit Zorn und Toben erwiederten. So ging schon vielfach der Zank dem Mangel voran, und Besorgniß und Entmuthigung verbreitete sich bald in Rahne allgemein.

XV.

An demselben Tage, wo die Arbeiten in der Fabrik aufgehört, saßen Hubert und seine Tochter Abends zu Hause allein. Marie blickte traurig vor sich hin, denn als sie vor einigen Augenblicken versucht hatte, den Namen ihres Oheims Alban auszusprechen, war ihr in herbem Tone Stillschweigen geboten worden. Der Meisterknecht laß die Zeitungen, während das junge Mädchen sich mit Handarbeit beschäftigte. Lion hatte seinen Kopf auf die Kniee seiner Herrin gelegt und vergebenst versucht, eine Liebkosung zu erschmeicheln. Sie dachte an nichts weniger, als daran, sich mit ihm abzugeben, sondern nährte, in sich gekehrt, ernste Besorgnisse. Da vernahm man ein leises Klopfen an die Hausthüre. Der Hund richtete die Ohren empor, aber er blieb ruhig, ohne ein Zeichen von übler Laune oder Unzufriedenheit zu geben. Darum sprach Marie, indem sie aufstand, um zu öffnen: „O, gewiß ein Freund des Hauses, denn Lion schlägt nicht an.“

Eine Zeitung aus den Händen legend, bemerkte Hubert: „Ohne Zweifel ist es irgend ein Fabrikarbeiter, der kommt, meinen Rath in Anspruch zu

nehmen. So kann ich denn keinen Augenblick Erholung mehr genießen."

Es schien also, als werde seine Popularität ihm schon lästig. Inzwischen hatte Marie die Thüre geöffnet, und man sah alsbald den Pfarrer, Herrn Klaudius, hereintreten. Hubert konnte es nicht verbergen, daß ihn dieser Besuch und zu so ungewohnter Stunde überrasche; denn es war im ganzen Dorfe bekannt, daß der alte Herr außer dem Nothfalle, wenn es galt, einem Kranken beizustehen, oder wenn sonst seine Gegenwart nothwendig war, nach dem Eintritte der Nachtdunkelheit sein Pfarrhaus nicht mehr zu verlassen pflegte. Die Ueberraschung hielt indeß den Meisterknecht nicht ab, den Herrn Pfarrer mit Artigkeit zu empfangen, obschon sich doch einige Verwirrung dabei seiner bemächtigte. Der Pfarrer nahm den Stuhl, den Marie ihm mit freudiger Behändigkeit geboten, und sprach zu dem Mädchen freundlich: „Meine Schwester hat mir einen Auftrag an dich gegeben, mein Kind; es würde ihr nämlich recht angenehm sein, wenn du den Rest dieses Abends noch bei ihr zubringen könntest."

Das war dem jungen Mädchen aus der Seele gesprochen, denn dasselbe empfand dringend das Bedürfniß, seine peinlichen Besorgnisse in das Herz seiner guten Pathin auszuschütten. Hubert wurde von einer Art Furcht befallen bei dem Gedanken, sich allein mit dem würdigen Pfarrherrn unterhalten zu sollen, und frug daher seine Tochter mit einer gewissen Hastigkeit: „Aber wirst du nicht fürchten, zu so später Stunde allein auszugehen?"

„O nein!" erwiederte Marie lebhaft, „das Pfarrhaus ist ja so nahe, und Lion ist ein guter Beschützer, der wird mich begleiten."

Hubert glaubte, nichts mehr einwenden zu dürfen, obschon er die Absicht nicht verkennen konnte, in welcher Herr Klaudius gekommen war, sich mit ihm unter vier Augen zu unterreden. Und in der That, kaum hatte Marie sich entfernt und die Thüre hinter sich geschlossen, als der greise Priester mit einem sanftern Tone begann: „Mein Herz, Hubert, ist heute von einem tiefgehenden Schmerze verwundet worden, da ich von der Aufwiegelung vernommen, als deren Urheber man euch bezeichnet. Es war mir nicht möglich, ein solches Beginnen von euch und noch einigen andern Arbeitern des Herrn Forstner zu glauben, bis ich die Zeugnisse mehrerer Männer gehört, denen zu vertrauen ich alle Ursache habe.“

Hubert hatte solche Worte, an ihn gerichtet, nicht hören können, ohne daß sein Gesicht vor Zorn erglühet war. Da er aber glaubte, es würde seinen Einfluß auf die Bewohner von Rahne hemmen und beeinträchtigen, wenn er mit ihrem allgemein verehrten und wirklich höchst ehrwürdigen Pfarrer in offene Feindschaft geriethe, so zwang er sich, mit einer Art von Ruhe und Gelassenheit zu erwiedern: „Herr Pfarrer, wenn Sie glauben, es seien nur einzelne wenige Arbeiter mit mir einverstanden, so irren Sie und man hat Sie getäuscht; vielmehr kann ich Sie versichern, daß mein Bemühen die Gutheißung Aller gefunden, welche sich die Mühe genommen, es näher kennen zu lernen und zu erwägen.“

Der Pfarrer: „Wenn Ihr dieses meinet, so seid Ihr, ich muß es euch betheuern, in einem großen Irrthume.“

Hubert: „In Irrthum? ich? Habe ich doch selber gesehen und gehört, wie Alle mir beigestimmt.“

Der Pfarrer: „Ich halte euch für einen verständigen und erfahrungsreichen Mann, Hubert; Ihr müsset also

auch wissen, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt: die Kühnsten schreiben ihre Ansicht, ihre Willensmeinung vor, und die Schwächlinge beugen und unterwerfen sich."

Hubert: „Man hat Sie hintergangen, Herr Pfarrer! Kein Mensch ist eingeschüchtert, keiner ist gezwungen worden."

Der Pfarrer: „Woher kommt dann aber die Reue, die Mißbilligung, die bereits von allen Seiten laut wird?"

Ungeduldig fuhr Hubert sich mit den gespreizten Fingern der linken Hand seitwärts durch die Haare und rief: „Das thuen nur Einfaltspinsel und Dummköpfe."

Ernst, würdevoll und bewegt entgegnete der Pfarrer: „Es wären das also die Fleißigen und Gescheiten, welche sich bemühen, jene Leiden über unser Dorf zu bringen, um deren Abwendung ich so oft und so heiß Gott angefleht habe."

Hubert: „Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer: „Ja, Hubert, es thut Noth, daß Ihr die Wahrheit höret. Mein Alter, meine Erfahrung und mein Amt berechtigen und verpflichten mich dazu, sie euch zu sagen. Seit einigen Monaten ist Ihr Betragen ein anderes geworden und euer unwürdig. Ihr mißbraucht das Vertrauen, welches euch euere Stellung in der Fabrik des Herrn Forstner gibt, um Unfrieden und Unordnung in die Werkstätten zu bringen und..."

Hubert einfallend: „Also das!? Verläumdungen, lügenhafte Klatschereien haben Sie getäuscht und über mein Wirken in Irrthum geführt."

Der Pfarrer: „Ihr wollet also die Verantwortlichkeit der strafbaren Lehren, die Ihr gepredigt habet, ablehnen?"

Hubert: „Ich lehne nichts ab, als die ungerechten Beschuldigungen, rühme mich hingegen, die Rechte der armen Arbeiter gegen diejenigen, welche dieselben unterdrücken, in Schutz genommen zu haben. Uebrigens dürfte es zu untersuchen sein, Herr Pfarrer, wer von uns Beiden am besten seinen Beruf erfüllt, seine Aufgabe gelöst habe."

Der greise Priester, den die ganze Gegend nicht ohne Ursache hochschätzte, erwiederte mit Ruhe: „Ich würde euch darauf antworten, wenn Ihr mir erst nachgewiesen hättet, welchen Nutzen Ihr bis jetzt durch euer Bestreben wirklich erzielt habet."

Diese Bemerkung machte Hubert einen Augenblick stutzig, dann aber entgegnete er selbstgefällig: „Welchen Nutzen? Nun, ich habe die Unterdrückten ihre Rechte und ihre Stärke kennen gelehrt."

Der Pfarrer: „Mein Freund, das sind Worte, denen ich Thatsachen entgegen zu setzen habe. So gut Ihr's gemeint haben möget, so habt Ihr doch in der That unablässig dahin gearbeitet, all jene Menschen unzufrieden mit ihrem Loose, neidisch, mißgünstig, erbittert und also strafwürdig und unglücklich zu machen, und ihr gehet endlich so weit, ihnen jetzt auch noch das einzige Mittel zu einer ehrbaren Existenz, nämlich die Arbeit, zu nehmen."

Hubert: „Wie?! Also wäre ich, ich es, der für diese Leute die Fabrik schließt, die Arbeit einstellt? Wahrlich, eine sonderbare Beschuldigung, Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer: „Ja, Hubert, ohne Widerrede seid Ihr es, der dieses thut, indem Ihr die Arbeiter zu unerfüllbaren Ansprüchen verleitet; denn einen andern Erfolg von den neuen Forderungen konntet Ihr vernünftig nicht erwarten; es war kein anderer möglich."

Mit einem Aerger, den er nicht mehr zu verhehlen vermochte, antwortete Hubert: „Herr, Sie sind als Richter in der Sache allzusehr vorab eingenommen, als daß ich noch ferner darüber mit Ihnen verhandeln könnte.“

Der Pfarrer: „Ihr irret euch, Hubert! Der, den Ihr für einen parteilichen Richter haltet, wünschet aufrichtig, überzeugt zu werden, daß er sich in Bezug auf euch geirrt habe. Ihr kennet euern alten Seelsorger und wisset, daß er ein Herz für die Armen, ein Herz für jeden Nothleidenden hat, und daß er in seinem Leben nie furchtsam oder gleichgültig zurückgetreten ist, wo es einem Dürftigen zu helfen oder einen Unterdrückten gegen wen immer zu schützen und zu vertheidigen gegolten. Er darf, er muß jetzt euch daran erinnern, damit Ihr nicht vergesset, wie redlich er es meint, indem er euch auffordert, seinen Rath nicht zu verschmähen. Um seinen Herzenswunsch zu erfüllen, könntet Ihr aber nichts Besseres thuen, als wenn Ihr euch bemühetet, das angerichtete Uebel nach Kräften wieder gutzumachen. Wohlan, wendet denn all euren Einfluß auf die Arbeiter dazu an, sie zu bessern und sie zu bewegen, die eben so falschen, als verderblichen Ansichten aufzugeben, die sie nicht ohne eure Mitwirkung sich angeeignet. Dann, ja dann würde ich zu meiner größten Freude mich überzeugen, daß Ihr noch immer der wackere Meister seid, für den Ihr sonst immer gegolten, und daß Ihr nur aus Irrthum gehandelt und dem an sich guten Herzenstriebe des Wohlwollens gefolgt seid, indem ihr mitgeholfen, die Arbeiter unzufrieden und unglücklich zu machen.“

Hubert: „Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie wollen damit sagen, ich soll mich jetzt auf die Seite der Reichen schlagen, um die Armen ferner niederhalten und unter-

jochen zu helfen? Aber nein! und nochmals nein! das werde ich nimmermehr, das will ich Andern überlassen, die das schon mehr als zur Genüge thuen und dabei Gott für das Gelingen, wenn's erfolgen sollte, recht fromm danken werden."

Der Pfarrer: „Wie, Meister Hubert, haben die Herren Forstner sich dadurch als Feinde der Armen, der Unglücklichen erwiesen, daß sie eine Fabrik in diesem Dorfe errichtet, durch welche dasselbe aus seiner augenfälligen Dürftigkeit in einen gewissen Wohlstand versetzt, und durch welche für den größten Theil seiner Einwohner eine reiche Nahrungsquelle eröffnet und flüssig geworden ist? Doch, weil Ihr scheinet, es vergessen zu wollen, so muß ich euch daran erinnern, daß euere eigene Mutter nach dem frühen Tode eures braven Vaters hülflos in die jämmerlichste Noth versunken war, und daß sie ausschließlich der großmüthigen Freigebigkeit des Herrn Anton Forstner die Mittel verdankte, durch welche sie sich, eurer Schwester, der nachmaligen Halbwinnerin Marbach, und euch das Leben erhalten und anständig alles Nöthige erworben hat. Gewiß hat sie in ihrer dankbaren Liebe zu ihrem und euerm Retter und Wohlthäter nicht ermangelt, euch dieses oft genug zu sagen und einzuprägen."

Hubert schien bei dieser Erinnerung an seine Mutter einige Augenblicke betroffen zu verstummen; allein der stolze Wahn siegte bald wieder über die bessere Regung seines Herzens, und er strengte sich an, denselben geltend zu machen, indem er sprach: „Aber hat sie nicht für das lausige Geld, das man ihr zugeworfen, all ihre Sorge dem Stephan Forstner gewidmet, und ihm das Leben mit ihrer Muttermilch erhalten, auf welche allein ich, ihr Kind, alles Anrecht hatte?"

Der Pfarrer: „Hätte sie aber ohne die ihr gewordene Hülfe Muttermilch für euch gehabt? Uebrigens dauerte die Pflege eurer Mutter für euren Milchbruder nur ein Jahr, und man hat zwanzig Jahre, bis zu ihrem Tode, fortgefahren, sie reichlich zu unterstützen. O, eure Mutter war eine edeldenkende und achtungswürdige, wenn auch arme Frau! Sie erröthete nie darüber, sondern dankte Gott und der Familie Forstner dafür, in ihrer Noth und so andauernd Wohlthaten empfangen zu haben. Aber wohl würde das Betragen ihres Sohnes sie haben schamroth machen können, wenn Gott sie nicht bereits zu sich von dieser Erde abberufen hätte."

Nach einer kleinen Pause fuhr der Herr Pfarrer fort: „Wohlan, Hubert, lasset mich das Andenken an eure selige Mutter euch nicht umsonst in Erinnerung gebracht haben. Hat Gott euch doch, als Sohn einer so braven Frau, wie als Vater einer guten Tochter, ganz besonders begünstigt, so daß Ihr gewiß nicht Ursache habt, mit euerm Geschicke unzufrieden zu sein. Versprechet mir denn, daß Ihr alles euch Mögliche aufbieten wollet, um die unglückselige Unordnung aufzuheben und die armen verirrten Arbeiter zu der Pflicht, die sie als Familienväter zu erfüllen haben, zurückzuführen."

Hubert: „Das ist Sache des Herrn Forstner, den jetzigen Stand der Dinge zu ändern und die Ordnung wieder herzustellen."

Der Pfarrer: „Ach Hubert! Ihr wisset recht wohl das Gegentheil. Denket euch, daß Ihr vor Gott und jedem vernünftigen Menschen all die schlimmen Folgen zu verantworten habet, welche aus dem Stillstande der Fabrik sich ergeben können, und diese Verantwortung wird wahrlich nicht leicht werden."

Hubert: „Ich fürchte sie nicht!"

Der Pfarrer: „Wie, mein Freund, ist euer Herz bis zu diesem Grade verhärtet?"

Hubert: „Wenn mein Herz verhärtet wäre, so würde es sich um das Elend, um die Unterdrückung der Armen nicht so kümmern, und ich würde mein Interesse darin suchen, auf der Seite ihrer Tyrannen, der Reichen, zu stehen."

Der Pfarrer: „Aber nochmals frag ich euch in euerm unsinnigen Irrthume: Welche Wohlthat erweiset Ihr denn den Armen, indem Ihr sie verleitet, die Arbeit stehen zu lassen? Fürchtet Ihr denn nicht, daß all die Flüche und Verwünschungen der Mütter, der Kinder und selbst der verführten Väter, welche endlich, wenn das Maaß des Jammers voll geworden, von tausend Zungen bis zum Himmel hinaufsteigen werden, auf euer strafbares Haupt niederfallen müssen?!"

Hubert: „Es sind Andre, die Ursache haben, bei diesem Gedanken zu zittern, nicht aber ich. Ja, ich bin darüber ganz ruhig und finde mich stark und fest in meinem guten Bewußtsein."

Der Pfarrer: „Ach, Bedaurungswürdiger! Ihr seid mehr von Gott verlassen, als ich's zu glauben gewagt habe."

Hubert: „Mein Gewissen macht mir durchaus keinen Vorwurf, und das ist mir genug."

Zur Seite hin sich von Hubert abwendend, erhob der Pfarrer die Augen gegen Himmel und betete mit halblauter Stimme aus schmerzgepreßtem Herzen: „Herr! Gott! wende von dieser Gemeinde die entsetzlichen Uebel ab, die ich ahnend kommen sehe. Es ist über vierzig Jahre, daß Du mir dieselbe anvertraut hast, und ich habe die Mehrheit der Eingepfarrten getauft und alle

in den ewigen Heilswahrheiten unterrichtet und Dir zuzuführen mir angelegen sein lassen. O, mein Gott! sieh gnädig auf uns herab! es ist ein Vater, der zu Dir flehet für seine Kinder, Du wollest sie nicht verlassen!"

Hubert: „Gott ist mit uns, Herr Pfarrer."

Der Pfarrer: „Glaubet Ihr das wirklich, Hubert, oder suchet Ihr nur, euch und mich zu täuschen?"

Hubert: „Ich habe nie Jemanden betrogen."

Der Pfarrer: „Ach, dann seid Ihr in einem großen Irrthume!"

Hubert: „Das wird die Zukunft lehren."

Der Pfarrer im Tone tiefinniger Betrübniß: „Ich bedaure euch von ganzem Herzen. Möge Gott euch von dem Verderbenswege, den Ihr gehen wollet, ablenken! Ich wünsche das für euch und für euer Kind, die arme, kleine Marie, der Ihr dann noch viele, viele Thränen ersparen könntet."

Mit diesen Worten verließ Pfarrer Klaudius den verblendeten Meisterknecht und kehrte tiefbetrübt und ernstlich besorgt zu seinem Pfarrhause zurück.

XVI.

Vor der eben mitgetheilten Unterredung hatte der alte Pfarrer vorerst Herrn Stephan Forstner besucht, um von demselben zu erfahren, was er in Bezug auf die Arbeiter beschlossen habe. Herr Stephan Forstner, der gegen seinen würdigen Seelsorger all die Hochachtung und all das Vertrauen hegte, welches seinem heiligen Amte und seinem edeln Charakter gebührte, hatte demselben in keiner Beziehung verhohlen, in welch einer mißlichen Lage er sich befände, und wie es ihm durchaus unmöglich wäre, den Forderungen

irgendwie nachzugeben, welche die Arbeiter ihm gestellt hatten. Die Schritte, welche der priesterliche Greis gethan, den Meisterknecht auf andere Gedanken zu bringen, waren also nicht geschehen, ohne daß er sich zuvor überzeugt hatte, wie Recht und Billigkeit durchaus auf Seite des Fabrikherrn waren. So war es denn keineswegs, wie Hubert sich eingebildet, ein parteiischer Richter, der nur für die Reichen Theilnahme hegte. Ja, wenn dieser würdige Pfarrer bloß dem Gefühle seines Herzens hätte folgen dürfen, so würde er ganz gewiß ohne allen Rückhalt auf die Seite seiner, vom Glücke weniger begünstigten Pfarrkinder getreten sein; allein die obwaltenden Umstände hatten ihn genöthigt, um der Gerechtigkeit willen gegen seine Neigung zu handeln und zwar selbst auf die Gefahr hin, von den Unbemittelten völlig verkannt zu werden.

Inzwischen ließen die übeln Folgen, die Herr Klaudius vorgesehen, nicht lange auf sich warten. Eine große Anzahl der Arbeiter begnügten sich nicht damit, ihre Familien der Früchte ihrer Arbeit zu berauben, sondern überließen sich auch noch mancherlei Zügellosigkeiten, wie solche fast immer dem Müßiggange aufgeregter Menschen zu folgen pflegen. Die Wirthshäuser zu Rahne wurden den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein nicht mehr leer. Da gab's unter den Trinkern Neckereien, Zänkereien und gar Prügeleien, weil Ungeduld und Mißmuth in ihren Versammlungen herrschten. Jeder Arbeiter fühlte in seinem Innersten, wie er Unrecht habe, wollte sich aber die Schuld nicht beimessen und schob sie auf seinen Mitgesellen. Man fing an zu fürchten, Herr Forstner werde nichts nachgeben, und daß dann nicht nur ihr gewagter Versuch thöricht erscheinen würde, sondern sie auch mit tiefkränkender

Verdemüthigung um Wiedereröffnung der Fabrik bitten und unter den frühern Bedingungen ihre Arbeit fortsetzen müßten. Hubert und die übrigen Wühler boten Alles auf, bei ihren Kameraden diese begründete Besorgniß zu verscheuchen. Sie behaupteten steif und fest, Herr Forstner würde endlich ganz gewiß sich dazu verstehen müssen, ihren Anforderungen nachzugeben; denn der große Nachtheil, der ihm aus dem Stillstande seiner großen Spinnerei erwachse, werde ihm schon bald fühlbar werden und seinen Eigensinn brechen. Je mehr der Untermeister befürchtete, seine vermeintliche Herrschaft über die arbeitende Klasse der Einwohner von Rahne zu verlieren, desto heftiger und grimmiger wurden seine Deklamationen gegen den gemeinsamen Feind, wie er den Fabrikherrn zu nennen sich angewöhnt hatte. Seine bejammernswerthe Beredsamkeit würde weniger wirksam gewesen sein, wären nicht die Zuhörer von jener falschen Scham angesteckt gewesen, welche es dem Menschen so schwer macht, ein verkehrtes Vorhaben selbst dann aufzugeben, nachdem man sich von dessen Thorheit überzeugt hat. Daher kam es denn, daß die Arbeiter fortfuhren, zu ihrem größten Schaden aufsäßig und unthätig zu bleiben, obschon ihre Frauen immer lautere Klagen erhoben und die meisten sich im Stillen herber Gewissensvorwürfe nicht erwehren konnten.

So standen die Sachen zu Rahne, als sich ein höchst trauriger Unfall ereignete, über den wir jetzt Bericht zu erstatten haben.

XVII.

An einem gewitterschwülen Abende gegen Ende des Augustmonates kehrte der Pächter Alban Marbach aus der Stadt zurück, wo er eine Geldforderung erhoben,

und durchschnitt den kleinen Busch, um den Weg nach Rahne bedeutend abzukürzen. Ein heftiges Gewitter, welches über eine Stunde gedauert hatte, schien vorüber zu sein. Inzwischen rollte der Donner, indem es sich mehr und mehr verzog, noch fast unaufhörlich in der Ferne und leuchtende Blitze erhellten jeden Augenblick die schwarzen Wolken, welche den Himmel ringsumher verfinsterten. Hatte auch das schwere Gewitter dem rechtschaffenen Landmanne keinen Schrecken eingejagt, so kann man doch nicht sagen, daß es ihn ganz und gar gleichgültig gelassen; denn er war von Kindheit auf gewohnt, mit einer gewissen frommen Ehrfurcht diese gewaltige Gottesstimme zu vernehmen. Die Entfernung seines gleich hinter Rahne gelegenen Meierhofes von der Stadt war für einen so beherzten Fußgänger zu unbedeutend, als daß er den Postwagen benutzt hätte, der eben, schwach besetzt, an ihm vorbeifuhr, als er zum Stadtthor hinausgegangen und an die Anhöhe gekommen war, die sich dort etwa dreihundert Schritte weiter zu erheben beginnt. Allerdings hatte er nicht darauf gerechnet, daß ein Nachschauer des noch nicht völlig verzogenen Gewitters ihn völlig durchnässen und nöthigen würde, seine Schritte zu beschleunigen, um eher das schützende Gehölz zu erreichen. Als er aber bis dahin gekommen, hatte das Regnen ganz aufgehört. Sein einziger Begleiter war Lion, der Hund seiner Nichte Marie, der sich durch nichts abhalten ließ, den Meierhof regelmäßig jeden Nachmittag zu besuchen, wo er immer willkommen war und gut aufgenommen wurde. Mariens treuer Freund trappelte mit zur Erde hangendem Kopfe und gesenktem Schweife neben dem wackern Schwager des Meisterknechtes Hubert Weismann wie furchtsam einher; denn das Gewitter hatte auf ihn jenen

Eindruck gemacht, dem bei solcher Erscheinung die ganze Natur unterworfen zu sein scheint. Er wurde in seiner Furcht weniger als sonst durch die freundlichen Worte ermuntert, welche Alban Marbach an ihn richtete. Nur auf einen Augenblick richtete er die Ohren und die Augen aufmerksam bei dem Namen seiner Herrin empor, als der Pächter zu ihm sprach: „Lion, wie wird Marie sich diesen Abend gefürchtet haben! Möchte das gute Kind nur nicht wieder ganz allein gewesen sein, wie es seit geraumer Zeit so häufig der Fall ist.“

Alban hatte nur noch einige hundert Schritte bis zum Ausgange aus dem Gehölze, als er wahrnahm, wie der Hund plötzlich mit gehobenem Kopfe und gespitzten Ohren inne hielt, dann auf ein unweit gelegenes Dickicht zueilte und dort ein klägliches Geheul ausstieß. „Nun, Lion, was soll das Heulen? Willst du wohl gleich hieherkommen!“ rief Mariens Oheim. Aber das Thier, obgleich sonst seinem Rufe so gehorsam, achtete desselben nicht, sondern drang in das Dickicht ein und erneuerte da sein klägliches Heulen nur noch stärker. Dadurch erschüttert und in Spannung versetzt, dachte der Pächter, es müsse da wohl etwas Außerordentliches geben, und nach einigen Augenblicken der Ueberlegung sprach er: „Nun, ich will gehen, mich zu überzeugen,“ und richtete seine Schritte zu dem Orte hin, wo Lion sich seinen Blicken entzogen hatte. Kaum in dessen Nähe gekommen, sah er da einen Menschen auf der Erde liegen, der kein Lebenszeichen von sich gab. Der erste Gedanke des braven Pächters war, der Unglückliche müsse wohl vom Blitze getroffen sein, und ein Schmerzensschauer durchfuhr bei diesem Gedanken all seine Glieder. Die Kleidung des wie todt da liegenden Menschen ließ vermuthen, daß er zu den Bemittelten

gehöre, aber die durch häufiges Wetterleuchten nur auf Augenblicke erhellte Dunkelheit gestattete nicht, seine Züge genau zu unterscheiden. Lion ging rund um den Körper herum, erhob dann seinen Kopf und blickte Alban an, als wollte er fragen, ob er denn nichts versuchen werde, den Unglücklichen zu retten.

Dadurch angeregt, sprach Marbach: „Ach, was kann ich machen? Ist er todt, so kann Gott allein ihm noch Hülfe gewähren in der andern Welt." Inzwischen neigte er sich zu dem Körper hin, um sich zu vergewissern, ob er völlig todt und ohne alle Spur eines Lebensrestes sei. In diesem Augenblick erhellte ein Wetterstrahl die Umgegend, und Alban gewann eine zweifache Ueberzeugung, die ihn kalt vor Entsetzen machte, denn er sah, daß es Herr Stephan Forstner war, den er hier gefunden, und daß das Blut, welches dessen Kleidung durchnäßte, auf eine gewaltsame Ermordung deutete. Schreck und Entsetzen machten den Pächter einen Augenblick ganz steif und unbeweglich, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, und sein Herz schlug so heftig, als wollte es die Brust zersprengen.

„Mein Gott!" rief er, den schmerzerfüllten Blick gegen Himmel richtend und die Hände krampfhaft faltend und dann heftig niedersenkend, „ist es möglich? träume ich nicht? Herr Forstner, der größte Wohlthäter unsres Dorfes ermordet!!! Kann denn wirklich der blinde Haß einen Menschen bis zur Verübung einer solchen Gräuelthat hinreißen? O mein Gott! mein Gott! Aber vielleicht ist dem Unglücklichen das Leben noch nicht ganz entwichen?" Bei diesen Worten kniete er zum Körper hin, und sein Herz flehete zu Gott: „Herr des Lebens, gib, daß er noch nicht todt sei, daß er noch lebe!"

Nachdem er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit untersucht hatte, rief er aus: „O nein! ich habe mich nicht getäuscht! Er athmet noch leise, sein Herz schlägt noch, obgleich schwach, ich vernehm's. Vielleicht ist er durch schnelle Hülfe noch zu retten.“

Jetzt suchte er den Unglücklichen in eine bessere Lage zu bringen; aber er vermochte nichts mehr, als ihn ein wenig zu wenden, aufzurichten und an den breiten Baum, bei welchem er zusammengestoßen lag, anzulehnen. Ihn allein weiter fortzubringen, daran konnte er nicht denken. Da war nicht lange zu zögern. So sehr sich auch sein Herz dagegen sträubte, den Sterbenden nur auf einige Minuten zu verlassen, sah er sich doch dazu genöthigt, um die durchaus erforderliche Hülfe herbeizuholen. In seiner Besorgniß wandte er sich an seinen Begleiter und sprach zu ihm, als müßte er ihn verstehen: „Bleibe hier, Lion, und rühre dich nicht, bis ich nach einigen Minuten wiederkomme.“

Lion hatte ihn genug verstanden, um nicht von der Seite des Unglücklichen zu weichen. Alban Marbach eilte nun mit einer Schnelligkeit dem Dorfe zu, als hätte er noch jugendliches Blut und jugendliche Kraft, die von Ermüdung kaum eine Ahnung hat. Als er aber eben bis an Rahne gekommen, lief er wider Jemanden, der in der entgegengesetzten Richtung daherschritt. „Verzeihen Sie, entschuldigen Sie!“ keuchte er und wollte dann weiter eilen, als er eben bei diesen Worten wahrnahm, daß es Herr Albert Forstner war, an den er sie gerichtet, und der, auch ihn erkennend, sprach: „Irre ich nicht, so seid Ihr Ohm Alban und kommet gewiß von der Stadt her, nicht wahr?“

„Ja, Herr!“ stotterte Marbach, dem diese unerwartete Begegnung einen Augenblick die Geistesgegenwart gestört.

Albert frug weiter: „Seid Ihr meinen Vater nirgend gewahr worden? Auch er ist heute zur Stadt gegangen, und sein ungewöhnlich spätes Ausbleiben setzt mich in Unruhe, zumal er seine Rückkehr ausdrücklich auf sieben Uhr bestimmt hatte.“

Alban, aufgeregt und außer Athem, entgegnete: „Ach ja!... ohne Zweifel... aber das Gewitter... sehen Sie... es war ein schreckliches Wetter...“

Albert: „Es ist sicher nicht das Gewitter, was ihn zurückgehalten. Seid Ihr mit der Post gekommen?“

Alban: „Ich?... Nein, Herr!“

Albert: „Die muß auch wohl längst hier vorbeigefahren sein, meint Ihr nicht?“

Alban: „O ja!... ohne Zweifel... das heißt, ich weiß doch nicht... denn... sehen Sie... das Gewitter... wer weiß...“

Albert: „Aber was habt Ihr denn doch? Ohm Alban, Ihr scheint unruhig, geängstigt, verwirrt und dazu ganz außer Athem gelaufen zu sein.“

Der gute Pächter befand sich in der größten Verlegenheit, indeß der Sohn des Unglücklichen ihn mit Fragen aufhielt. „Vielleicht stirbt sein Vater, während wir hier die unersetzliche Zeit verlieren, ihn, wo möglich, noch zu retten.“

Dieser Gedanke fuhr ihm durch den Sinn, und er seufzte in seinem Herzen: „Herr Gott! was soll ich thuen?!“

Albert bemerkte die innere Bewegung des braven Mannes, wurde dadurch mit jedem Augenblicke besorgter und sprach: „Aber Ihr antwortet mir ja nicht. Was

ist euch geschehen? Was gibt's? Sprechet doch! Wer hat Ohm Alban je in solcher Aufregung gesehen? Außerordentliches, Schreckliches muß euch begegnet sein! O so fasset euch doch! Euer Zustand ängstigt mich."

Marbach nahm sich zusammen, faßte einen Entschluß und sprach: „Herr Albert, Sie sind Mann; und so schwer es mir auch wird... wie man sagt, so lange noch Leben da ist, soll man auch noch die Hoffnung nicht aufgeben...!"

Albert: „Um des Himmelswillen erklärt euch!"

Marbach: „Herr Forstner, Ihr Vater ist verwundet."

Albert: „Verwundet! Großer Gott! Wo, wann, wie? Sprechet, sprechet!"

Marbach: „Indem ich eben durch den kleinen Busch kam mit dem Hunde der" — — der Name Marie Weismann konnte in diesem Augenblick nicht über die Lippen des Tieferschütterten, daher wiederholte er: „mit dem Hunde, der mich begleitete, entdeckte dieser den Körper Ihres Vaters, der etwas abwärts in einem Dickicht lag..."

Albert: „Und... ist verwundet, habt Ihr gesagt?"

Marbach: „Ich glaube, der Dunkelheit ungeachtet eine Wunde wahrgenommen zu haben."

Albert: „Suchet nicht, mir die Wahrheit zu verhehlen! Sprecht — mein Vater ist ermordet?"

Marbach: „Er lebt, Herr, er lebt, versichere ich Sie. Als ich auf Sie stieß, lief ich dem Dorfe zu, um Hülfe zu holen..."

Albert: „Und wo habt Ihr meinen Vater gelassen? wo finde ich ihn?"

Marbach: „In dem kleinen Holzdickicht einige Schritte von dem Hirschsumpfe seitwärts."

Albert machte eine Bewegung, um sich in der Richtung zu dem bezeichneten Orte hin zu entfernen; aber er schwankte, wie ein vom Schwindel Ergriffener. Daher sprach Alban zu ihm: „Herr Albert, Sie können nicht allein gehen, erwarten Sie mich hier nur einige Augenblicke.“

Albert, sich fassend: „Nein, nein! Eilt, ich bitte euch, eilt zum Dorfe, holt Leute herbei, bringt eine Tragbahre, eine Matratze und Alles, was die Heimbringung meines armen Vaters erleichtern kann. Geht, eilt, ich bitte euch.“

Alban: „Aber Sie, Herr Albert?“

Albert, dessen Schmerz in Thränen sich ergoß: „O laßt mich, daß ich meinen Vater finde.“

Alban: „So allein bei ihm, wie werden Sie das auszuhalten vermögen?“

Albert, sich entfernend: „Ich bin vorbereitet, fühle mich stark genug; denn Ihr habt mir ja gesagt, das er noch lebe. Eilt, eilt, holet Hülfe!“

XVIII.

Etwa eine viertel Stunde später zog ein trauriger Zug auf dem Wege zum Dorfe Rahne daher. Vier Bauern trugen eine Bahre, auf welcher in einer Art von Bett der fast entseelte Leib des Herrn Forstner lag. Albert ging zur Seite und hielt die Hand seines Vaters in der seinigen voll Besorgniß, mit jedem Augenblick die Todeskälte eintreten zu fühlen. Ohm Alban folgte ihm ganz nahe, mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn blickend, um ihm nöthigen Falls beizustehen, denn er erwartete, mit jedem Moment ihn wanken und hinfallen zu sehen.

Das Gewitter war völlig verzogen. Der Himmel war rein und erglänzte hell von den zahllosen Sternen

an seinem Gewölbe, wie am Schlusse eines schönen Tages. Als man beim Dorfe angekommen war, trat Alban Marbach zu Albert und bemerkte ihm: „Bis zu Ihrer Wohnung ist noch ein zu weiter Weg, denn ich glaube, jeder Augenblick ist kostbar, und in ein paar Minuten wären wir jetzt am Pfarrhause. Auch wissen Sie, daß der Herr Pfarrer in seiner Jugend Arzneikunde studiert hat und mitunter im äußersten Nothfalle noch wundärztliche Hülfe leistet. So könnte er Ihrem Vater vielleicht jetzt noch einen Dienst thuen, der möglicher Weise eine Viertelstunde später durch nichts in der Welt zu ersetzen wäre. Wollen Sie nicht, daß wir gradeswegs zu ihm in's Haus ziehen?"

„Ja ja," erwiederte Albert, „eilen wir dahin."

Alsbald gab Marbach den Trägern die nöthige Weisung, und, wie er gesagt, waren kaum zwei Minuten verflossen, als man die Wohnung des Herrn Pfarrers Klaudius erreicht hatte.

Marie Weismann, welche die Furcht vor dem heftigen Gewitter aus ihrem Hause getrieben, hatte sich zu ihrer Pathin geflüchtet, weil Hubert ihr vorher gesagt, daß er wahrscheinlich bis zum Spätabend nicht heimkehren würde. Das junge Mädchen hatte eben Abschied vom Herrn Pfarrer und seiner Schwester Seraphine genommen, um nach Hause zu eilen, und den Vater, der vielleicht schon dort sein könnte, ja nicht zur Ungeduld zu veranlassen; da klopfte es plötzlich so heftig an die Thüre des Pfarrhauses, daß nicht nur sie, sondern auch Fräulein Seraphine darüber zusammen fuhr. „Wer kann denn noch so spät hieher kommen?" frug Letztere. „Vielleicht mein Vater," antwortete Marie. Der Pfarrer schüttelte zweifelhaft den Kopf, denn es war ihm nicht wahrscheinlich, daß Hubert Weis-

mann seine Gegenwart wieder suchen würde. „Ich höre aber ganz gewiß Lion's Stimme," rief das junge Mädchen und eilte zur Thüre, um sie zu öffnen. Aber kaum gewahrte sie den Trauerzug, der sich hier ihren Blicken darbot, als sie erschreckt zurückwich. Der Pfarrer war Marien gefolgt, und seine Seele wurde von innigstem Schmerz tief bewegt, als er Herrn Forstner bleich, wie entseelt und von Blut bedeckt da liegen sah."

Albert, dessen Gesicht fast nicht weniger bleich, als das des Verwundeten war, nahete sich dem greisen Priester und sprach zu ihm: „Verzeihen Sie, ehrwürdiger Herr, daß ich meinen unglücklichen Vater zu Ihnen bringen lasse; aber ich wußte, er würde am geschwindesten und am besten hier alle Hülfe finden, die sein Zustand erheischt."

Lebhaft und theilnehmend erwiederte der Pfarrer: „Sie haben wohl gethan, mein Sohn, Sie haben wohl gethan!" und ohne noch weiter um Näheres über das schreckliche Unglück sich zu erkundigen, das er aber zum Theil doch ahnete, ließ er Herrn Forstner in den Saal tragen, in welchem seine Schwester Seraphine sich befand.

Während dieses geschah, wandte Marie, noch immer zitternd, sich zu einem bejahrten Manne, der eben neben ihr stand, mit der Frage: „Weiß man denn, Peter, wie dieser schreckliche Unglücksfall sich ereignet hat?"

Der Angeredete erwiederte: „Wie dieser schreckliche Unglücksfall sich ereignet habe, fragt Ihr mich? Wendet euch an euern Vater, gewiß, er wird euch am besten Auskunft darüber zu geben wissen."

„Mein Vater?!" frug Marie höchst erschreckt. Der alte Peter entgegnete mit unwilliger Zuversicht: „Kein Anderer, als er, kann diesen Streich vollführt haben!"

Das arme Mädchen wurde kalt wie Eis und stotterte: „Was sagt Ihr? Ich versteh' euch nicht.“

„Das ist möglich,“ erwiederte Peter und ging hinweg. Marie näherte sich dann ihrem Oheime Alban, der ihren Blicken mit Sorgfalt auszuweichen schien, und sprach mit erstickter, keuchender Stimme ihn an: „Oheim, Oheim, ach ein Wort!“

Alban sah die Zitternde tiefbewegt an und sprach: „Was willst du, armes Kind?!“

Marie: „Habet Ihr etwas Näheres über diesen entsetzlichen Vorfall vernommen?“

Alban: „Nein, mein armes Kind.“

Diese Art, ihr zu antworten, war ihr höchst befremdend und steigerte ihre Angst. Sie frug daher weiter: „Aber... habet Ihr Grund,... irgend etwas zu vermuthen?“

Alban: „Ach, mein Kind! ich gäbe Alles in der Welt, um keinen Grund zu haben.“

Indem Marbach diese Worte sprach, senkte sich sein Kopf zur Erde wie durch einen schweren Druck, dem er vergebens zu widerstreben suchte, niedergebeugt. Marie griff mit beiden Händen nach der Herzgegend, als wollte sie einen namenlosen Schmerz unterdrücken, dann schritt sie eilig mit verwirrtem Blick auf den greisen Pfarrer zu und sprach, ohne ihre Worte deutlich artikuliren zu können: „Ach Herr Pfarrer, welche Schreckensworte muß ich hören!... Es ist entsetzlich!... Es ist Verläumdung!... Man sagt... es ist entsetzlich!... Man sagt... es sei mein...“ Herr Klaudius unterbrach sie: „Schweige, mein Kind! sprich es nicht aus! Es soll mindestens dein Herz noch ein Heiligthum bleiben, in welches diese schauderhafte Vermuthung nicht eindringen kann.“

„Aber Sie, Herr Pfarrer," frug Marie mit flehendem Blicke, „Sie glauben es ja auch nicht? Sie können es nicht glauben?" — Bevor Herr Klaudius antworten konnte, hörte man die laute Stimme eines Bauern, welcher sprach: „Ich würde meinen Hals darauf verwetten, daß kein Anderer, als Hubert Weismann dieses gethan." Der Pfarrer wollte mit einem beruhigenden Blicke Marie beschwichtigen, sie aber floh mit einem herzzerreißenden Schrei die Stätte, wo sie so tief in der Seele verwundet wurde.

Inzwischen hatte Fräulein Seraphine sich aufs angelegentlichste bemüht, dem Verwundeten all die Pflege zu widmen, die in solchem Falle gewöhnlich den Frauen zu besorgen bleibt. Herr Forstner öffnete endlich die Augen und brachte einige unverständliche Worte hervor, die gleichwohl für die Ohren seines Sohnes erfreulicher lauteten, als die herrlichste Musik, und auf die er mit der Empfindung eines ungemeinen Entzückens hinhorchte. — Man hatte nicht versäumt, einen Eilboten zur Stadt zu schicken, und einen Wundarzt herbeizuholen. Inzwischen hatte Herr Klaudius, der nicht nur Arzt der Seele war, sondern im Nothfalle auch, wie bereits bemerkt worden, die leibliche Heilkunde übte, die Wunde näher untersucht und sie durchaus tödtlich erfunden. Herr Forstner war nämlich von einer Kugel getroffen, welche ihm durch die Brust gefahren war, so, daß die rechte Lunge stark verletzt, und daher auch das Athmen überaus erschwert war. Während der Pfarrer den Zustand des Verwundeten näher untersuchte, waren Alberts Augen unverwandt auf ihn gerichtet, denn der liebevolle junge Mann erwartete mit schrecklicher Angst irgend eine Bewegung in den Zügen des Pfarrers, welche ihm an-

kündige, ob alle Hoffnung für das Leben des heißgeliebten Vaters verloren sei oder nicht. Er konnte endlich seine Spannung nicht mehr aushalten und frug: „Wohlan, würdiger Herr, was meinen Sie?" — Der Pfarrer erwiederte: „Theurer Sohn! unser Leben steht in Gottes Hand, und wenn es Ihm gefällt, uns es abzufordern, so müssen wir jederzeit bereit sein, Ihm dieses Opfer zu bringen." — Albert: „Ach! Sie glauben also, mein Vater. . . ." — Der Pfarrer: „Nur ein Wunder kann ihn retten." — Albert: „O mein Gott! so thue denn dieses Wunder, thue es, ich bitte, ich flehe Dich darum!" — Der Pfarrer: „Ach, mein Sohn, wie sehr wünsche ich, Einer von uns wäre heilig genug, hier ein solches Wunder vom Allmächtigen zu erflehen." — Da schrie Albert, vom Schmerz verwirrt:

„Mein Vater! mein guter Vater! ach, schändlich gemeuchelt, soll er also — sterben! O sein Mörder muß entdeckt, entlarvt, gestraft werden, oder Gott wäre ungerecht!" — Mit Würde und sanftem Nachdruck erwiederte der Pfarrer: „Schweigen Sie, mein Sohn, damit das Uebermaß des Schmerzes Sie nicht hinreiße, hier, bei Ihrem unglücklichen Vater, Haß und Gotteslästerung auszustoßen." — Albert suchte sich zu fassen. Der Pfarrer wollte, obgleich er alle Hoffnung aufgegeben, seinem Freunde Stephan das Leben zu erhalten, doch kein Mittel unversucht lassen. Und wohl einsehend, wie wichtig es für denselben als Christen, als Familienvater und als Fabrikherrn sein würde, wenn er nur noch auf einige Minuten die Besinnung und den Gebrauch der Kräfte wiedergewönne, bot er Alles auf, was ihm irgend hiezu dienlich schien. Nachdem durch einen reichlichen Aderlaß die Lungen einiger-

maßen erleichtert und die Beklommenheit gemindert worden, begann der Verwundete einige verständliche Worte zu sprechen. Albert, dem diese scheinbare Besserung des Zustandes seines Vaters gleich wieder einen Schatten von Hoffnung gab, benutzte dieselbe so gut er es in seiner Verwirrung vermochte, und versuchte unter anderm auch, etwas Näheres über den schrecklichen Vorfall zu erfahren, dessen Opfer Herr Forstner geworden war. Die Auskunft, die er aber hierüber erhielt, war sehr gering und beschränkte sich auf Unbedeutendes. Nach Beendigung seiner dringenden Geschäfte in der Stadt hatte Herr Stephan Forstner sich in den Postwagen gesetzt, der in geringer Entfernung an Rahne vorbeifahren mußte. Es mag gegen sieben Uhr Abends gewesen sein, als er aus demselben gestiegen und in den Busch eingetreten war, um den Weg nach seiner Wohnung möglichst abzukürzen. Das Gewitter war damals noch sehr heftig gewesen und hatte das Gehölz völlig verfinstert, und nur von Zeit zu Zeit hatten Blitze dieses schwarze Dunkel auf Augenblicke erhellt. Er war möglichst rasch auf seinem Wege fortgeschritten, als er mit einem Male einen Stoß fühlte, als hätte ihn Jemand heftig in den Rücken geschlagen. Sein erster Gedanke war, der Blitz habe ihn leicht getroffen, denn der Knall der Flinte war gleichzeitig gewesen mit einem heftigen Donnerschlage, der sich erst allgemach in ein dumpfes Rollen aufgelöst hatte. Indeß hatte er dann bald einen lebhaften Schmerz in der Brust empfunden und im Leuchten eines Blitzes wahrgenommen, daß die Hand, die er zur Brust erhoben, mit Blut bedeckt war. Dieses war das Letzte, dessen er sich jetzt noch besinnen konnte, denn gleich darauf hatten seine Kräfte ihn gänzlich verlassen, und so war er zur Erde hingefallen.

„Aber, mein Vater," frug Albert mit gedämpfter Stimme, „haben Sie denn nicht wenigstens eine Vermuthung darüber, wer Ihr Mörder sei?"

„Nein!" erwiederte Herr Forstner. Da versuchte der junge Mann, ihm einen verdächtigen Namen zu sagen; allein Herr Forstner gestattete das nicht und sprach mit schwacher Stimme: „Glaubest Du denn, mein Sohn, daß es irgend eine gute Folge für Deinen unglücklichen Vater haben könnte, wenn er Deinen Verdacht theilte?" — Aufgeregt bemerkte Albert: „Euer Tod könnte dann doch wenigstens gerächt werden." — Herr Forstner entgegnete ernst und ruhig: „Wahrlich, das wäre eine höchst traurige Genugthuung für einen Christen, der nahe daran ist, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen." — Albert senkte den Kopf und schwieg; denn die Stimme seines Vaters hatte allzeit große Gewalt über sein leicht aufgeregtes Gemüth gehabt, um wie viel mehr in diesem furchtbaren Momente. Inzwischen verhehlte Herr Forstner sich keineswegs die Gefährlichkeit seines Zustandes und wünschte, bevor er aus dieser Welt hinscheide, seine Seele durch das Sakrament der Buße zu reinigen, sich mit seinem Erlöser zu vereinigen und durch die heilige Oelung seinen Geist gegen die letzten Angriffe des bösen Feindes zu rüsten und zur himmlischen Herrlichkeit zu salben. Der gute Pfarrer freuete sich dessen nicht wenig, denn ihm galt der Tod des Christen, der durch den würdigen Empfang der Sakramente geheiligt ist, nur als ein Uebergang aus einem Dasein voll Leiden und Prüfungen in eine glückselige Ewigkeit. Während nun die allernöthigsten Vorbereitungen zum Versehen des Todkranken gemacht wurden, bemerkte dieser noch seinem Sohne: „So wie ich wünsche, mich mit Gott gehörig

zu versöhnen und würdig zu vereinigen, so möchte ich aber auch noch, bevor ich sterbe, allen Wesen, die mir theuer sind, ein Lebewohl sagen.“ — Lebhaft antwortete Albert: „Ich bin Ihren Wünschen in dieser Beziehung zuvorgekommen, mein Vater! Ihre Frau und Ernest werden bald hier sein“. —

Demnach beeilten Alle sich, das Zimmer zu verlassen und es blieb bei dem Sterbenden Niemand, als sein würdiger Seelsorger, Herr Klaudius. Aber der heilige Geist war mit der Fülle seiner Gnade wirksam bei Beiden. Herr Forstner bereuete und beichtete seine Fehler mit aller Inbrunst des Herzens, und Der Priester bat Gott mit innigster Andacht um die Bestätigung der Verzeihung, die er im Namen Jesu und als dessen sichtbarer Stellvertreter dem Sterbenden gewährte.

XIX.

Der Bote, den Albert geschickt, seiner Stiefmutter und ihrem Sohne Ernest die Trauerkunde eiligst in möglichst schonender Weise zu überbringen, hatte Beide, die von dem Unglücke nichts ahneten, in großer Verwirrung angetroffen; denn es war inzwischen auch dort am Fabrikgebäude des Verwundeten eine Unthat versucht worden.

Dieses Gebäude liegt etwa zwanzig Minuten vom Dorfe seitwärts in einem einsamen Thale und bildet ein großes, stark gebautes Viereck. Nach dreien Seiten ist dasselbe zuerst von schönen Gärten und dann von einem den Anblick eines kleinen See's gewährenden Weier umgeben, dessen Wellen einen langen, steilen Felsen nach der Nordseite hin umspülen und der von dem starken Bache genährt wird, welcher eine bedeutende Anzahl verschiedenartiger Mühlen getrieben hat,

bevor er hier durch einen etwa fünfzehn Fuß tiefen Sturz die Maschinen der Spinnerei in Bewegung setzt. An der Vorderseite allein zugänglich, ist die Fabrik hier von einem mit Kastanienbäumen umkränzten, geräumigen Platze umgeben, zu welchem zwei lange Alleen von Osten und von Westen hinführen, während eine dritte nach Süden bis zum Dorfe sich hinzieht. Im westlichen Theile dieses vorderen Flügels liegen auf der Ecke die Schreibstuben des Kassenführers und des Fabrikherrn, und gleich daneben die Wohngemächer der Familie Forstner, zu deren Thüre man auf zwölf breiten Steinstufen hinansteigt. Am andern, östlichen Ende der Façade öffnet sich unweit vom großen Fahrthore die Thüre zu einer sieben Fuß breiten, der ganzen Tiefe des Vorderflügels entlang laufenden Gasse, durch welche die Arbeiter gehen müssen, um in den Hofraum und von da in das Innere der Fabrik zu gelangen.

Nachdem Albert gegen ein Viertel nach sieben Uhr in Besorgniß um seinen Vater ausgegangen, waren in diesem großen Gebäude nur noch Frau Forstner, ihr Sohn Ernest, zwei Mägde, ein Hausknecht, der alte Horn und der Spinner Arnold mit zweien Knaben, die ihm im Reinhalten der stillstehenden Spinnerei Hülfe leisteten. Albert mochte kaum nach Westen hin aus dem Thale hinausgegangen sein, als von der entgegengesetzten Seite eine ziemlich zahlreiche Rotte mißvergnügter Fabrikarbeiter mit geschwärzten Gesichtern und umgewendeten Röcken herankam und auf dem geräumigen Platze vor dem Gebäude Halt machte. Ihr Anführer stieg auf den Treppen zur Thüre und zog die Klingel. Eine nicht mehr junge Magd, welche mit gewohnter Vorsicht von innen eine am Pfosten herabhangende starke Kette an die Thüre eingehangen, öffnete diese

kaum genug, um zu sehen, wer da sei, und zu fragen, was er wünsche. Bevor dieser aber seine Forderung, Herr Forstner solle zu ihm und seinen Genossen herauskommen, völlig geendet, hatte sie mit Entsetzen die Rotte erblickt, die Thüre zugeschmissen und war dann zu ihrer Herrschaft geeilt, um athemlos den Besuch der sauberen Gäste anzumelden. Ernest öffnete eine der schweren Fensterladen und frug mit barscher Keckheit die Draußenstehenden, was sie wollten. „Dein Vater soll heraus, um uns zu antworten!“ sprach eine rauhe Stimme, in welcher der Jüngling alsbald die des Johann Giebel zu erkennen glaubte. Die Antwort, daß Herr Forstner noch nicht zu Hause sei, wurde nicht geglaubt oder vielmehr gar nicht beachtet. Jetzt schrien sie, Einer um den Andern und dann haufenweise zusammen, wenn Herr Forstner nicht gleich erscheine, um ihnen sein Ehrenwort darauf zu geben, daß er den Arbeitslohn erhöhen und die Arbeitszeit abkürzen wolle, so würden sie unverzüglich in die Fabrik eindringen und Alles zerstören, was immer sie darin vorfinden würden, denn die Zeit sei gekommen, wo endlich die Fabrikarbeiter sich selbst das Recht verschaffen wollten, das man ihnen so lange versagt. Ernest hatte erschreckt die Fensterladen wieder zugezogen und verriegelt und sodann alle im Hause Anwesenden zusammengerufen, um zu berathen und anzuordnen, was irgend zweckdienlich scheinen würde, den Tumultuanten so viel und so lange nur möglich, Widerstand zu leisten. In dieser Noth vernahm er willig den Rath des erfahrenen Horn und zeigte sich bereit, zur Ausführung desselben Alles aufzubieten. Was Horn vorgesehen, geschah.

Nachdem die wilde Rotte etwa sieben Minuten lang

vergebens geschrieen, geschimpft und geflucht, begannen sie, mit schweren Hölzern auf die festgeriegelte, massive Hausthüre erfolglos Sturm zu laufen, während einige Buben unter ihnen im ersten Stocke über dem mit Fensterladen wohlversehenen Erdgeschosse einige Scheiben entzwei warfen. Demnach versuchten die Stürmer ihre Kräfte mit eben so wenig Erfolg an dem schwerfälligen festen Fahrthore. Alsdann aber schaarten sich Alle auf den Ruf ihres Anführers, der sich durch seine Kleidung und besondern Manieren auszeichnete, in einer gewissen Ordnung vor der sogenannten Arbeitsthüre, welche durch den täglichen Gebrauch einigermaßen gelitten hatte. Hier wurde verabredet, daß sie auf diese Thüre, Abtheilungsweise sich abwechselnd, so lange losstürmen wollten, bis sie dieselbe würden eingerannt haben, um dann nach leichterer Erbrechung der am Ende der Gasse zum innern Hofraume führenden Gitterthüre vereint in die Fabrik einzudringen und ihre Zerstörungswuth und Rache völlig zu befriedigen.

Der Anführer erinnerte die Rotte an das Versprechen des unbedingten Gehorsams, das sie ihm eidlich gegeben, und forderte sie dann auf, sich zum Angriffe zu ordnen. Während dieses geschah, stand grade hinter der Arbeitsthüre einer der beiden im Hause befindlichen Knaben und horchte. Kaum hatte er den Plan der Meuterer vernommen, da eilte er zu Horn und theilte ihm denselben treulichst mit. Dieser ließ nun ungesäumt mehrere schwere Kisten und dann allerlei sonstiges Geräthe in die Gasse bringen und sie, so gut es in der Eile und mit so geringer Hülfe ging, verbarrikadiren. Während Arnold hierzu aus allen Kräften mitwirkte und manches noch vergessene, geeignete Stück herbeisuchte, kam er auch in den Brandspritzenbehälter.

Da fuhr ihm der Gedanke an die geschwärzten Gesichter der Halunken, wie er jene Rottenmenschen nannte, in den Kopf, und dieser brachte ihn auf den Einfall, daß eine ordentliche Wäsche vermittels der beiden tüchtigen Spritzen sie wohl nicht nur in ihrer Wuth hemmen und abkühlen, sondern auch gar zur Flucht bewegen könnte. Herr Horn war eben von allen übrigen Hausgenossen umgeben, die mit gespannter Aufmerksamkeit seine Weisungen vernahmen, da erschollen die ersten heftigen Schläge und Stöße auf die äußere Arbeitsthüre mit einer Gewalt, die Alle im Hofraume erbleichen machte. Arnold eilt herbei und theilt seinen Einfall mit, der allgemeinen Beifall findet und sofort in Ausführung gebracht werden soll. Die Spritzen werden herbeigefahren, die Saugschläuche in den Mühlenbach gehörig eingelegt, und während Herr Horn anordnet, wie man abwechselnd die Pumpen in Gang halten möge, hat bereits jener Knabe, der den Plan der Tumultuanten erlauscht hatte, ohne Auftrag aus eigenem Antriebe eines der Steigröhre ergriffen, ist über die Barrikade geklettert und steht schon bei einer Oeffnung, welche eben durch die Stürmer in der Thüre gebrochen worden. Arnold ist der Erste, der dieses bemerkt und beginnt mit dem Rufe „in Gottesnamen!" zu pumpen. Der kecke Knabe führt sein Rohr meisterhaft. Bald triefet die vordere Reihe der Meuterer vom Scheitel bis zur Fußsohle und kann dem mächtigen Wasserstrahle nicht länger widerstehen. Sie weicht zurück. Auf des Anführers Donnerruf rückt die zweite Reihe mit schweren Stangen und Hebeln heran. Inzwischen hat Ernest das andre Rohr genommen, ist über die Gerüste gestiegen und hat an eines der andern Löcher, welches die Thüre unterdeß be-

kommen, angelegt. Beide Spritzen gehen, und nach wenigen Minuten muß auch die zweite Meutererreihe durchnäßt und erschöpft zurückweichen. Der Rottenführer raset, fluchet und die dritte Reihe tritt vor und mit ihr ein vierzehnjähriger Taugenichts. Dieser kriecht auf Hand und Fuß bis zur Thüre heran, legt sich mit dem Kopf an die Erde, sieht unter der Thüre durch und stößt da mit einem langen, spitzen Eisen dem jenseits das Rohr führenden Knaben so mörderisch in's linke Bein, daß dieser laut aufschreiend zusammenfällt. Ernest ruft um Hülfe. Draußen hört man keine Stimme, als allein die des Anführers, der die Rotte zur Verstärkung des Angriffes aufstachelt. Während das Stürmen jetzt heftiger wird, hat innerhalb eine Magd Arnold an der Spritzenpumpe abgelöst. Dieser und der andere Knabe klettern herüber zur Thüre und bringen den Verwundeten dann in den Hofraum zurück. Während Ernest allein das Spritzenrohr gegen die Stürmer führt, haben diese die Thüre fast zertrümmert, so daß er kaum Zeit gewinnt, unter steter Vorhaltung des reichlich spritzenden Rohres über die Gerüste sich zurückzuziehen. Die Meuterer dringen nun nach, hemmen aber einander durch ihre allzu dichte Massenhaftigkeit, und die Barrikade wird für sie fast unübersteiglich. Denn Ernest und Arnold stehen jetzt in der Mitte der Gasse auf zwei hohen Kisten, und wie einer der Meuterer irgend ein Barrikadengerüste besteigt, halten sie ihm beide Wasserstrahlen zugleich auf den Leib, so daß er um und rücklings hinuntergeworfen wird. Inzwischen übertönt des Rottenführers gewaltige Stimme alles Getöse, und nachdem er draußen den Zudrang zur Gasse zurückgewiesen, fordert er auch die Uebrigen auf, zurückzukehren und dann durch einige

Wenige die Barrikade hinwegzuräumen. Alle folgen seinem Befehle zum Schrecken der Angegriffenen. Bald sind die Kasten und sonstigen Gerüste aus der engen Gasse hinaus auf den Vorplatz der Fabrik geschafft, Horn und Ernest haben sich mit den Uebrigen zurückgezogen, die Gitterthüre verschlossen und verrammt und fahren unermüdlich hinter dieser letzten Schutzwehre fort, mit beiden Spritzen auf die in geordneten Reihen Eindringenden aufs eifrigste loszuspritzen. Allein die Meuterer, Johann Giebel an der Spitze, sind endlich dennoch bis an's Gitter vorgedrungen, setzen ihre Hebel zwischen die Oeffnungen und es krachen und brechen die Gitterstäbe und alle Hoffnung, sie länger abzuwehren, muß aufgegeben werden. Ernest hat durch den Hausknecht zwei Doppelflinten herbeiholen und mehrere Nothschüsse thun lassen. Jetzt aber gibt er, im höchsten Grade aufgeregt, dem neben ihm stehenden Knaben das bisher geführte Rohr und nimmt dagegen eine der Flinten, um sie scharf zu laden und unter die Andringenden zu schießen. Der Hausknecht folgt seinem Beispiele. Allein während sie laden, erschallt des Rottenführers Donnerstimme an der vorderen Arbeiterthüre: „Zurück! Verrath! zur Flucht!" Und man hört ein stürmisches Laufen; auch die Meuterer in der Gasse machen Halt, kehren um und fliehen, so schnell sie können. Draußen hört man das Traben vieler Pferde und noch sind Mehrere der Meuterer nicht aus der Gasse, als vor derselben eine Abtheilung Husaren sich zeigt, die unter Vorhaltung ihrer Pistolen sie auffordern, die Knüttel und Stangen hinzuwerfen und sich zu ergeben. Mit knirschenden Zähnen und zuletzt thut dieses Johann Giebel. Die Entwaffneten werden mit Stricken gebunden und in einen Stall ge-

sperrt. Etwa fünfzig Husaren setzen den entflohenen, an ihrer Nässe leicht erkennbaren Meuterern nach und holen deren noch dreizehn, darunter auch den Anführer ein. Während die Uebrigen sich ohne Widerstand ergeben und fesseln lassen, setzet Letzterer sich mit einem Stockdegen wie ein Wüthender zur Wehre und verwundet einen der Husaren, während ein anderer von hinten zu auf ihn einhaut und ihm einen Hieb in die rechte Schulter und einen andern in den Hinterkopf versetzet, so daß er betäubt zu Boden sinkt und dann gefesselt wird. Die so Eingefangenen werden zu den andern in den Stall geführt. Der Rottenführer muß auf ein Pferd gelegt und dorthin gebracht werden.

Die Husaren kamen von der Festung ***, woher sie zum Schutze der Stadt N. begehrt worden, weil man hier mit jeder Stunde den Ausbruch einer Emeute von Seiten der aufgewiegelten Arbeiter aller Art befürchtete. Sie hatten in der Nähe von Rahne auf der Landstraße die Nothschüsse gehört, und der Rittmeister hatte es daher für Pflicht gehalten, nachzusehen, was es gäbe.

Nachdem dieses vorgefallen, ließ er sich nun den Hergang erzählen, gab einigen seiner Leute Befehl, die Fabrik zu bewachen, befahl, die Gefangenen hervorzuholen und vor seiner Truppe hergehen zu lassen, um sie zur Stadt zu geleiten und ins dortige Gefängniß abzuliefern. Der verwundete Rottenführer war durch nichts zu bewegen, dem Rittmeister seinen Namen zu nennen. Dieser hatte aber in ihm bald einen Menschen erkannt, der nicht zur Arbeiterklasse gehörte und vor dem die armen Meuterer noch immer eine gewisse Furcht und Folgsamkeit zeigten, so daß Keiner es wagte, ihm, als ihrem Verführer, irgend

einen Vorwurf zu machen. Derselbe mußte gefesselt auf eine Bahre gelegt und abwechselnd von je Vieren der Mitgefangenen nach N. getragen werden. Da die Landstraße nicht durch, sondern um Rahne läuft, erfuhr man dort von dem ganzen Vorfalle nichts eher, bis einige der entwischten Meuterer auf weiten Umwegen halbtrocken heimgekehrt waren und den Ihrigen, manchmal unvorsichtig genug, zu verstehen gaben, als hätten sie von einem Angriffe gehört, der heute Abend unten im Thale von vermummten Arbeitern auf die Fabrik des Herrn Forstner geschehen sein solle.

Die Husaren mochten etwa eine Viertelstunde mit den Gefangenen abgezogen sein, als der Bote ankam, den Albert abgeschickt hatte, seiner Stiefmutter und ihrem Sohne zu melden, daß Herr Forstner schwer verwundet im Pfarrhause liege. Wir wissen jetzt, woher es gekommen, daß dieser Bote hier, obgleich man von dem Unglücke des Fabrikherrn nichts ahnte, Alles in Verwirrung und Aufregung antraf.

XX.

Die Nachricht über das Unglück, das ihren Mann getroffen, so gemäßigt es ihr auch geschildert wurde, hatte Frau Forstner außer aller Fassung gebracht. Dieses war für sie eines jener furchtbaren Ereignisse, welche zu glauben der Geist aus allen Kräften sich sträubet. Wie zerschlagen starrte sie den Boten an, als erwarte sie in regungsloser Spannung eine Berichtigung des übereilt und verkehrt Mitgetheilten. Da aber alle Anwesenden durch ihre Gebehrden ihren Glauben an das Geschehene kund gaben und zugleich ihren Schmerz darüber in Worten aussprachen, während sie sich be-

müheten, die Hartgetroffene auf einen Sopha zu bringen, kam diese wieder zu sich, fing an zu zittern und zu seufzen, und brach endlich in lautes Jammern aus, unter welchem sie wiederholt den Ruf ausstöhnte: „Ich will zum Pfarrhause! will zu meinem Manne!“ Einer um den Andern suchte sie zu trösten, zu beruhigen, und nach langem Bemühen gelang es endlich ihrem Sohne Ernest, mit Hülfe der beiden Mägde sie einigermaßen zu beschwichtigen und sie dann bis zur Wohnung des Herrn Klaudius zu bringen. Der Zustand, in welchem sie hier ankam, war wirklich mitleiderregend.

Die über Alles wichtigen, religiösen Verhandlungen zwischen Herrn Stephan Forstner und seinem würdigen Seelsorger waren zu Ende. Albert hatte des Letztern Platz am Bette seines Vaters eingenommen, während dieser mit den heiligen Sterbesakramenten versehen wurde. Bei seinem Frommsinn ward er auf's innigste gerührt durch den Gedanken an die heilige Muttertreue, womit die katholische Kirche die Gläubigen, die sie bei ihrer Geburt durch die heilige Taufe gereinigt und für das Himmelreich wiedergeboren, dann während ihres ganzen Lebens unterrichtet, geleitet, geistig erneuert und in allen Wechselfällen gestärkt und geheiligt hat, — auch in den für alle Ewigkeit entscheidenden Momenten nicht verläßt, sondern ihnen bis zum letzten Athemzuge mit ihren Tröstungen und Heiligungsmitteln beisteht, um sie auf die Erscheinung vor dem allwissenden Richter vorzubereiten, aus Dessen Munde sie dann ihr ewiges Loos vernehmen.

Durch die innige Andacht und völlige Ergebung, womit sein theurer Vater die heiligen Sakramente empfangen hatte, um sich von seinen Schwachheiten möglichst vollkommen zu reinigen, gegen alle Versuchungen zu

stärken und mit seinem Heilande zu vereinigen, war auch die Heftigkeit des Schmerzes, dem Albert sich nur zu sehr überlassen, einigermaßen beschwichtigt, und die stillen Thränen, die er jetzt unwillkürlich und unausgesetzt vergoß, waren weniger bitter und besänftigten sein zerrissenes Gemüth. Als jetzt Frau Forstner und ihr Sohn Ernest hereintraten, erhob sich Albert, um ihnen auf kurze Zeit seinen Platz am Kopfkissen des Vaters einzuräumen. Indeß war es für ihn ein unermeßliches Opfer, außer Gott Jemanden in der Welt auch nur wenige der letzten Momente seines sterbenden Vaters zu überlassen.

Durch Weinen fast erstickend, konnte Frau Forstner kein Wort hervorbringen und sank unter lautem Schluchzen auf einen Stuhl nieder. Als sie aber die Stimme ihres Gatten vernahm, der sie freundlichst bat, sich ja doch zu mäßigen, nahm sie alle Kräfte zusammen, um ihr Leid in's Herz zurückzudrängen und so zu unterdrücken. Herr Stephan Forstner winkte nun seiner Frau, sich seinem Munde möglichst zu nähern, um ihrem Ohre Worte anzuvertrauen, die außer ihr Niemand vernhemen sollte. Ohne Zweifel war es die Verzeihung all des Verdrusses, womit sie ihm das Leben verbittert hatte, welche er ihr zusicherte. Nachdem dieses geschehen, ließ er sich von Ernest, der zum ersten Male wahren Schmerz erfuhr, umarmen, und bat denselben dann, seine Mutter freundlichst zu entfernen, damit ihr Jammer sie nicht noch mehr erschöpfe und ihm das Scheiden aus diesem Leben nicht noch schwerer mache. Frau Forstner wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, sich hinwegführen zu lassen. Als aber der Herr Pfarrer ihr mit aller Theilnahme bemerkte, wie jeder erschütternde Auftritt auf den Schwachkranken den

nachtheiligsten Einfluß üben würde, willigte sie dazu ein, sich in das an den Saal anschießende Nebenzimmer bringen zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß die Zwischenthüre geöffnet bleibe. Kaum war sie, von Ernest geführt, aus dem Saale, als Albert wieder seinen Platz am Pfühl seines Vaters einnahm, den er nicht ohne große Selbstüberwindung auf kurze Zeit geräumt hatte. „Gib mir Deine Hand, mein Sohn," sprach Herr Forstner, „denn es dunkelt mir vor den Augen, so daß ich nur mit Mühe Deine Züge zu unterscheiden anfange." — Albert ergriff mit schmerzlichem Gefühl und tiefer Innigkeit die Hand seines Vaters, der fortfuhr, mit immer schwächerer Stimme zu sprechen: „Lieber Sohn, ich habe strafwürdig gegen Dich gehandelt." — Durch diese Worte aufs tiefste erschüttert, fuhr Albert auf: „Vater! o ich bitte, ich beschwöre Sie, kein Wort davon, kein Wort!" — Herr Forstner: „Aber mein Sohn, Du weißt noch nicht Alles. Es ist Dir unbekannt, daß mein Vermögen ganz und gar zerrüttet ist. Unvorsichtig und schwach, habe ich nicht vermocht, mich verschwenderischen Ausgaben zu widersetzen. Dadurch sind mir die Mittel verloren gegangen, eine so große und andauernde Geschäftskrisis, wie die gegenwärtige, zu bestehen." — Albert: „Dieses Vermögen war Ihr Eigenthum. Sie konnten darüber nach Belieben verfügen, und sind mir keine Rechenschaft schuldig." — Herr Forstner: „Nein, mein Sohn, ich hatte diese Freiheit nicht. Mein Vater hatte den nicht geringen Grundbestand dieses Vermögens während mehr als dreißig Jahre durch Fleiß, Geschick und Sparsamkeit mit Gottes Segen erworben, und so hätte ich dasselbe meinen Kindern erhalten und hinterlassen sollen. Und ach! mein Albert, Du bist es nicht allein, ja nicht einmal

zumeist, um dessentwillen ich den Verlust des Vermögens bedaure; denn selbst dann, wenn Du nichts von mütterlicher Seite zu erben hättest, würde ich für Deine Zukunft weniger besorgt sein. In Deiner Bildung, in Deinem Fleiße und in Deinem Gottvertrauen würdest Du immerhin noch Mittel zu einem anständigen Fortkommen finden. Aber ach, was wird aus Ernest, dem Alles abgeht, werden?! welchem Schicksal wird er verfallen?"

Albert: „Wie, Vater, könnten Sie denn auch nur einen Augenblick von mir denken, daß ich ihn im Stiche lassen werde? Ist er nicht Euer Sohn? ist er nicht mein Bruder?" — Herr Forstner: „Dank Dir, mein Sohn, für diesen Trost in meiner letzten Stunde. Darin erkenne ich den Edelsinn meines Albert wieder, dem ich stets vertraut, von dem ich nicht Geringeres erwartet habe. Allein . . ." Herr Forstner stockte. — Albert bat mit rührender Innigkeit: „Wohlan, mein Vater! kann's denn etwas geben, das Ihr mir jetzt, in diesem heiligen Momente nicht sagen dürftet?" — Herr Forstner: „Erst die Hälfte meiner Besorgnisse ist beschwichtigt!" — Albert: „O, ich bitte Sie, laßt mich dieselben ganz hören, damit ich den Trost gewinne und lebenslänglich bewahre, Sie, so viel mir nur immer möglich, vollkommen beruhigt zu haben." — Herr Forstner: „Ich habe es Dir gesagt, mein Vermögen ist verloren, was ich noch besitze, gehört von Rechtswegen Dir, denn es kommt von Deiner seligen Mutter. So wird nun Elend, furchtbare Noth das Loos einer Unglücklichen bleiben, die ich, Dein Vater, geliebt habe, und welche die Mutter eines meiner Kinder, die Mutter meines jüngeren Sohnes ist." — „O, mein Vater! welche Zumuthung?!" entgegnete Albert, tief erschüt-

tert durch den Gedanken an eine Frau, die seit seiner Kindheit Alles aufgeboten, ihm das Leben zu verbittern und ihm sogar die unschätzbare Liebe seines Vaters zu rauben. Er fühlte die unüberwindliche Abneigung, welche seine Stiefmutter ihm stets eingeflößt, in ihrer ganzen Lebendigkeit erwachen, und es schien, als führe eine böse Hand all die Mißhandlungen eine nach der andern vor seiner Seele vorüber, die er seit zwanzig Jahren von dieser Frau zu erdulden gehabt hatte. Wahrlich, es mußte die Abneigung gegen dieselbe eine große Gewalt über ihn haben, daß er sie selbst in diesem feierlichen Momente nicht zu unterdrücken vermochte. — Herr Forstner fuhr fort: „Ich weiß es, mein Sohn, wie sie Dich unausgesetzt mit Feindseligkeit verfolgt hat, und kenne all das Unrecht, das sie Dir zugefügt. Allein sie ist mir angetraut vor Gott, ist die Mutter meines Sohnes Ernest und ist höchst unglücklich und dieses nicht ganz ohne meine Schuld; denn ich war gegen sie zu nachgiebig, zu schwach und habe nicht die Pflicht erfüllt, ihre Fehler nach Möglichkeit zu bessern, wie es dem christlichen Gatten ziemt.“ — Während Herr Forstner dieses mit sichtbarer Anstrengung sprach, kämpfte Albert in seinem Innern einen gewaltigen Kampf. Unwillkürlich murmelte er die Worte vor sich hin: „Oh! dieses Weib! dieses Weib! muß sie denn selbst im letzten Augenblicke noch zwischen meinen Vater und mich sich eindrängen und uns einander zu entfernen drohen?!“ — Herr Forstner hatte eine mühsame Bewegung gemacht, um sich ein wenig zu erheben und in den Zügen seines Sohnes zu forschen, was er von demselben noch zu hoffen hatte. Allein die gefurchte Stirne, die zusammengepreßten Lippen, die starrenden Blicke und der gespannte Ausdruck all seiner Züge

zeugten von Albert's außerordentlicher Aufgeregtheit. Als Herr Forstner den furchtbaren Kampf gewahrte, der im Herzen seines Sohnes vorging, und sich nicht mehr der Besorgniß eines ungünstigen Ausganges erwehren konnte, sank er, wie ohnmächtig, unter einem eben so lauten als erschütternden Seufzer zurück. Dieser stumme Vorwurf durchschnitt die Seele des jungen Mannes, und er erwiederte darauf mit einem gewaltsam sich hervorpressenden „Ach!"

In diesem Augenblicke nahete sich dem Schmerzenslager der Pfarrer, welcher das Ende dieser Scene aus der Ferne wahrgenommen hatte. Zu dem Sterbenden hintretend, zeigte er demselben, als letzten Trost, das Bild des am Kreuze für seine Feinde sterbenden Heilandes. Herr Forstner richtete auf dasselbe seine erlöschenden Blicke mit einer Innigkeit, welche die Liebe verkündete, die er zu Dem in seinem Herzen hegte, Der die unendliche Liebe selber ist, und sprach: „O wie dank ich Ihnen, ehrwürdiger Vater! Der sterbende Mensch hinterläßt doch nichts, als Reue und Schmerz über die Vergangenheit. Blickt er auf das, was unwiederbringlich vorüber ist, so kann er nur zittern vor dem, was ihm bevorsteht, wenn er nicht auf die Barmherzigkeit Desjenigen sein Vertrauen setzt, Der mitten unter den schrecklichsten Qualen seinen Todfeinden verziehen und für sie gebeten hat." — Der Pfarrer entgegnete: „Seine Erbarmung ist ohne Grenze, mein Freund! und Sie haben darauf ein geheiligtes Recht, weil Sie es über sich gebracht haben, selbst Ihrem Mörder zu verzeihen." — Leise erwiederte Herr Forstner: „Gott segne Sie für diese trostreiche Zusicherung, denn ich hatte sie sehr nöthig." — Während diese Worte zwischen dem Sterbenden und dem Pfarrer gewechselt

wurden, blieb Albert stumm und regungslos, die beiden Hände auf das Herz drückend, wie Einer, der schweres Leiden in sein Inneres zurückzudrängen sich bemüht. Allein bei den letztgesprochenen Worten seines Vaters fühlte er sich überwunden, und indem er sich mit einer gewissen Heftigkeit, welche den Sieg der Gnade über die verkehrte Neigung bekundete, zu demselben hinwendete, sprach er mit absetzender Stimme: „Auch ich will verzeihen, — von Herzen verzeihen — will ganz und vollkommen verzeihen!" — Der Kranke nahm sich zusammen und frug: „Du wirst also Mitleid haben mit meiner unglücklichen Julie? — Albert: „Ja." — Der Sterbende Vater blickte ihn an mit seinen gebrochenen Augen und sprach: „O mein Sohn, Du versprichst mir das?" — Albert erwiederte mit lebhafter Rührung: „Ich schwöre es." — Ein Schimmer von Glück erhellte einen Augenblick die bleichen Züge des Sterbenden, jedoch nur um alsbald wieder zu verschwinden und einem düstern Schmerze Raum zu geben. Ach! es war ein entsetzlicher Gedanke, der sein ganzes Leben hindurch ihn verfolgt und gequält hatte, der nun auch sein Hinscheiden verbitterte. Hatte ja auch er seinem Vater in dem Momente, wo dessen Augen sich für immer schlossen, einen Schwur gethan, und wie hatte er denselben gehalten? Könnte Albert nicht nach seinem Beispiele sich auch von seinem Eide lossagen und sein Versprechen nicht nur gegen die Stiefmutter, sondern selbst gegen Ernest unerfüllt lassen? Dürfte das Andenken an die erfahrenen Unbilden nicht die Uebermacht gewinnen über die eben von ihm übernommene Verpflichtung? Und was, was würde alsdann — der Sterbende schauderte bei diesem Gedanken — aus seiner Frau und aus seinem jüngern

Sohne werden? Dieses mußte er noch, als die letzte Strafe für seinen Eidbruch, hienieden leiden, indem er inne ward, daß es ihm nicht vergönnt sei, über das bevorstehende Loos derer, die ihm theuer waren, eine tröstliche Sicherheit zu erlangen, und so verfolgte ihn denn eine fürchterliche Ungewißheit bis in das Grab hinein!

Albert las mit ängstlicher Besorgniß in den Zügen seines Vaters die erschütternden Bewegungen seiner Seele, und die Ursache einigermaßen ahnend, frug er ihn wehmüthig: „Mein Vater, zweifeln Sie an meinem Worte?" — „Nein! nein!" antwortete der Sterbende, um sich selbsten zu beruhigen, „Du bist, Du warst immer ein edelgesinnter Sohn. Möge Gott Dich, möge er euch Alle segnen und mich zu sich nehmen in Barm . . . her . . . zig . . . keit!" — Dieses waren des Sterbenden letzte Worte. Das Blut drang mit neuer Heftigkeit in die Lungen, und während die Seinigen herbeieilten und um sein Bett niederknieten, gab er noch einige Zeichen der Gefühle, die in diesem wichtigsten aller Momente sein Herz erfüllten, und bewies ihnen so insgesammt, wie aufrichtig, wie innig er sie bis zum letzten Lebenshauche noch liebte. — Wer möchte es versuchen, zu beschreiben, was inzwischen in dem Innern eines Jeden von denen vorging, welche ihre Blicke unverwandt auf den Hinscheidenden gerichtet hielten, und in ihrer blinden Zärtlichkeit gerne dem Allmächtigen die Seele des Sterbenden abgerungen hätten. Der Pfarrer verrichtete die Sterbegebete, bis er wahrgenommen, daß der Geist seines Freundes bereits in einer andern Welt vor seinem allwissenden Richter erschienen sei. Als er eben inne hielt, öffnete sich mit heftigem Geräusche die Thüre des Pfarrhauses.

Der Arzt, den man in der Stadt geholt hatte, war angekommen. Er trat in den Saal. Auf den ersten Blick gewahrte er, daß seine Hülfe zu spät kam. Indeß nahete er sich doch dem Pfarrer und sprach zu ihm: „Aller angewandten Eile ungeachtet, komme ich dennoch zu spät, nicht wahr?" — Herr Klaudius erwiederte: „Alle menschliche Wissenschaft und Kunst würden nicht im Stande gewesen sein, ihn zu retten, die Wunde war durchaus tödtlich." — Der Arzt näherte sich dem Bette, untersuchte einige Augenblicke den Verstorbenen und sprach dann zum Pfarrer gewendet: „Sie haben Recht, Menschen können für einen so Verwundeten nichts thun." — Ernest erwachte bei diesen Worten wie aus einer Betäubung und sagte gleichsam halb träumend: „Sie irren sich, es bleibt ihnen noch, die Mordthat zu rächen!" — Der Pfarrer sah ihn mit einem Blicke voll Ernst und Mitleid an, der mehr sprach, als Worte, und der Jüngling verstand ihn und verstummte.

XXI.

Marie Weismann, welche, aufs tiefste erschüttert, das Pfarrhaus plötzlich verlassen hatte, war unaufhaltsam dahin geeilt, in einer Betäubung, die sie nicht zu sich kommen ließ, bis sie sich an der Schwelle ihres Hauses fand. Es war der bloße Instinkt, der sie geführt hatte; denn sie wußte keineswegs, wie sie dahin gekommen war, und besann sich darüber vergebens. Indem sie ihren Vater des schrecklichsten Vergehens beschuldigen gehört, hatte das unglückliche Kind einen so betäubenden Schmerz empfunden, daß es schien, als habe sie darüber ihren Verstand verloren und sei von einer so entsetzlichen Verwirrung befallen, daß es ihr

unmöglich geworden, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden. Als sie sich nun mit einem Male vor der Thüre ihrer Wohnung befand und da zum Bewußtsein erwachte, suchte sie sich möglichst zu fassen und einige Ordnung in ihren Gedanken herzustellen. Bald gewann ein tröstlicher Gedanke bei ihr die Herrschaft, an den sie sich mit aller Kraft festhielt, wie Jemand, der ins Wasser gefallen ist, und nun noch einen vom Ufer hineinragenden Baumzweig ergreift, um sich daran mit aller Anstrengung herauszuarbeiten. Kaum gedacht, war der Gedanke bei Marie zur fixen Idee geworden, daß ihr Vater ganz gewiß unschuldig und nur durch unglückliche Umstände in den schrecklichen Verdacht gekommen sei. Ja, es genügte ihr, die ungerechten Beschuldigungen, die gegen ihn ausgesprochen worden, nur zu erwägen, um gewiß zu sein, daß er im Stande sein würde, seine Unschuld auf's einleuchtendste zu beweisen. Je mehr Marie diese ihre Ueberzeugung beherzigte, desto unbegreiflicher wurde es ihrer kindlichen Liebe, daß nicht die ganze Welt durchaus dasselbe Urtheil hege und ausspreche. Ja, der ungeheure Verdacht, den man unbedachtsam auf ihren Vater gewälzt, machte ihr denselben, wo möglich, noch theurer, und sie fühlte sich gedrungen, ihm dieses nach Kräften zum Ersatz für die ungerecht ihm zugefügte Unbilde zu beweisen.

Das Licht, welches durch die Fugen der Fensterladen aus dem Zimmer ihr entgegenschimmerte, ließ sie erkennen, daß ihr Vater heimgekommen sein müsse. Sie freute sich deß und zweifelte nicht, daß die ersten Worte, womit er sie empfangen werde, nichts anderes sein würden, als eine nachdrückliche Beschwerde über die ungerechte Beschuldigung, die man gegen ihn erhoben

hatte. Marie ging daher mit ruhiger Zuversicht in's Haus hinein. Sie fand ihren Vater am Tische sitzen, die Ellbogen auf denselben stützend und mit dem Obertheile des Gesichtes in beiden Händen liegend. Hubert Weismann war so tief in seine Gedanken vertieft, daß er der Ankunft seiner Tochter kaum achtete und seine Stellung gar nicht änderte. Nur Lion näherte sich ihr, um eine Liebkosung zu erschmeicheln, wurde aber still abgewiesen. Marie setzte sich an die andere Seite des Tisches ihrem Vater gegenüber. Ohne es sich zu gestehen, fühlte ihr sanftes Herz eine peinigende Aengstlichkeit erwachen, die sie nicht zu unterdrücken vermochte. So entschlossen sie ins Haus getreten war, ihrem Vater in der Ueberzeugung von seiner Unschuld offen zu sagen, welche furchtbare Worte sie im Pfarrhause hatte hören müssen, so blieb sie jetzt doch stumm und kämpfte in ihrer Kindesliebe gegen den sich unwiderstehlich aufdringenden Gedanken an die Möglichkeit, daß ihr Vater denn doch, ohne es zu wissen und zu wollen, in irgend einer Weise mittelbar am Tode seines Herrn mitschuldig sein könnte.

Endlich schien Hubert aus seinem tiefen Nachdenken zu erwachen und frug in einem Tone, wie er's seiner Tochter gegenüber nicht gewohnt war: „Nun, neun Uhr sind bereits geschlagen, wird denn heute Abend nicht gegessen?" — Marie erhob sich, wie erschreckt, mit den Worten: „Ach ja, gewiß . . . ich hatte es vergessen." — „Und woran hat denn ein junges Mädchen zu denken? Oder muß ich jetzt anfangen, mich auch noch mit dem Hauswesen zu befassen?" Marie ging zum Schranke, nahm ein Tischtuch, legte es über den Tisch und stellte Teller hin. Sie that dieses maschinenmäßig wie eine Schlaftrunkene. Als sie aber

die Schüssel brachte und ihr Auge dabei auf den düstern Blick ihres Vaters richtete, fing sie unwillkürlich an, zu zittern und zu wanken, so daß ihr das Geschirr aus den Händen gleitete und auf die Erde in Stücke fiel. Ein furchtbarer Fluch entfuhr den Lippen ihres Vaters. Sie gerieth darüber in eine völlige Verwirrung und statt die Scherben zu sammeln und aufzuheben, sank sie auf einen in ihrer Nähe stehenden Stuhl nieder. Da gewahrte Hubert die bleichen Züge seines Kindes, der Schreck darüber machte ihn vollends nüchtern, und er frug in einem sanfteren Tone: „Was fehlt Dir, Marie, bist Du krank?“ — Sich den kalten Schweiß von der Stirne wegwischend, antwortete sie: „Ja, Vater, ich bin leidend.“ — Während sie diese Worte sprach, klopfte Jemand sehr heftig an die Hausthüre. „Wer kann denn zu dieser Stunde noch kommen?“ sprach Hubert unwillkurlich laut und erhob sich, um zu öffnen. Wie vom furchtbarsten Schrecken aufgejagt, trat Marie ihm in den Weg und rief mit dumpfer Stimme: „Oeffnet nicht, mein Vater! Ihr müßt nicht öffnen! Herr Forstner hat einen Schuß erhalten, man kommt vielleicht, um euch zu verhaften!“ — Hubert starrte sie an und sprach erstaunt: „Mich zu verhaften? Macht ein Fieber dich irre?“ — Das Klopfen erneuerte sich, und man hörte die Stimme von Ohm Alban Marbach, welcher rief: „Ich bin's, Marie, öffne doch.“ Aber wenn's auch ihr Leben gegolten hätte, das junge Mädchen vermochte keinen Schritt vorwärts zu thun. Indeß trat Hubert vor, öffnete und gewahrte seinen Schwager Alban, der schier eben so bleich als seine Nichte aussah und an deren Vater das Wort richtete: „Herr Stephan Forstner ist eben verschieden.“ — Mit einer sonderbaren Bewegung frug Hubert: „Wie, ist er todt?“ — Alban zwang sich, seinen Unwillen zu be-

herrschen und entgegnete: „Ja, leider! gewiß ist er todt!“ — Hubert ließ den Kopf sinken und schwieg. Während der unheimlichen Pause konnte Marie einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Alban betrachtete seine Nichte einige Secunden mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids und sprach dann zu deren Vater weiter: „Schwager, ich bin gekommen, um euch mitzutheilen, daß Ihr keine Minute zu verlieren habt, wenn Ihr einer sonst gewissen Verhaftung entrinnen wollt.“ — „Mich verhaften?!“ schrie Hubert und starrte seitwärts seinen Schwager mit einem eben so durchbohrenden, als verächtlichen Blicke an. Alban entgegnete: „Ich kann es euch nicht verhehlen, daß ich bei Ueberbringung dieser Nachricht mehr an eure unglückliche Tochter, als an euch gedacht habe. Ja, um eures Kindes willen bin ich hieher gekommen; denn diese arme Marie wird über genug zu leiden haben, ohne ...“ — Hubert unterbrach hier seinen Schwager in roher Weise mit den Worten: „Wenn euch noch ein Funke Verstand geblieben ist, so fasset euch, um mir zu erklären, wie man darauf gekommen sein kann, mich verhaften zu wollen!“ Alban: „Wenn euer Gewissen euch das nicht sagt, so habe ich dazu keine Worte.“ — Hubert: „Mein Gewissen würde mich nicht abgehalten haben, euch schon vor die Thüre zu setzen, wenn es mir nicht darum zu thun wäre, von euch eine vollständige Aufklärung zu erhalten.“ — Alban: „Nun, so möget Ihr denn vernehmen, daß Ihr beschuldigt seid, den Herrn Stephan Forstner meuchlerisch ermordet zu haben.“ — „Ach, mein Oheim!“ rief Marie unter heftigem Stöhnen. — Hubert aber schrie mit aller Kraft seiner Lungen: „Das ist eine entsetzliche Lüge! eine teuflische Verläumdung!“ —

Dieser gewaltige Ausruf des Zornes schien aber in der Meinung des Halbwinners nichts zu ändern; Alban sprach daher weiter: „Schwager, ich bin euer Richter nicht. Aber das weiß ich, daß man nach Allem, was vorgegangen ist, nicht umhin gekonnt oder gewollt, den Verhaftsbefehl gegen euch zu erlassen, und wiederhole es, daß ich aus Mitleid mit eurer Tochter mich veranlaßt gefunden, euch davon in Kenntniß zu setzen.“ — Hubert's Aufregung stieg mit jedem Augenblick und er schrie: „Wisset denn, Elender! daß ich mich aus euch und eurer Mittheilung nichts mache, und daß ich, stark im Bewußtsein meiner Unschuld, auch nicht einen einzigen Schritt von hier entweichen werde.“ — Sich ihrem Vater mit Lebhaftigkeit nahend und ihm mit kindlicher Zuversicht in die Augen blickend, rief jetzt Marie: „O, nicht wahr, mein Vater, ihr seid unschuldig, ganz unschuldig?“ — Mit düsterer Miene erwiederte Hubert: „Hast du etwa nur einen Augenblick daran gezweifelt?“ — Marie: „Ich? nein, nein! gewiß nicht; aber ...“ — Hubert: „Nun, sprich Dich aus!“ — Marie: „Wenn ich doch nur selber wüßte, was in meinem Kopfe vorging! Ich litt, ich war wie wahnsinnig. Aber jetzt, mein Vater, jetzt, wenn die ganze Welt mir sagte, Ihr wäret schuldig, ich würde mit Ihnen antworten: Das ist Lüge! Verläumdung! denn mein Herz sagt es mir, daß Ihr unschuldig, ganz unschuldig seid am Tode des Herrn Forstner.“ — Diese einfach herzlichen Betheurungen seiner Tochter schien Weismann noch keineswegs zu genügen. Da sie sich ihm zutraulich nahete, um seine Hand zu nehmen, stieß er sie zurück und sprach zu seinem Schwager gewendet: „Ohne Zweifel seid Ihr es, der aus christlicher Liebe diesem Mädchen

solchen Argwohn gegen den Vater einzuflößen gewußt hat?" — Lebhaft entgegnete Marie: „Nein, Vater! gewiß nicht, das hat Ohm Alban nimmer gethan!" — Hubert: „Aber wer denn?" — Marie: „Wer? Alle Welt, Alle, die ich sah, Alle, die mich sprachen, Alle, die ich anblickte. Ach, mein Vater! wie habe ich da gelitten!" — Alban: „Diese Worte eures Kindes müssen euch beweisen, ob ich zu weit gegangen bin, indem ich euch gemahnt habe, so eilig, als nur möglich, die Flucht zu ergreifen." — Hubert: „Nein, und tausendmal nein! ich fliehe nicht. Mein Bewußtsein sagt mir, daß ich nichts, nichts zu fürchten habe. Freien Fußes kann und werde ich meine Feinde erwarten." — Alban: „Schwager, euer größter Feind, der seid Ihr selber." — Hubert, in großen Schritten auf und abgehend: „Wahrhaftig, in dieser ganzen Geschichte muß der Teufel ein furchtbares Gewebe gesponnen haben, um mich zu Grunde zu richten; aber ich werde nicht Narr genug sein, um mich darin fangen zu lassen. Es ist denn doch nicht genug, einen Ehrenmann verdächtigt und angeklagt zu haben; seine Schuld muß auch bewiesen werden, und darauf hin darf ich und will ich meine breitmäuligen Verläumder erwarten." — Marie: „Aber, Vater, wenn man nun doch käme, und euch verhaftete." — Hubert: „Das werden sie nicht wagen; denn sie wissen schon, daß mehr als zweihundert kräftige Arme sich zu meiner Vertheidigung erheben würden." — Alban: „Wenn Ihr darauf eure Hoffnung setzt, so werdet Ihr nur gar zu bald enttäuscht werden." — Hubert gerieth über diese Worte in neuen Zorn und entgegnete: „Schwager, eurer Bemerkungen bedarf ich nicht, und Ihr hättet euch, bevor Ihr kamet, erinnern sollen, daß euch der

Eintritt in dieses Haus verboten ist." — Alban: „Hubert, ich habe mich erinnert, daß wir lange vertraute Freunde gewesen, daß meine arme Schwester euern Namen getragen, und daß euer Kind meine Nichte ist; und darum wollte ich, wenn möglich, verhüten, daß Ihr nicht verhaftet würdet in Folge eines Verdachtes, zu welchem Ihr ....." Hubert schreiend: „Sprecht das Wort nicht aus, oder ich muß mich an euch vergreifen. Entfernt euch von hier und kommt mir nie, nie wieder unter die Augen, Verräther, falscher Freund!" — Alban, tief bewegt: „Daß ich keines von beiden bin, das wißt Ihr." Zu Marie sich wendend, die vor Schmerz wie vernichtet da stand, fuhr er dann, leiser redend, fort: „Ach, mein Kind, es ist nöthig, daß er ohne allen Verzug aus dem Hause entfliehe und das Dorf meide; es ist nöthig, hörst Du?" — Das arme Mädchen vermochte keinen Laut hervorzubringen und nickte zustimmend mit dem Kopfe. — Alban sagte dann noch, indem er wegging: „Hab Muth, mein Kind, und vertrau auf Gott. Flehe zu seiner weisen und mächtigen Barmherzigkeit, daß Er Hülfe schaffe, wo Menschenbeistand nichts vermag." — Hubert: „Nein, nicht die Barmherzigkeit, sondern die Gerechtigkeit Gottes sollst Du anrufen, damit diejenigen gezüchtiget werden, welche durch Unrecht den Handel hervorgerufen und nun mich mit noch größerem Unrechte eines Verbrechens beschuldigen." — Marie: „Ach, Vater! wir Alle sind schwache, sündige Menschen und bedürfen der göttlichen Erbarmung. Auch der Gerechte auf Erden ist nicht ohne allen Makel; auch er hat vor Gott, dem Allwissenden, noch irgend etwas an sich, wofür er Züchtigung verdient. Der Allbarmherzige ist ja auch der Allgerechte. Laß mich denn zu seiner Barm-

herzigkeit meine Zuflucht nehmen, denn ich fürchte seine Gerechtigkeit.“ — Dieses letzte Wort aus dem Munde seines Kindes, das ihm immer wie Engel rein geschienen, machte einen gewaltigen Eindruck auf Hubert, und er konnte sich nicht verwehren, einige Augenblicke darüber nachzugrübeln und dadurch weicher gestimmt zu werden. Er ließ sich, wie ein Müder, auf einen Stuhl nieder und senkte den Kopf, indem er zur Erde auf einen Punkt hinstarrte. Marie näherte sich ihm, legte anfangs den Unterarm oben auf die Stuhllehne, dann, wie versuchend, ob er's dulde, auf seine Schulter. Da er sich nicht sträubte, trat sie dichter zur Seite an ihn heran, wagte allmählig, ihren Kopf an den seinigen zu schmiegen und begann dann aufs neue, ihn zu bitten, er möge ja das Haus verlassen und sich auf einige Tage aus Rahne entfernen, bis seine Schuldlosigkeit erkannt worden, und nicht mehr zu befürchten sei, daß er verhaftet werde. Aber weder ihre Thränen, noch ihre Bitten konnten ihn bewegen, ihrem Wunsche zu entsprechen. Auf ihre dringenden Zureden wiederholte er immer dieselbe Antwort: „Sie werden es nicht wagen, sage ich dir, Hand an mich zu legen; denn ich bin kein Verbrecher, und sie wissen, daß man Hubert Weismann nicht verhaften könnte, ohne daß sich nicht all unsre Fabrikarbeiter, ja alle Bewohner von Rahne erheben würden, ihn gegen solche Ungerechtigkeit zu vertheidigen. Uebrigens gibt das Bewußtsein meiner Unschuld mir Kraft, um nichts zu fürchten.“ — Marie entgegnete: „Gott läßt es aber manchmal zu, daß auch die Unschuldigen herbe Leiden erfahren.“ — Hubert: „Das begreife ich nicht, aber was Du heute gelitten, zwingt mich, es zu glauben.“ — Marie: „Ach, mein Vater! eine läßliche

Sünde verdient das Fegfeuer, und wer ist ohne alle Sünde?" — Hubert: „Ja, gesündigt hast Du heute und verdienst zu leiden, wenn du an meiner Unschuld in Bezug auf jene Mordthat nur gezweifelt hast." — Marie: „Vater! Gott weiß es, daß es meinem Herzen unmöglich gewesen, die schreckliche Beschuldigung auch nur einen Augenblick zu glauben, so laut auch Alle sie aussprachen, die ich sah und hörte." — Hubert, die rechte Hand seines Kindes ergreifend und an sein Herz drückend: „Dann ist es gut! Komm laß uns zu Bette gehen. Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen, sagte Deine selige Mutter." — Marie wagte nicht weiter, die scheinbare Ruhe ihres Vaters zu stören. Sie küßte seine Stirne, begehrte und empfing knieend seinen Segen, und ging langsam und betrübt in ihr Kämmerlein.

Aller Versicherung von Gewissensruhe ungeachtet, konnte der Untermeister Hubert Weismann doch während der ganzen Nacht nicht schlafen. Er wußte, daß er in der Stadt den Tag zugebracht, im Wirthshause unter großem Verdrusse viel getrunken und dieses gegen fünf Uhr verlassen hatte. Aber wann und wie er heimgekommen, darüber besann er sich vergebens. Daß er indeß auch im Trunke zu einer solchen Unthat unfähig sei, das nur zu bezweifeln kam ihm nicht in den Sinn. Gleichwohl verscheuchten ihm allerlei Gedanken über die jüngsten Tagesgeschichten allen Schlaf. Er zählte die ihm langsam dahinschleichenden Stunden, indem er bald auf seinem Zimmer heftig auf und ab ging, bald sich auf einen Stuhl niederfallen ließ und dann, den Kopf auf beide Hände gelehnt, unbeweglich zur Erde hinstarrte. Marie, die nur aus gewohntem Gehorsam gegen seinen Willen in ihre Schlafstube gegangen war,

wußte recht wohl, daß es ihr in dem Zustande von Verwirrung, worin sich ihr Geist befand, unmöglich sein würde, einzuschlafen. Sie warf sich daher in ihren Kleidern auf's Bett und begann dann in neuer Angst auf jedes Geräusch zu horchen, welches sie auf der Straße vernahm, indem sie immer wieder bei dem Gedanken zitterte und auffuhr, daß man kommen würde, die Vorhersagung ihres Oheims zu verwirklichen. Nicht weniger ihre Aufmerksamkeit und ihre Besorgniß erregte der dumpfe Wiederhall der Schritte ihres Vaters, dessen unregelmäßiger Gang im Zimmer über ihrer Schlafstätte erschreckend in ihre Ohren dröhnte. „Mein Gott", dachte sie, „wie aufgeregt er ist!" Und bei diesem Gedanken fühlte sie jedesmal ihr Herz gewaltig pochen. Inzwischen brachte doch der erste Morgensschimmer dem armen Mädchen in seiner peinlichen Angst einige Erleichterung; denn sie fing an, sich der Hoffnung hinzugeben, daß man die Ungerechtigkeit des gegen ihren Vater ausgesprochenen Verdachtes eingesehen und dieser also keine weitern übeln Folgen mehr haben werde. Diese Hoffnung, verbunden mit einer völligen Erschöpftheit des Geistes wie des Körpers, ließ sie in einer Art von Halbschlaf versinken, der etwa zwei Stunden andauerte. Aber furchtbar war dann ihr Erwachen. Das arme Mädchen ward aufgeschreckt durch ein lautes Geschrei an ihrem Hause, unter welchem zugleich heftige Schläge auf die Thüre erfolgten. Sie sprang eiligst vom Bette, lief ans Fenster und öffnete die Vorhänge. — Hier sah sie eine zahlreiche Menge Menschen, unter denen gar Manche mit drohenden Gebehrden einander die Wohnung des Untermeisters zeigten. Zwei Arbeiter hielten bei den Zügeln die Pferde der vier Polizeireiter, während diese Hubert Weismann im

Namen des Gesetzes aufforderten, die Thüre zu öffnen. Marie wähnte, das ganze Schauspiel könnte nichts sein, als ein Traum ihrer aufgeregten Phantasie und strich sich mit beiden Händen über die Augen und das Gesicht, um die furchtbare Täuschung zu verscheuchen. Aber in demselben Augenblicke erscholl aus der Menge der schauderhafte Ruf: „Fluch dem Mörder! Fluch dem Verbrecher! Ihn treffe die verdiente Strafe!“ — Da fuhr der armen Marie der Gedanke durch den Kopf: „Ich träume also nicht. Mein Vater ist es, den sie Mörder nennen und man kommt, um ihn zu verhaften.“ Da wollte sie zu ihrem Vater laufen, aber ihre Füße blieben, wie am Boden gefesselt, unbeweglich; sie wollte rufen, um die Unschuld ihres Vaters zu betheuern, aber ihre Lippen vermochten nicht, einen Laut hervorzubringen. Da schien ihr, als ob Alles um sie herum im Kreise sich drehte, und das arme Mädchen stürzte besinnungslos zu Boden.

Als Hubert Weismann vernommen, wie er im Namen des Gesetzes aufgefordert ward, die Thüre zu öffnen, sah er wohl ein, daß alle Widersetzlichkeit seinerseits unnütz sein würde. Indeß täuschte er sich noch mit der Hoffnung, daß die Menge, welche die Polizeireiter begleitete, in der Absicht zusammen gekommen, um ihn gegen die Häscher in Schutz zu nehmen. Diese Meinung stand bei ihm um so fester, als er unter dem Haufen seine eifrigsten Gesinnungsgenossen erkannte, welche im Klubb stets als seine größten Verehrer sich erwiesen hatten. Allein nichts ist wetterwenderischer als die Volksgunst. Heute ruft man: „Hosanna!“ und morgen schreit man: „An's Kreuz mit ihm!“ Namentlich ist es die Klasse der leichtsinnigen Schmeichler, welche, weil ohne allen tiefern religiösen Boden, von

jedem Luftzuge der Meinungen umhergejagt werden. Hubert erhielt jetzt hievon eine schmerzliche Probe. Seine Erscheinung bewirkte auch nicht die leiseste Anregung von Theilnahme und Mitgefühl, sondern schien vielmehr Alle von seiner Schuld und Strafwürdigkeit so zu überzeugen, daß sie ihn gerne mißhandelt hätten, wie einen wirklich verurtheilten Verbrecher, welcher der Volksrache preisgegeben wäre. In der That, es war nothwendig, daß er durch die Diener der Gerechtigkeit gegen diejenigen in Schutz genommen wurde, die er für seine treuesten Anhänger und hülfreichsten Freunde gehalten hatte. Dieses gewahrend, schrie er: „Verräther, Memmen! Das ist also der Dank, das der Lohn, den ihr demjenigen gewähret, der sich für euer Wohl aufgeopfert und allen Gefahren preisgegeben hat?!“— Unter den Verwünschungen, mit denen man ihm antwortete, übertönte der Ruf einer Männerstimme: „Eine Belohnung erwartest Du? Welche Wohlthat hast Du uns erwiesen? Betrüger, Verführer! Treffe Dich der Fluch der ganzen Welt, Du Mörder!“ — Hubert schrie dagegen aus allen Kräften: „Ich bin kein Mörder! ich habe Stephan Forstner nicht getödtet! Wer immer das sagt, ist ein schändlicher Verläumder!“ — Darauf bemerkte ein Polizeireiter: „Desto besser für euch, wenn Ihr eure Richter davon zu überzeugen vermöget. Inzwischen müssen wir unsere Pflicht thun. Vorwärts!“ — Ein Wagen hielt in der Nähe. Hubert mußte einsteigen und gebunden neben einem Polizeidiener Platz nehmen, während die übrigen ihre Pferde bestiegen und neben dem rasch dahinrollenden Gefährte einher ritten. Nach einer Stunde saß der Meisterknecht zu N*** in einem düstern Gefängnisse.

XXI.

Als Marie Weismann wieder zum Bewußtsein kam, war die Erste, die sie gewahrte, Fräulein Seraphine Klaudius, welche weinend bei ihrem Bette stand. Das arme Mädchen schrie bei diesem Anblicke, indem sie sich zu erheben versuchte, in einem herzdurchschneidenden Tone: „O, meine Pathin! was ist aus meinem Vater geworden? Großer Gott, welch Unglück hat uns getroffen!" — Die gute Seraphine erwiederte mit innigster Theilnahme: „Ach, mein Kind, Dein Vater ist in Sicherheit, und wenn er, wie ich noch immer hoffe, unschuldig ist, so wird er Dir bald zurückgegeben werden." — Unter einem Strome von Thränen stöhnte Maria: „Aber sie haben ihn ja verhaftet und abgeführt, um ihn ins Gefängniß zu setzen! Mein Vater! mein armer Vater! O er ist doch unschuldig! Ich bin gewiß, er ist unschuldig!" — Seraphine: „Beten wir, daß er es sei, und daß Gott den Geist seiner Richter erleuchte, damit seine Unschuld offenbar werde." — Es trat eine Pause ein, welche nur durch das Schluchzen des armen Mädchens unterbrochen wurde. Fräulein Seraphine konnte vor der Hand nichts thun, als mitweinen. Sie wußte und fühlte, daß es gewisse Schmerzen gibt, für welche die Menschen keinen Trost haben, und die nur durch die Vereinigung der Thränen einigermaßen gelindert werden können. Allgemach begann sie aber, durch sanfte Ermahnung Geist und Gemüth ihres Lieblinges auf die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes hinzulenken, um so das tief verwundete Herz des armen Kindes mit dem heilenden Balsam der Religion in Wahrheit zu trösten. Sie machte darauf aufmerksam, wie die

göttliche Fürsorge in unzähligen Fällen aus dem scheinbar größten Unglücke lauter Segen hervorgerufen. Dann sprach sie davon, wie der Christ im Vertrauen auf die unendlich weise Güte des Schöpfers und Regierers der Welt sich auch in den düstern Stunden des Lebens seiner Leitung hinzugeben alle Ursache habe; wie Er, der Barmherzige, unsre Schwachheit kennend, den Schmerz und dessen Ausdruck zwar nicht untersage, aber gleichwohl es verbiete, sich demselben übermäßig zu überlassen. Endlich schloß sie ihre Zusprüche mit den Worten: „Mein Bruder hat mit mir überlegt und beschlossen, daß Du, mein Kind, nicht in diesem Hause bis zur Rückkehr Deines Vaters allein verbleiben sollst. Und obgleich wir wohl wissen, daß Dein Oheim Alban Dich recht gerne zu sich nehmen würde, so glauben wir doch, daß Du von seiner Güte nicht Gebrauch machen kannst, ohne das Gefühl Deines Vaters zu kränken. Es bleibt daher nur der eine Ausweg übrig, daß Du zu uns in's Pfarrhaus kommest.“ — Marie erwiederte mit Lebhaftigkeit: „Tausend Dank, tausend Dank, liebe Pathin! denn ich glaube, ich hätte sterben müssen, wenn ich hier hätte allein bleiben sollen.“ — Seraphine: „Ich war gekommen, mein Kind, um dich abzuholen; aber glaubst du, daß du jetzt im Stande bist, mit mir zu gehen?“ — Marie: „Ich glaub's; Gott wird mich stärken. O kommen Sie, daß wir wegeilen von hier!“ — In der That, das arme Mädchen, dessen Lage geeignet gewesen wäre, auch größere Kräfte zu erschöpfen, bot Alles auf, sich zu erheben, und mit Seraphinens Hülfe gelang es denn auch, das Pfarrhaus zu erreichen.

Während derselben Zeit hatte der alte Pfarrer von Rahne ein anderes trauriges Geschäft zu besorgen,

einen andern Schmerz zu beschwichtigen; denn er mußte all das Ansehen, welches er von jeher über Herrn Albert Forstner geübt hatte, geltend machen, um diesen abzuhalten, sich der Verzweiflung preiszugeben. Der so unvorgesehene, entsetzliche Tod seines theuren Vaters hatte seine Seele aufs tiefste verwundet, ja zerrissen, und er fand sich ohne Kraft, ohne Ergebung, denselben zu ertragen. — Gegen Abend dieses Tages, an welchem bereits Morgens das feierliche Seelenamt gehalten worden, wurden die sterblichen Reste des Herrn Stephan Forstner zur Gruft gebracht und bestattet. Das ganze Dorf war dabei versammelt, um Theil zu nehmen an dem herben Verluste, den die beiden Söhne des Gemordeten erlitten. Alt und Jung, Reich und Arm — alle bedauerten jetzt das Unglück. Fast Jeder wußte nun einen Zug von der Güte und Freigebigkeit dessen zu erzählen, den man als ein Opfer des gräßlichsten Undanks seines Meisterknechtes Hubert Weismann betrachtete. Unter denjenigen, welche über diesen Undank am lautesten schimpften und auf den Meisterknecht die schwersten Flüche und Verwünschungen häuften, waren einige Arbeiter, denen es darum zu thun war, den Verdacht der Mitschuld von sich abzuwälzen oder demselben möglichst vorzubeugen. Denn diese Menschen waren sich bewußt, noch bis gestern die eifrigsten Anhänger Huberts gewesen zu sein, Andre, so viel sie vermocht, zum Neide und zur Empörung gegen die Reichen aufgestachelt und sogar am vorhergehenden Abende an dem mißlungenen Angriff auf die Spinnerei der Familie Forstner nicht eben den wenigsten Antheil genommen zu haben. Diesen durch ihre Furcht nun zur schmählichsten Heuchelei getriebenen Menschen würde Recht geschehen

sein, wenn man in ihrem Gebahren ohne Weiteres eine Selbstanklage anerkannt, sie gleich verhaftet und zu ihren gestrigen Tumultgenossen in's Gefängniß abgeführt hätte. Auch würden sie gewiß recht bald das Loos mit diesen Letztern getheilt haben, wenn diese nicht, besser als sie, dem Versprechen treu geblieben wären, welches alle an dem Meutereiversuche Betheiligten vorab abgelegt hatten, daß sie einander in keinem Falle und unter keiner Bedingung verrathen würden. Uebrigens war die übergroße Mehrheit in dem Trauerzuge über das Unglück, das einen so guten Herrn getroffen, wirklich tief gerührt und voll innigen Mitleides mit dessen beiden Söhnen, welche unmittelbar hinter der Leiche einhergingen und deren lebhafter Schmerz sich so unverkennbar in ihren Zügen und in ihrem ganzen Wesen ausprägte, daß dadurch der bittere Unwille gegen den vermuthlichen Mörder in hohem Grade gesteigert wurde. Im Augenblicke, wo man den Eingang zum Kirchhofe öffnete, gewahrte Ernest, dessen Augen durch seine Thränen verdunkelt waren, eine Unebne des Bodens nicht, stolperte und fiel. Albert ergriff ihn, hob ihn auf, nahm ihn unter seinen Arm und sagte: „Stütze dich auf mich, denn wie ich dem Vater gelobt, will ich fortan Deine zuverlässigste Stütze sein.“ — Ernest hörte dieses Versprechen nicht, oder gab doch darauf keine Antwort. Während der herüberhallende Schall der Glocken fort und fort die Gemeinde aufforderte, für die Seelenruhe eines ihrer edelsten Mitglieder zu beten, bewegte sich der Trauerzug langsam feierlich hin zu der bereits aufgeworfenen Gruft. Voran das Kreuz als Siegeszeichen, an welchem Christus sterbend Tod und Hölle für all die Seinigen überwunden. An beiden Seiten der Bahre die brennenden

Kerzen, bezeichnend das ewige Licht, darin der Gläubige seinem ewigen Ziele entgegen gepilgert und welches den im Herrn Entschlafenen jenseits in voller Klarheit leuchtet. Hinter dem Sarge die aus den Rauchfässern aufsteigenden Weihrauchdüfte als Sinnbilder der Gebete, die für den Verblichenen am Throne des Richters um Erbarmen flehen. So am Grabe angelangt, ließen die Träger vor demselben die Bahre nieder. Während der Pfarrer unter den vorgeschriebenen, sinnvollen Gebeten der Kirche den Sarg mit Weihwasser besprengte und dann beräucherte, stellten sich die beiden Söhne des Verblichenen an das obere Ende der Gruft, welche die theuern Reste aufnehmen sollte, die nun dort in der Verwesung den Keim des Lebens zur herrlichen Auferstehung auf den Tag des allgemeinen Weltgerichtes entwickeln. Jetzt begannen die Cleriker in der Kirchensprache die Antiphon: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an Mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist. Und jeder, der da lebet im Glauben an Mich, wird nicht sterben in Ewigkeit." Inzwischen ward der Sarg in die Gruft gesenkt, und der Clerus sang den Lobgesang Zachariä (Luk. I, 68—80). Dann sprach der Pfarrer folgende, von den Clerikern beantwortete Gebete: „V. Herr, erbarme Dich seiner! R. Christus, erbarme Dich seiner! V. Herr, erbarme Dich seiner! Vater unser u. s. w." Nachdem er Sarg und Grab mit Weihwasser eingesegnet, fuhr er fort: „Und führe uns nicht in Versuchung! R. Sondern erlöse uns von dem Uebel. V. Von der Pforte der Hölle! R. Errette, o Herr, seine Seele. V. Laß ihn ruhen in Frieden. R. Amen. V. Herr, erhöre mein Gebet! R. Und laß mein Rufen zu Dir kommen! V. Der Herr sei mit euch! R. Und mit Deinem Geiste. V. Lasset uns beten! Wir

flehen Dich an, o Herr! erweise der Seele dieses Deines verstorbenen Dieners Stephan Gnade und Erbarmung. Vergelte ihr nicht nach dem Maaße ihrer Vergehungen im Orte der Peinen, sondern sei eingedenk, daß sie hienieden sich bestrebt, Deinen heiligen Willen zu erfüllen: und wie der wahre Glaube sie hier der Gemeinschaft der Gläubigen einverleibte, so lasse Deine Barmherzigkeit sie dort mit den Chören der heiligen Engel vereinigt werden durch Jesum Christum, unsern Herrn. R. Amen." Das Grab beräuchernd: „Mit himmlischem Wohlgeruche labe Deine Seele der allmächtige Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. R. Amen." Den Sarg mit Weihwasser besprengend: „Mit himmlischem Thaue erquicke Deine Seele der allmächtige Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. R. Amen." Dreimal Erde auf den Sarg werfend: „1. Aus Erde hast Du, o Herr, mich gebildet. 2. Mit Fleisch hast Du mich umgeben. 3. Gott, Erlöser, erwecke Du mich wieder!" — Während nun die Grabgräber, nicht ungerührt durch Alberts und Ernestens schmerzstummen Hinblick in die Gruft, mit einer gewissen Scheu und Schonung ihr trauriges Geschäft erfüllten, sprach der alte Pfarrer noch einige Worte zu den Anwesenden über den Bibelspruch: „Wegen der Entschlafenen trauert nicht so, wie diejenigen, die keine Hoffnung haben." Aus Allem, was der würdige Greis in Bezug auf den entschlafenen Freund in seiner kurzen Anrede bemerkte, konnte man entnehmen, daß er, der's doch sonst nicht so leicht zu nehmen pflegte, für sich der Meinung war, Herr Stephan Forstner sei als ein Martyrer seiner Pflichttreue gestorben, weil er aus Gerechtigkeit gegen seine Gläubiger den unbilligen Forderungen seiner Arbeiter widerstanden und so sich deren

ungerechten Haß zugezogen, der ihm das Leben gekostet, und habe daher bereits in jener Welt den Lohn der Gerechten gefunden. Gleichwohl hütete der fromme Priester sich eben so sehr vor Uebereilung in seinem Urtheile, als vor allen eiteln Lobeserhebungen des Verstorbenen, und ermangelte im Hinblicke auf das unerforschliche Gericht des Allwissenden und Allgerechten keineswegs, dessen Seele der Fürbitte der Gläubigen zu empfehlen, damit sie, wenn noch läuterungsbedürftig, desto eher zur ewigen Seligkeit gelange. — Auf Herrn Klaudius Zureden verließen jetzt Albert und Ernest Forstner den frischen Grabeshügel, setzten sich in ein bereitstehendes Gefähr und fuhren heim, während der greise Pfarrer, nachdem er das Mitfahren abgelehnt, mit den übrigen Clerikern und den Gläubigen die Rückkehr antrat, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen. Bald zeigte es sich, daß seine Vorsicht nicht überflüssig gewesen. Auf dem Heimwege kam nämlich der Zug an der Wohnung des Untermeisters Hubert Weismann vorbei. Da versuchten denn einige von den frühern Bewunderern dieses Verirrten eine öffentliche Verwerfung ihrer bisherigen Ansichten dadurch zu bekunden, daß sie anfingen, an diesem Hause die Fenster einzuwerfen. Dieses eben so ungerechte als unsinnige Treiben, welches einzig dazu diente, die Herzlosigkeit und den Mangel an Achtung für fremdes Eigenthum seitens der Thäter zu offenbaren, reizte Lion, den alleinigen Wächter des Hauses, zu einem entsetzlichen Gebelle. Der würdige Pfarrer aber eilte herbei, erhob gegen den Unfug seine Hirtenstimme und wies die thörichten Zerstörer mit solchem Nachdrucke zurecht, daß sie ihr Unrecht einsahen und sich unverzüglich tief beschämt zurückzogen. Als der greise Priester

später diesen Vorfall mit seiner Schwester, die bereits davon gehört hatte, besprach, freueten beide sich nur um so mehr, daß sie die arme Marie nicht in ihrer Wohnung gelassen, wo das gute Kind Zeuge dieser für sie dreifach entsetzlichen Scene hätte sein müssen.

XXII.

Während der ersten Tage nach dem Tode ihres Mannes blieb Frau Julie Forstner in ihren Zimmern eingeschlossen, wo sie ausschließlich ihrem Sohne Ernest Zutritt gestattete. Der Schmerz ihrer Seele war um so bitterer, als sie in ihrer Trauer um den herben Verlust auch noch von Gewissensvorwürfen gequält wurde. In diesem Zustande mußte nämlich das Bewußtsein entsetzlich für sie sein, daß sie während fast zwanzig Jahre ihrem Gemahl das Leben durch ihre herrische Launenhaftigkeit, Verschwendungssucht und Eitelkeit vergällt hatte. Ach! was hätte sie jetzt darum gegeben, um das Vergangene ungeschehen zu machen oder sich dessen doch ohne gerechte Gewissensvorwürfe erinnern zu können. Vergebliche Wünsche! das Uebel war geschehen, ohne daß ein Mittel übrig geblieben, es auch nur einigermaßen wieder gutmachen zu können, und so war sie in die Nothwendigkeit versetzt, alle Tage ihres noch übrigen Lebens ein herzzerreißendes Andenken daran zu bewahren. Denke man sich nun noch hiezu, wie sie recht wohl einsah ihren Verlust alles Vermögens, die ihr bevorstehende Stellung in der Welt, die traurige Aussicht für den einzigen, übermäßig geliebten Sohn — so begreift man, wie die Lage einer so eiteln, an Verschwendung gewohnten Frau um so drückender sein mußte, als die Mangelhaftigkeit ihrer Reli-

giosität den höhern, christlichen Wahrheiten einen wohlthätigen, tröstlichen Einfluß auf ein so weltlich gesinntes Gemüth kaum gestattete. So lange der Mensch im Genusse irdischer Vergnügen oder in der Betäubung seiner Leidenschaften wie berauscht dahinlebt, fühlt er allerdings gar nicht oder nur wenig in vorübereilenden Momenten das Bedürfniß der Erkenntniß und der Liebe Gottes so wie der eigenen höhern Würde in seinem Verhältnisse zu dem Allmächtigen, Dessen Güte er Dasein, Bestand und Alles verdankt. Allein wenn herbes Leiden und bittere Trübsal ihn aus seinem Sinnentaumel wachrütteln, und er zur schmerzlichen Wahrnahme der Eitelkeit alles irdischen Getriebes sich genöthigt findet — dann wird der arme Weltling einer schauderhaften Leere inne, die als Finsterniß und Ohnmacht seinen Geist füllt, und ihn, wenn nicht Gottes Erbarmen höhere Rettung sendet, zur Verzweiflung treibt. Einem solchen Zustande hoffnungsloser Untröstlichkeit war Frau Julie Forstner in ihrem Jammer nicht gar ferne. Endlich entschloß sie sich, ihrem Stiefsohne den Zutritt zu ihr zu gestatten, wie ihre stolze Selbsttäuschung die Mittheilung nannte, durch welche sie denselben zu sich bitten ließ. Als Albert unverweilt erschien, ward er durch den Anblick seiner Stiefmutter tief erschüttert. Frau Forstner, die bis dahin noch für eine Schönheit gegolten, war innerhalb acht Tage dem Ansehen nach volle zehn Jahre gealtert. Jeder Menschenkenner hätte bei einiger Einsicht in die Sachlage unschwer das Geheimniß in all ihren Zügen lesen können, daß nur zwingende Beweggründe sie dazu vermocht haben konnten, diese Zusammenkunft zu veranlassen. Als sie Albert hereintreten sah, konnte sie dem Drange ihres stolzen Her-

zens nicht widerstehen, das Gesicht seitwärts zu wenden, und sie mußte sich alle Gewalt anthun, um nicht in lautes Stöhnen und Schluchzen auszubrechen. Der junge Mann selber war nicht wenig ergriffen. Als er aber wahrnahm, wie seine Stiefmutter nicht zum Worte kommen konnte, und ein völliges Stillschweigen ihre beiderseitige Verlegenheit je mehr und mehr steigerte, glaubte er zuerst sprechen zu sollen, und sagte: „Sie haben mich zu sich bescheiden lassen, und ich wünsche zu vernehmen, was sie bewogen habe, meine Gegenwart zu begehren, nachdem Sie dieselbe bis jetzt abgewehrt hatten.“ — Frau Forstner entgegnet, indem sie sich große Gewalt anzuthun schien: „Ich habe geglaubt, es sei unschicklich, daß ich länger in diesem Hause verweile, ohne dazu die Zustimmung seines Eigenthümers eingeholt zu haben.“ — Albert: „Haben Sie die Güte, sich näher zu erklären.“ — Frau Forstner: „Sie müssen mich verstehen, sollt' ich meinen. Indeß, weil es Ihnen gefällt, das Gegentheil zu äußern, so muß ich Ihnen sagen, daß mein seliger Gemahl wenige Tage vor dem Unglücksfalle, durch welchen ich ihn verloren, mir den mißlichen Zustand seiner Geschäfte und den gänzlichen Verlust seines Vermögens zu erkennen gegeben hat. So weiß ich denn, daß hier Alles Ihnen zugehört, und daß also mein Sohn und ich in Ihrem Eigenthum verweilen.“ Albert: „Mein Vater hat auch mir wenige Minuten vor seinem Tode dieselbe Mittheilung gemacht. Der Verlust seines Vermögens, den er beklagte, hat seine letzten Tage gar sehr getrübt. Was nun die Nothwendigkeit betrifft, worin sie sich zu befinden glauben, meine Zustimmung zu Ihrem fernern Aufenthalt in diesem Hause zu begehren, so ist meine Antwort einfach diese: Dieses Gebäude ist von An-

ton Forstner, dem Großvater von Ernest und mir, errichtet, und wie es uns gemeinsam zugehört hat, so soll es uns auch ferner gemeinsam bleiben." — Frau Forstner zusammenfahrend: „Sprechen Sie in Ernst, Albert?" — „Ich spreche in vollem Ernste." — Julie Forstner: „Aber Sie wissen doch, daß die Fabrik und Alles, was sie enthält, kaum hinreicht, das Vermögen zu ersetzen, welches Ihnen der Gatte Ihrer Mutter verschuldete." — Albert: „Wie ich meine, habe ich Ihnen gesagt, daß ich darüber von meinem seligen Vater unterrichtet worden." — Die Augen mit einer sonderbaren Mischung von Zweifel, Verlegenheit und Freude auf ihren Stiefsohn heftend, rief Frau Forstner: „Aber das hieße ja, mit Ernest das ganze mütterliche Vermögen theilen, soweit Sie dasselbe bis jetzt besitzen." — Albert: „Das heißt als Bruder mit dem Bruder theilen, was einmal mein und sein Vater mit meiner Mutter gemeinsam besessen." — Frau Forstner nach einer kurzen Pause: „Meine Wünsche haben nicht gewagt, so weit zu gehen, obgleich, ich gestehe es Ihnen, mein Vorhaben gewesen, bei Ihnen für meinen armen, unglücklichen Ernest Fürsprache einzulegen. Indeß die Rolle einer Bittenden passet zu meinem Charakter nicht, das haben Sie, Albert, wahrgenommen und sind mir schonend zuvorgekommen. Dafür empfangen Sie meinen Dank. . . . Sie haben den Edelmuth mit der Freigebigkeit in einer Handlung, ganz Ihres Vaters würdig, vereinigt. Ernest wird also hier verbleiben. Was mich betrifft, so habe ich zwar noch keine Vorsorge für meinen künftigen Aufenthalt getroffen, werde mich aber ohne Verzug damit befassen . . . und . . . morgen . . ." — Albert: „Es wird aber nur von Ihnen abhangen, bei Ihrem

Sohne zu bleiben. Ich weiß und fühle es, was, zumal jetzt, eine Trennung von ihm für Sie sein würde, sein müßte. Ich werde nichts dawider haben, daß die Frau meines seligen Vaters hier verbleibe, wie in ihrem Eigenthume." — Julie Forstner erhob sich mit Lebhaftigkeit, ihre bleichen Züge wurden neu beseelt, ihre Hände bebten, sie setzte sich ihrem Stiefsohne gegenüber, blickte ihm starr in die Augen und sprach mit gedämpfter Stimme und starker Betonung: „Albert! Sie wissen, daß ich eitel, daß ich zu eitel bin. Da haben Sie zu sich gesprochen: Welches Mittel soll ich nun anwenden um dieses stolze Weib zu demüthigen und diejenige auf's empfindlichste zu beschämen, die mich seit so vielen Jahren unausgesetzt mit ihrer eifersüchtigen Feindschaft verfolgt hat. Und in der That dieses Mittel haben Sie darin gefunden, daß Sie dieselbe mit Wohlthaten überhäufen . . . sie in ihren eignen Augen verächtlich und sie so mit einem Schmerz vertraut machen, den sie bis dahin noch nicht kannte." Ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief dann Frau Forstner schmerzlich aus: „Ja, Sie haben gesiegt!" — Albert entgegnete: „Auf meine Ehre schwöre ich, daß meine Handlungsweise einen edlern Beweggrund gehabt, als der ist, den Sie mir unterschieben." — Mit der Miene einer Zweifelnden frug Frau Forstner: „War es denn nicht Rachenahme?" — Albert: „Nein, nimmer! betheure ich Ihnen mit der vollesten Gewissensruhe." — Frau Forstner: „Nun, Albert, so müssen Sie mich um so mehr verachten, weil ich diese Unbilde eines so argen Verdachtes noch den frühern Vergehen gegen Sie hinzugefügt habe." — Albert: „Ich habe verzeihen gelernt . . . am Sterbebette meines Vaters." — Bei diesen Worten brach die Wittwe Forstner in hef-

tiges Schluchzen aus. Auch der junge Mann ward bei der Erinnerung an die letzte Unterredung mit seinem sterbenden Vater tief gerührt und hatte Mühe, dieses weniger sichtbar werden zu lassen. Nach einigen Augenblicken suchte Frau Forstner sich zu fassen und sprach dann mit scheinbarer Ruhe zu ihrem Stiefsohne: „Albert, es fehlt mir an Ausdrücken für meine Dankbarkeit. Seit den letzten Tagen weiß ich nichts, als weinen. Seien Sie aber versichert, daß mein stolzes, aber vielfach gedemüthigtes Herz nicht undankbar ist, und daß ich aufrichtig wünsche, es werde mir gestattet, Ihnen dieses zu beweisen.“ — Lebhaft entgegnete darauf Albert: „Wohlan, wenn Sie glauben, mir Dank zu schulden, so möchte ich Ihnen wohl sagen, womit Sie denselben vollkommen abstatten könnten.“ — Frau Forstner, die Hände wie eine Wißbegierige faltend und ihren Stiefsohn anblickend: „Das wäre möglich!?“ — Albert: „Ja, in einer Weise, wodurch Sie etwas sehr Gutes stiften und mich sogar noch zu Ihrem Dankschuldner machen würden.“ — Frau Forstner: „O, sprechen Sie doch! und sprechen Sie rückhaltlos!“ — Albert: „Es sei! Aber bevor ich mich ausspreche, muß ich nothwendig bemerken, daß Sie ja doch meine wohlmeinende Absicht keinen Augenblick verkennen mögen, und daß es durchaus mein Wille nicht ist, jetzt noch unnützer Weise Vorwürfe zu machen. Wenn ich genöthigt bin, auf Vergangenes zurückzukommen, so geschieht es — ich bitte, dieses fest zu glauben — einfach und lediglich darum, weil ich dafür halte, es lasse sich noch alles Verfehlte wieder gutmachen.“ — Frau Forstner mit sichtbarer Unruhe und steigender Spannung: „Ich verstehe Sie nicht.“ — Albert: „Ich will mich erklären. Die Erziehung meines Bruders ist,

ich sage nicht, vernachlässigt, sondern völlig verkehrt gewesen und somit mißrathen. Dieses war ein Gegenstand der größten Bekümmernisse für meinen armen Vater bis zu seinem letzten Athemzuge. Nur zu spät hat er eingesehen, welches mißliche Schicksal seinem jüngern Sohne bevorstehe, weil er weder Glück noch Unglück in gehöriger Weise zu ertragen gelernt hat. Diese Besorgnisse, ich gestehe es, kann ich mit unserm Verstorbenen nur theilen; denn ich bin durchaus überzeugt, daß das Elend, welches ich heute von meinem Bruder redlich abzuwehren mich bemühe, ihn dennoch frühe oder spät ganz gewiß treffen werde, wenn er nicht seine Gesinnungen und Angewöhnungen ändert." — Frau Forstner hatte bis dahin mit scheinbarer Ruhe zugehört, aber diese Worte waren doch für sie wie neue Tropfen Galle, die in den Kelch voll Bitterkeit fielen, den sie langsam und zugweise zu leeren hatte. Sie konnte sich jetzt nicht der Bemerkung enthalten: „Was Sie sagen, ist höchst niederschlagend für ein Mutterherz; allein es soll nichts thun, und ich bitte Sie, fortzufahren." — Albert: „Ernest ist noch nicht zwanzig Jahre alt, und ich zweifle nicht, daß sich Alles noch gutmachen läßt." — Frau Forstner: „Sie glauben das?" — Albert: „Ich bin dessen gewiß, wenn man mit Vorsicht verfährt. Ihm muß vor Allem die Ueberzeugung beigebracht werden, daß sein Glück durchaus von seiner Thätigkeit abhange, daß ich gesonnen sei, seine Dienste von jetzt ab freigebig zu belohnen, daß aber die Zukunft allein darüber entscheiden werde, ob ich ihn als Bruder oder nur wie einen Handlungsdiener behandeln könne. Er würde dann hier Vortheile finden, die ihm bei seiner Unerfahrenheit in Geschäftssachen ein Fremder unmöglich zu gewähren

vermag. Dafür aber erwarte ich von ihm Unverdrossenheit, Muth, Folgsamkeit und Ergebenheit.“ — „Darauf wird er niemals eingehen!“ fiel hier Frau Forstner mit Heftigkeit ein. — Albert aber erwiederte mit Entschiedenheit: „Ich bin gewiß, er wird damit einverstanden sein, wenn nur Sie Ihre Stimme mit der meinigen vereinigen, um ihn zu überzeugen, daß es keinen andern Ausweg für ihn gibt, und daß sein wohlverstandenes Interesse es von ihm fordert, sich dazu zu entschließen.“ — Frau Forstner fast flehend: „Aber Albert . . . Sie werden doch mit dem armen Jünglinge nicht gar zu strenge sein?“ — Albert: „Ich werde nie vergessen, daß er mein Bruder und mir von meinem sterbenden Vater empfohlen ist. Werde ich denn auf Ihre Mithülfe rechnen können?“ — Frau Forstner: „Wohlan, ich will versuchen, was immer ich zur Beglückung meines Sohnes vermag.“ — Albert: „Glauben Sie indeß nicht, daß ich wirklich gesonnen bin, die Zukunft meines Bruders so durchaus nur von seinem künftigen Betragen abhängig zu machen; nein, ich bin vielmehr entschlossen, ihm die Hälfte von dem, was bis jetzt mein Eigenthum ist, durch einen rechtskräftigen Akt unverweilt zu übertragen, jedoch darf er davon nichts vernehmen, weshalb ich auch Niemanden den Zeitpunkt näher angeben will, wann ich diesen Akt durch unsern Notar aufnehmen und bei Gericht bis zu seinem vier und zwanzigsten Jahre hinterlegen werde. Er soll sich bis dahin jedenfalls für unvermögend halten.“ — Frau Forstner: „Es wird dieses leicht geschehen, da ich ihm bereits die Wahrheit aufgedeckt und ihm daher diese Meinung beigebracht habe, so unaussprechlich schwer mir's auch geworden ist.“ — Albert: „Bedenken wir denn wohl, daß wir einen über-

aus wichtigen Versuch zu seiner Beglückung machen; aber hoffen wir ja auch das Gelingen, da wir zu Drei vereint dahin arbeiten." — Frau Forstner: „Zu Drei, sagen Sie?" — Albert: „Mein Vater wird uns vom Himmel herab beistehen, daran zweifle ich nicht." — Mit diesen Worten zog Albert sich zurück, zumal er die Rührung nicht länger verhehlen konnte, welche der lebhafte Gedanke an den Verstorbenen in ihm hervorgebracht. So blieb denn Frau Forstner allein, und nach einigen Minuten des ernstlichen Nachdenkens sprach sie leise vor sich hin: „Ach, mein Gott! es ist doch ein schweres Kreuz, welches Deine Hand mir auferlegt. Wäre ich nicht Mutter, ich würde es nicht zu tragen vermögen. Ja, das furchtbarste Elend würde ich dem Joche solcher Wohlthaten vorziehen. Aber was würde dann aus Ernest werden. Er ist mein Kind, und ich bin nicht ohne Schuld an der Mißlichkeit seiner Lage. Nun, ich will mich denn dazu verstehen, jeden Tag aufs Neue vor dem schamroth zu werden, der so Vieles von meiner feindseligen Mißgunst zu erdulden gehabt und nun doch meines Sohnes größter Wohlthäter werden will. Meine Demüthigung wird für Albert eine würdige Genugthuung und für mich eine . . . gerechte Strafe sein."

XXIV.

Seit seiner Verhaftung hatte Hubert Weismann mehrere Verhöre zu bestehen gehabt. So sehr er auch unausgesetzt seine völlige Unschuld in Bezug auf die Ermordung des Herrn Stephan Forstner betheuerte, schienen doch alle Umstände sich dazu zu vereinigen, seine Schuld und Strafbarkeit außer Zweifel zu setzen.

Es war ihm sogar durchaus unmöglich geworden, zu beweisen, daß er in dem Augenblicke, als die Mordthat in jenem Busche geschehen, an einem andern Orte gewesen wäre. Er behauptete, er habe jenen Tag in der Stadt N. zugebracht, dann gegen fünf Uhr Nachmittags im Wirthshause zum rothen Huhn sich unvermerkt in der lebhaften Unterredung mit städtischen Arbeitern so betrunken, daß er nicht eher wieder zum Selbstbewußtsein gelangt, bis er am Spätabend zu Hause sich wiedergefunden, und könne daher auch nicht sagen, wo er von fünf bis acht Uhr gewesen und wie er heimgekommen. Durch Zeugen wurde erhärtet, daß er wirklich gegen zwanzig Minuten nach fünf Uhr jenes Wirthshaus in einem nicht nüchternen Zustande verlassen, aber doch ohne auffallendes Wanken die Straße hinauf und zum Stadtthor hinaus gegangen war. Auch bezeugte ein Landmann aus der Nähe von Rahne, daß er den Angeklagten gegen ein Viertel über sechs Uhr auf einem Steine etwa Halbwegs von der Stadt, vom Gewitterregen durchnäßt, sitzen gesehen und, obgleich an der entgegengesetzten Seite der Landstraße vorübergehend, bei dem fortwährenden Wetterleuchten ihn recht wohl erkannt und gegrüßt, aber keinen Gegengruß von ihm vernommen habe. Da die Mordthat aller Wahrscheinlichkeit nach gegen sieben Uhr verübt worden, so konnten die Zeugenaussagen nicht das Mindeste zu Gunsten des Beschuldigten beweisen. Ja, der öffentliche Ankläger ermangelte nachher nicht, eben diese Aussagen gegen ihn geltend zu machen, indem er annahm, die Berauschung im Wirthshause sei geschehen, um sich gegen alle Zuflüsterungen des Gewissens vorab zu betäuben. Wenn der Angeklagte nicht in böser Absicht zugewartet hätte, so würde er sich in solchem

Gewitter nicht durchnäßt auf einen Stein am Wege gesetzt haben, und er könne da dem vorübergehenden Nachbar den Gegengruß nur in der Voraussetzung schuldig geblieben sein, daß dieser ihn nicht erkannt habe. Das Zeugniß zweier Landleute, die gegen sieben Uhr, auf der Landstraße am Rahner Busche vorbeigehend, einen Menschen im Gesträuche stehen gesehen, den sie aber gar nicht erkannt hatten, erhielt dadurch ein Gewicht gegen Hubert Weismann, weil diese Zeugen auf der Landstraße Niemanden mehr wahrgenommen und nur das Heranrollen des Postwagens aus der Ferne gehört hatten. Der öffentliche Ankläger folgerte daraus, daß der im Gehölze stehende Mensch kein Anderer, als der Angeklagte gewesen, da er nicht mehr auf der Landstraße gesehen worden und erst lange nach der Mordthat heimgekommen sei. Ein Umstand, der nach all dem noch ganz besonders dafür sprach, daß Hubert Weismann der Mörder seines Herrn sei, war dieser: Derselbe hatte sich nämlich, als Mitglied der Bürgerwehr, eine ungemein kurze, aber gute Büchse angeschafft. Diese war sorgsam untersucht worden, und es hatte sich herausgestellt, daß noch unlängst damit geschossen sein müßte. Hubert hatte auch nicht versucht, diese Thatsache in Abrede zu stellen, sondern sie vielmehr auf die erste desfalls an ihn gerichtete Frage eingestanden, aber zugleich behauptet, er habe die Büchse am Tage vorher versucht, indem er auf einen Vogel geschossen. Der Hauptbeweis gegen ihn lag indeß in den bekannten Drohungen, die er gegen seinen Herrn sowohl in den Arbeiter-Versammlungen, als in seiner letzten Zusammenkunft mit dem Ermordeten in so bitterer und heftiger Weise ausgestoßen hatte. Uebrigens war Hubert's grimmiger Haß gegen die Rei-

chen überhaupt und gegen Herrn Stephan Forstner insbesondre offenkundig geworden, und es schien, als habe er nicht Ausdrücke genug finden gekonnt, um denselben recht ausdrücklich auszusprechen. Hierüber konnte das ganze Dorf zum Zeugen aufgerufen werden, und Alle stimmten da bis auf's Jota überein. Hubert war aber auch weit entfernt, seine Mißgunst gegen die Wohlhabenden und den bittersten Neid gegen seinen Milchbruder zu leugnen. Allein die Drohungen, die man ihn hatte ausstoßen hören, galten, seiner Behauptung zufolge, nur der Stellung und dem Glücke des Beneideten, und sollten nur dahin sich verwirklichen, daß der Reichthum, den dieser vom Schweiße der Arbeiter sich gehäuft, unter Alle vertheilt würde, die ihn hatten gewinnen helfen; aber es sei ihm noch nie der Gedanke in den Sinn gekommen, dem Verhaßten irgend ein körperliches Leid anzuthun, geschweige sein Leben zu gefährden oder gar zu rauben, und er konnte die desfalls gegen ihn erhobene Anklage nicht hören, ohne jedesmal in eine große Entrüstung über die ihm dadurch zugefügte Ungerechtigkeit zu gerathen. Allein, was immer er auch sagen und betheuern mochte, nichts war im Stande, auf die Richter irgend einen günstigen Eindruck zu machen und ihren Glauben an seine Schuld zu erschüttern; ja auch die öffentliche Meinung blieb desfalls unbeugsam wider ihn und lies dem Gedanken selbst an die Möglichkeit, daß er unschuldig sein könnte, nicht Raum. Die bekannten Thatsachen und so manche Umstände sprachen ja viel lauter, als all sein Leugnen. War es doch Hubert Weismann gewesen, der bereits seit Monaten im Stillen, dann aber auch öffentlich Alles aufgeboten hatte, um den Geist der Arbeiter von Rahne zu verwirren und sie daran zu ge-

wöhnen, Herrn Stephan Forstner nicht mehr als den Wohlthäter des Dorfes, sondern als einen Geizhalz zu betrachten, dem zu seiner Bereicherung jedes Mittel willkommen und auch das ärgste nicht zu schlecht sei. War es auch kein Andrer als er gewesen, welcher seine Mitarbeiter zu immer neuen Forderungen an den Fabrikherrn aufgestachelt und ihnen vorgespiegelt hatte, daß derselbe, wenn sie nur einmüthig dabei beharrten, nothgedrungen nachgeben und so ihnen erst gerecht werden müsse. Wie nahe hatte es nach all dem einem so feindseligen, stolzen und heftigen Menschen gelegen, als er seine Vorhersagungen vereitelt, seinen Einfluß auf die Verführten gefährdet und sich dann der Verachtung dieser Getäuschten und zugleich der Verstoßung seitens des Fabrikherrn ausgesetzt sah, sich zuletzt zur Verübung der fraglichen Mordthat in einem Anfalle von Verzweiflung zu entschließen. Gewiß war die Ermordung des Herrn Forstner eine Rachethat, und wer in der Welt hatte denn je gegen diesen Biedermann solchen Neid, solchen Haß, solchen Ingrimm geäußert, wie eben Weismann? Ein gemeiner Raubmörder würde übrigens auch das Opfer seiner Schandthat ausgeplündert haben; allein Herr Stephan Forstner war nach erhaltenem Schusse von Niemanden angefallen, und auch, nachdem er betäubt hingestürzt, von keinem Menschen berührt worden, bis Alban Marbach ihn in seinem Blute liegen gefunden. Börse, Uhr, Ring und Vorstecknadel, Alles von nicht geringem Werthe, hatte sich beim Verwundeten unverrückt an den gehörigen Stellen gefunden, und es schien, als habe der Mörder, des Erfolges seines Schusses gewiß, sich nicht weiter nach dem tödtlich Getroffenen umgesehen und — vielleicht bei alsbald erwachendem Ge-

wissen — die Kainsflucht genommen. — Als der öffentliche Ankläger in der jüngsten Gerichtssitzung alle die Beweise, die für das Schuldig so überlaut sprachen, in schlagender Kürze zusammengefaßt, den Geschwornen in Gegenwart des Angeklagten vorführte, begann dieser vor Aerger mit den Zähnen zu knirschen, dann am ganzen Leibe zu beben und brach zuletzt in einen Strom von Schmähungen über Verläumdung und Mordsucht der Richter und all diejenigen aus, die in irgend einer Weise dazu beigetragen, den schändlichen Verdacht auf ihn zu lenken, um ihn, wie er sagte, seiner gänzlichen Schuldlosigkeit ungeachtet, dennoch zum Mörder zu stempeln und zu Grunde zu richten. Nachdem er ausgetobt, bemerkte ihm der Präsident kalt und leidenschaftslos wie das Gesetz, welches er anzuwenden hat, daß der Angeklagte sich eines schlechten Mittels bediene, um seiner Sache eine bessere Wendung zu geben, und daß man, wenn er fortfahre, sich so ungestüm zu gebehrden, strengere Maßregeln in der Behandlung gegen ihn ergreifen müsse.

Während die Verhandlungen noch einige Zeit fortgesetzt wurden, trat einer der Zeugen auf und begehrte nochmal das Wort. Derselbe bemerkte dann, er erinnere sich eben jetzt, was ihm bis dahin gar nicht mehr eingefallen, daß er an dem Morgen, als der Ermordete beerdigt worden, im Wirthshause bei der Kirche zu Rahne aus dem Munde eines Fuhrmannes mit Namen Wachtler, welcher von R. nach dem Hannöverischen gefahren, gehört habe, wie derselbe Hubert Weismann Abends vorher, kurz nach sieben Uhr, ganz betrunken, aber ohne alle Waffen, in der Nähe seiner Wohnung gefunden, und es scheine ihm von großer Wichtigkeit, daß auch dieser Fuhrmann, der in wenigen

Tagen heimkehren müsse, noch vernommen werde, damit ein sicheres Urtheil gefällt werden könne! Bei den Worten dieses Zeugen fuhr auch dem Angeklagten plötzlich eine dunkele Erinnerung durch den Kopf, als habe er damals in seiner Trunkenheit eben jenen Fuhrmann erkannt und demselben, als einem bekannten Vertheidiger der Fabrikanten, auf eine ihm nicht mehr erinnerliche Anrede eine grobe und abstoßende Antwort gegeben, deren er sich ebenfalls nicht näher zu entsinnen vermöge. Jedenfalls müsse er also darauf antragen, daß dieser Mann noch als Entlastungszeuge vernommen werde. Sonach wurde die Sitzung vom Gerichtspräsidenten aufgehoben und vertagt.

XXV.

Auch die gefangenen Meuterer, welche zur selben Stunde, als Herr Stephan Forstner die tödtliche Schußwunde erhalten, dessen Fabrik bestürmt hatten, waren bereits in mehrern Verhören vernommen worden, und es hatte sich im Wesentlichen Folgendes herausgestellt. Die unzufriedenen Arbeiter hatten mehrere Stunden im Hause des Bierbrauers Schleicher ihren Meister Hubert Weismann erwartet, um verabredeter Maßen unter dessen Anführung den letzten Versuch, ihren Fabrikherrn zur Erfüllung ihrer Forderungen zu bewegen, anzustellen und, wie Johann Giebel ihnen eingeredet, falls derselbe mißlänge, die Fabrik zu bestürmen und die Maschinen zu zerstören. Inzwischen hatte der Letztgenannte während des Wartens Alles aufgeboten, die bethörten Mitarbeiter nur noch mehr aufzustacheln, so wie auch dieselben zur Maschinenzerstörung mit den nöthigen Werkzeugen zu bewaffnen. Da war uner-

wartet der als wüster Demokrat allumher bekannte Max von Wolfing in ihrer Mitte erschienen, und auf Betreiben des Johann Giebel mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht und sofort auch einstimmig anstatt des vergeblich erwarteten Meisters zu ihrem Anführer erwählt worden. Dieser hatte dann genaue Musterung gehalten, die Schaar geordnet, einige gar zu betrunkenen ausgeschieden, von Allen sich strengen Gehorsam und Verschwiegenheit schwören lassen und sie dann zur Ausführung des Streiches angeführt, wie wir es bereits berichtet haben. So verfänglich die Richter auch gefragt hatten, war doch keiner der Angeklagten dahin zu bringen gewesen, irgend einen der Mitschuldigen, welche der Verhaftung entgangen waren, zu verrathen oder auch nur in Verdacht zu bringen. Als hätten sie sich desfalls ganz genau verabredet, wußten sie sogar den Anschein zu begründen, als habe der Wirth Schleicher und selbst ihr Meister Hubert Weismann um das, eigentlich auch zunächst von Johann Giebel in ihnen erweckte und genährte Vorhaben, die Maschinen ihres Herrn zu zerstören, gar nicht gewußt, und als seien alle Uebrigen, die der Verhaftung entgangen, nichts anderes, als bloße Zuschauer gewesen. Ueberdies fanden sie auch bald Mittel, die Mitschuldigen gegen Selbstverrath warnen und zugleich bekannt werden zu lassen, wie sie alle Schuld ausschließlich auf sich genommen, so daß Keiner sonst etwas zu befürchten habe.

Nach den reiflichen Untersuchungen gegen sämmtliche Angeklagten wurden alle nach dem ermittelten Maaße ihrer Schuld zu mehrjähriger Zuchthausstrafe, Johann Giebel aber zu Zwangsarbeit verurtheilt. Nur gegen Max von Wolfing konnte das Urtheil noch nicht

gefällt werden, weil er an seiner Kopfwunde und am Bluthusten leidend, auf dem Krankenzimmer des Gefangenhauses darniederlag.

Die übrigen Arbeiter der Spinnerei, welche bald vernommen hatten, wie die Verhafteten eidtreu sich allein als die Schuldigen dargestellt, vereinigten sich etwa vierzehn Tage nach der Beerdigung ihres ermordeten Herrn, wählten einige der Bessern aus ihrer Mitte und sandten diese zu Herrn Albert Forstner, dem nunmehrigen Eigenthümer der Fabrik, mit der Bitte, ihnen doch wieder die Werkstätte zu öffnen und unter den früher bestandenen Bedingungen Arbeit und Verdienst zu geben. Durch diese Abgeordneten warfen sie die Schuld an Allem, was sie in ihrer Bethörung gefordert und verweigert hatten, ganz und gar auf ihren Meister, Hubert Weismann, und gelobten, ihre Fehltritte durch dankbare Treue und pünktliche Folgsamkeit, so viel ihnen nur irgend möglich sein würde, wieder gutmachen zu wollen.

Herr Albert Forstner empfing in Gegenwart des treuen Arnold Redler, der eben in seinem Zimmer beschäftigt war, die Abgeordneten mit Güte und sagte ihnen unter andern: Es sei zwar unter den gegenwärtigen politischen Umständen für die Fabrikanten rathsamer, die Arbeiten vorläufig noch eingestellt sein zu lassen, da sie durch das Fortarbeiten nur verlieren würden. Nichtsdestoweniger sei er bereit, die Spinnerei wieder zu öffnen, um den in großer Noth sich befindenden Arbeitern zu Brod zu verhelfen. Er wisse recht wohl, daß diejenigen unter ihnen, welche sträflich gegen seinen seligen Vater gehandelt, nicht ihrer eigentlichen Gesinnung gefolgt, sondern durch allerlei irrführende Ränke dazu verleitet worden. Er werde deshalb ihre Fehler nicht

nachhalten, er werde es sich vielmehr recht angelegen sein lassen, in der Weise seines unglücklichen Vaters für alle seine Arbeiter aufs beste zu sorgen und ihnen stets Gerechtigkeit, Theilnahme und Wohlwollen zu erweisen. Wenn sie Beschwerden zu erheben oder Begehren zu stellen hätten, würde er solche mit aller Sorgfalt prüfen, und wenn er sie gerecht oder auch nur billig fände, nach Kräften dieselben berücksichtigen; hingegen würde er aber auch alle ungerechten Forderungen mit entschiedener Festigkeit zurückweisen. Wenn die Einrichtungen in Bezug auf Arbeit und Arbeiter, wie sie gegenwärtig beständen, nicht ganz vollkommen und somit einer Abänderung fähig und bedürftig wären, so müsse man nicht unbeachtet lassen, daß alles Menschenwerk seine Gebrechen habe und daß ja auch die Arbeiter selbst nicht immer sich so betrügen und oft nicht so fleißig, sorgsam und treu gegen ihre Brodherrn sich erwiesen, wie man es mit Fug und Recht von ihnen fordern könne. Uebrigens erachte er sich verpflichtet, für treue, fleißige und sittliche Arbeiter Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um ihren Verdienst zu erhöhen und ihren Verhältnissen eine möglichst angenehme Wendung zu geben. Er gebe sein Ehrenwort darauf, daß er nur einen günstigern Moment abwarte, um gewisse Verbesserungen zu Gunsten der wackern Arbeiter zu verwirklichen, und zwar Verbesserungen, die schon sein seliger Vater in Absicht gehabt, ohne sie ausführen zu können und die ihm deshalb um so mehr am Herzen lägen, so daß nur die noch obwaltende Unmöglichkeit ihn zwingen könne, die sofortige Verwirklichung derselben auszusetzen. Schließlich bemerkte er noch, wie häufig die unordentlichen Arbeiter ihre Fabrikherrn zu strengen Maßregeln nöthigen, unter welchen dann, was sehr zu

bedauern, aber kaum zu vermeiden sei, die braven und ordentlichen Werkleute mehr oder minder mit leiden müssen. Indeß wolle er versuchen, wiefern auch dieser Uebelstand zu heben oder doch zu mildern sei. Er rechne dabei aber nothwendig auf die Hülfe aller Gutgesinnten, daß sie selber das Ihrige thun würden, die zum Gedeihen der Fabrik, also zum Nutzen Aller, durchaus unentbehrliche Ordnung aufrecht zu erhalten und namentlich die weniger Ordentlichen durch Beispiel und Ermunterung zurecht zu weisen, so daß ihm dann nur noch übrig bliebe, die wirklich Unverbesserlichen auszuscheiden und zu entlassen. — Die Abgeordneten, durch den freundlichen Empfang und diese Anrede ermuthigt, konnten kaum Worte genug finden, ihre frohe Dankbarkeit und ihre Bereitwilligkeit zu Allem, was ihr nunmehriger Herr ihnen und ihren Genossen zugemuthet, recht klar und kräftig auszusprechen. Herr Albert Forstner beauftragte dann den wackern Arnold, mit diesen Leuten zu den Uebrigen zu gehen, um Allen seinen Willen kund zu thun. Da umringten die Abgeordneten ihren braven Genossen mit der ihm gebührenden Achtung und wetteiferten in Lobpreisung der Einsicht, womit er stets die Trugkünste ihrer Verführer durchschaut, so wie der Treue, womit er seinem edeln Herrn unerschütterlich angehangen, und gelobten, sich fortan zu ihm zu halten, seinem Beispiele zu folgen und seiner Zuneigung sich nie mehr unwürdig erweisen zu wollen. Arnold Redler an ihrer Spitze, eilten sie demnach mit freudestrahlenden Gesichtern zu ihren Mitarbeitern, die ihrer in der Mitte der zum Dorfe führenden Allee mit mehr oder minder Besorgniß harrten. Kaum hatten diese aus Arnold's Mund den Willen des nunmehrigen Fabrikherrn, so wie dessen

auf sie gesetztes Vertrauen vernommen, als sie in einstimmigem Jubel ausriefen: „Es lebe Herr Albert Forstner! Herr Albert Forstner lebe hoch!“ Dann drängten sich alle an ihre Abgeordneten und insbesondre an Arnold heran, und jeder wollte noch immer wieder insbesondre hören, nicht bloß, was Herr Albert gesagt, sondern auch wie er sich ausgedrückt, und ob er nicht dabei irgend ein Wort von Abneigung gegen diesen oder jenen habe fallen lassen. Je umständlicher sie vernahmen, wie der neue Herr die Abgeordneten aufgenommen und in welcher Weise er seine Gesinnungen und Vorhaben ausgesprochen, desto lauter erneuerte sich der Jubel und das Versprechen, ihrem Brodherrn fortan alle Treue und Ergebenheit zu erweisen, ihm durch Fleiß, Folgsamkeit und gute Aufführung, so viel ihnen möglich, Freude zu bereiten und wenn es sein müßte, auch ihr Leben für ihn zu lassen. Welches Vergnügen für Arnold, hiervon Augen- und Ohrenzeuge zu sein! Was hätte er da Angelegentlicheres zu thun gehabt, als zu seinem Herrn zurückzueilen und ihm fast freudetrunken aufs treulichste zu erzählen, was er gehört und gesehen hatte. Die Rückkehr seiner so jämmerlich bethörten Mitarbeiter von ihren Verirrungen und ihre entschiedene Bereitwilligkeit für die nunmehrige treue Erfüllung ihrer Pflichten, dann deren Jubel über die erhaltene Verzeihung und über die Gewährung von Arbeit und Verdienst und somit auch ihre Hoffnung auf das Ende des verschuldeten Jammers und der Leiden ihrer Familie — das Alles wußte Arnold mit der natürlichen Beredsamkeit eines guten Herzens in prunkloser Einfachheit so darzustellen, daß Herr Albert Forstner nicht ungerührt bleiben konnte. Gleichwohl regte sich in sei-

nem Herzen darüber nicht die mindeste Selbstgefällig-keit, und selbst seine Freude war keineswegs eine leb-hafte. Er war zu edel, um auf eine Pflichterfüllung eitel zu sein, und der Tod seines Vaters, der ihm noch so nahe vorschwebte, machte ihm den vollen Genuß irgend einer Freude unmöglich.

Am nächstfolgenden Sonntage lud der Pfarrer un-ter dem Hochamte alle Arbeiter ein, sich am Montage Morgens um fünf Uhr zur Beiwohnung der heiligen Messe einzufinden, um nach derselben aus der Kirche vereint zur Spinnerei des Herrn Albert Forstner zu ziehen und daselbst die nur zu lang unterbrochen gewesene Arbeiten wieder anzufangen. Einen freuden-reichern Sonntag hatte Rahne in langen Jahren nicht gehabt, obschon die Wirthshäuser der Mahnung des greisen Seelsorgers gemäß weit weniger als sonst be-sucht und Abends um zehn Uhr bereits geschlossen wa-ren. Am andern Morgen standen schon gegen halb fünf Uhr sämmtliche Arbeiter und noch viele ihrer An-gehörigen vor der Kirchthüre, und bei der heiligen Messe fehlte, außer den meist fremden, bei der Fabrikbestür-mung Verhafteten, auch nicht ein einziger. Der wür-dige Pfarrer hielt ihnen nach dem Evangelium eine kurze Ermahnung über die Pflichten christlicher Ar-beiter gegen ihre Brodherren, und machte sie nament-lich darauf aufmerksam, daß ihr jetziger Fabrikherr augenblicklich größern Vortheil haben würde, wenn er einstweilen noch nicht arbeiten ließe, und daß er durch die Arbeitgebung jetzt wirklich ein Opfer brächte für solche, die sich gegen seinen seligen Vater undank-bar erwiesen. So ward der Vorsatz zur Dankbarkeit und Treue in Aller Herzen neubelebt und befestigt, und sie zogen sodann nach Beendigung der mit unverkennba-

rer Andacht beigewohnten heiligen Messe in der besten Gesinnung aus der Kirche geraden Weges zur Fabrik, wohin ihnen etwa eine Stunde später die Ihrigen das Frühstück nachbrachten. So nahm denn die Thätigkeit in der Spinnerei des Herrn Albert Forstner wieder ihren Anfang, und hatte fortan ihren regen Fortgang zum Wohle und zur größten Zufriedenheit der ganzen Einwohnerschaft von Rahne.

XXVI.

Wie bereits früher bemerkt worden, lag der Anführer der Spinnereistürmer Max von Wolfing im Gefangenhause auf dem Krankensaale. Die Wunde, die er bei seiner Widersetzlichkeit gegen die ihn verhaftenden Husaren am Hinterkopfe erhalten, hatte sich verschlimmert und verursachte ihm nicht geringe Schmerzen. Was aber für sein Leben unvergleichlich bedenklicher erschien, war ein Bluthusten, welcher sich, seit er unter den erhaltenen Säbelhieben betäubt zu Boden gestürzt war, eingestellt hatte. Der Arzt war der Meinung, er müsse wohl in der Betäubung mit der Brust, an welcher sich auch äußerlich Spuren eines heftigen Stoßes gefunden, wider einen Wegemesserstein angeprallt sein. Alle Anzeichen deuteten unverkennbar auf eine schnell fortschreitende Lungensucht, welche in Folge seines unordentlichen Lebens wahrscheinlich schon längst in ihm sich gebildet, aber nun durch den Fall bei seiner Verhaftung eine rasche Entwickelung bekommen hatte.

Die Pflege der kranken Gefangenen, deren eben nur neun auf dem geräumigen und zweckmäßig eingerichteten Saale lagen, besorgten unter Beihülfe eines bejahrten, aber noch rüstigen und frommeifrigen Knech-

tes zwei Franciscanerinnen mit einer umsichtigen, unermüdlichen Liebe, wie nur wahre, allaufopfernde Religiosität zu erzeugen vermag. Max von Wolfing, der seiner Gesinnung nach Alles haßte, was ihn an Religion erinnerte, war der Einzige unter den gefangenen Kranken, der diese sinnig liebreiche Pflege genoß, ohne dadurch gerührt und erbaut zu werden. Ja, er würdigte die guten Schwestern nicht nur keines freundlichen Wortes, sondern er legte es vielmehr absichtlich darauf an, ihnen seine Abneigung und Verachtung recht fühlbar zu machen. So lange die Noth ihn nicht zwang, verschmähete er jeden ihrer freundlichen Dienste. Was sie zur Besorgung seiner Pflege nothwendig vornehmen mußten, sagte er meist nicht ihnen selbsten, sondern nur in ihrer Gegenwart dem Arzte oder allenfalls auch dem Knechte. Schweigsam und finster in sich gekehrt, sprach er also bei ihren Dienstleistungen äußerst selten und dann immer nur wenige und bittere Worte in herrischem Tone, obgleich er sehr wohl wußte, daß beide Schwestern dem höhern Bürgerstande angehörten und einen ungemeinen Grad von weiblicher Bildung besaßen. Allein seine Schnödigkeit gegen sie schien ihre liebreiche Sorgfalt um ihn nur zu vermehren, so daß die übrigen Kranken, denen dieses nicht ganz verborgen bleiben konnte, ihre Bewunderung über die Geduld der Pflegerinnen eben so wenig als ihr Staunen über die fast unmenschliche Gefühllosigkeit und Verstocktheit des wüsten Genossen zu verhehlen vermochten. Es dürfte dem Leser nicht unangenehm sein, die beiden Nonnen etwas näher kennen zu lernen.

Blanca, die jüngere von ihnen, war in einer Leidensschule zu ihrem jetzigen Berufe erzogen. Ihre Geburt hatte ihrer Mutter das Leben gekostet. Seit

sie in ihrem achtzehnten Jahre aus dem Ursulinerinnen-Pensionate in einer benachbarten Stadt heimgekehrt war, hatte sie ihren Vater sieben Jahre lang bis zu seinem seligen Hinscheiden nie mehr gesund gesehen. Mit aufopfernder Kindesliebe ihn pflegend, hatte sie früh gelernt, auf alle weltlichen Vergnügen zu verzichten und in der Uebung der Frömmigkeit ihren Trost und ihre Stärkung zu finden. Sie war schön, reich, ungemein gebildet, anmuthvoll und von einer allgemein hochgeachteten Familie, und es fehlte daher nicht an jungen Männern, die recht angelegentlich um ihre Hand warben. Allein so lange ihr Vater lebte, mochte sie keine Verbindung anknüpfen, um sich ungestört seiner Pflege widmen zu können. Je mehr sie aber heranreifte und das Welttreiben beobachtete, desto mehr ward ihr dieses zuwider. Was sie insbesondere mit wahrem Hasse gegen alle fade Liebelei erfüllt hatte, war die Wahrnehmung, wie eine ihrer Jugendfreundinnen dadurch ihre religiöse Gesinnung allgemach verloren und endlich bei aller äußern Politur den eigentlichen Seelenadel eingebüßt und ohne sich in Bezug auf feine Weltsitte etwas zu vergeben, doch ganz und gar in's Gemeine versunken war. Auch hatte es ihr an andern Töchtern vornehmer Familien nicht entgehen können, wie dieselben durch den Genuß der gesellschaftlichen Vergnügen immer mehr geistig verflacht, moralisch abgestumpft und so dahin gekommen waren, nur an eiteln Lustbarkeiten, nichtigen Unterhaltungen sich zu ergötzen, aus Gefallsucht beständig nur mit sich selbst oder vielmehr mit ihrem Putze, ihrem Aussehen, ihrer Haltung und ihrem äußern Benehmen beschäftigt zu sein und darüber alle wahre Pflege ihres Geistes und Gemüthes und namentlich die

Aneignung höherer Religionskenntnisse und die Uebung ächter Frömmigkeit wesentlich zu vernachlässigen. Während sie durch solche Wahrnahme einen eigentlichen Widerwillen gegen das, was man Weltleben nennt, bekommen, hatte sie, durch ihre Verhältnisse begünstigt, unter steter Selbstüberwachung einen hohen Grad von jener Umsicht, jener sanften Gemüthsruhe und jenem Gleichmuthe des Willens sich erworben, wodurch gebildete Frauen überall so leicht einen großen und wohlthätigen Einfluß zu gewinnen vermögen. Bei dem Tode ihres Vaters war es ihrem sanften Herzen bereits ein Bedürfniß geworden, Kranke zu pflegen und fremde Leiden mitleidig zu mildern. Bald hatte sie dann begonnen, das Elend in den Jammerhöhlen aufzusuchen und in aller Stille an den Nothleidenden aller Art Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit zu üben. Das bedeutende Vermögen, über welches sie, als alleinige Erbin, frei zu verfügen hatte, gewährte ihr kaum Einkünfte genug, um ihre Nächstenliebe nach Herzenslust zu bethätigen. Eine besondere Freude fand sie darin, sich alles Entbehrliche, so viel es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, zu versagen, um fremde Thränen damit zu trocknen, zumal wenn sich dabei Gelegenheit bot, den wahren Seelenfrieden ächter Religiosität, der so wohlthuend aus ihren schönen, heitern Zügen hervorleuchtete, bei solchen zu verbreiten, die unter dem Drucke irgend eines herben Geschickes mißmuthig seufzten oder wohl gar der Verzweiflung nahe waren. So vorbereitet, war sie nach reiflicher Prüfung in die Genossenschaft der Armen-Schwestern vom heiligen Franciscus eingetreten, um sich für ihr ganzes Leben aus Liebe zu Gott und den Menschen in völliger Armuth, Keuschheit und Gehorsam dem Dienste der

Nothleidenden zu widmen. — Ihre Vorgesetzte im Krankensaale des Gefangenhauses war die einige Jahre ältere Gregoria. Diese war das treue Abbild ihrer seligen Mutter, welche in N. als die geistreichste, religiöseste und großmüthigste Frau gegolten hatte, und deren Stelle sie an der Seite ihres edeln Vaters seit ihrem siebenzehnten Jahre hatte vertreten müssen. Dem Hauswesen mit seltener Gewandtheit vorstehend, hatte sie nicht nur ihre beiden jüngern Geschwister, Rudolph und Rosa, erziehen geholfen, sondern auch an den naturwissenschaftlichen Forschungen ihres Vaters und an den ernsten Unterhaltungen desselben mit gleichgesinnten Freunden regen Antheil genommen, und dadurch eine für Frauen höchst seltene Geistesbildung gewonnen. Im Gefühle der Würde, welche das Christenthum dem weiblichen Geschlechte verleiht, hatte sie sich stets unerreichbar erhaben über Alles gezeigt, was sie je vor Gott hätte erniedrigen können. Ihr eben so würde- als anmuthvolles Wesen verkündigte Jedem den Adel eines Herzens, dem es unter allen Verhältnissen nicht schwer wurde, um höherer Zwecke willen mit Entschlossenheit und Ausdauer die größten Opfer der Selbstverläugnung zu bringen. Die frohe Regsamkeit, mit der sie als Kind ohne alle Anmaßung ihre Mitschülerinnen bei den Spielen und nicht selten auch zu unschuldigen Schwänken angeführt, hatte sich allgemach zur heitern Unverdrossenheit gestaltet, womit sie Alles, was immer sie unternahm, bis zu einem hohen Grade von Vollendung ausführte. In ihrem thätigen Leben hatte sie endlich auch Gelegenheit gefunden, das menschliche Elend in seiner Gräßlichkeit näher kennen zu lernen. Dieses genügte, um in ihr den Entschluß zu reifen, fortan ihre Kräfte vorzugsweise der Linderung desselben zu widmen.

Während sie nun einerseits dafür sorgte, daß ihrem alternden Vater in der gewohnten Pflege nichts abging, und daß ihre inzwischen mündig gewordenen Geschwister die erlaubten und unschädlichen Jugendfreuden reichlich genossen, ging sie gleichzeitig im Stillen in den Hütten der Armuth umher und spendete Trost und Almosen, soviel es ihre Verhältnisse und Kräfte nur gestatteten. In diesem Wirkungskreise traf sie dann mit Armen-Schwestern vom heiligen Franciscus zusammen, und so erwachte allgemach die Ahnung in ihr, daß auch sie wohl zum Eintritte in diese noch junge, aber herrlich aufblühende Genossenschaft berufen sein möchte. Gewohnt, nie dem Gefühle allein zu folgen, und in wichtigen Angelegenheiten sich mit ihrem erfahrungsreichen Gewissensrathe und dann auch mit ihrem umsichtigen Vater zu berathen, wollte sie dieses jetzt um so weniger versäumen, als ihr die Heiligkeit ihrer Angelegenheit und die wichtigen Folgen ihres desfallsigen Entschlusses in hohem Grade einleuchteten. Indeß machte ihr Beichtvater ihr größere Schwierigkeiten, als sie geahnet hatte. Er zeigte ihr in möglichst abschreckender Weise, wie das Klosterleben für Nichtberufene ganz und gar nicht geeignet und sogar gefährlich sei, ja fast nothwendig zur Vorschule der Hölle sich gestalte, und wie überaus schwierig es selbst für Berufene werden könne, ohne alle fremdartige Beweggründe ganz allein aus heiliger Gottes- und Nächstenliebe nicht nur allem und jedem Besitze zu entsagen und jede unordentliche Regung der Sinnlichkeit unausgesetzt und völlig zu beherrschen, sondern auch nur noch den einen Willen, durchaus keinen Eigenwillen zu hegen, unverbrüchlich zu bewahren, um mit gänzlicher Unterwerfung unter jede, auch kurzsichtige und launenhafte Vorgesetzte in allen nicht uner-

laubten Dingen unbedingt zu gehorsamen, und sich überdies dem Dienste selbst der rohesten und gottlosesten Armen ganz und gar zu widmen. Er hielt sie ein volles Jahr in der Vorprüfung zurück, untersagte ihr jeden freiwilligen Umgang mit den Armen-Schwestern und gebot ihr, jeden Gedanken an das Klosterwesen, wie eine böse Versuchung, zu verscheuchen. Sie war so kindlich folgsam, daß er in dieser Gehorsamsprobe eine unverkennbare Bürgschaft ihrer Berufung anerkennen mußte. Darum sprach er endlich zu ihr: „Wohlan, meine Tochter! nachdem ich mich überzeugt, daß Gott Sie mit dem Berufe zur geistlichen Armenpflege begnadigt hat, bin ich bereit, Sie der würdigen Mutter der Armen-Schwestern heute zu empfehlen. Kleiden Sie sich denn recht festlich und kommen Sie vor halb zwölf Uhr in's Kloster, wo Sie mich finden werden.“ Sie erschien, wie ihr geboten war. Die Vorstellung bei der würdigen Mutter geschah in wenigen Worten, und diese erwiederte noch weniger. Gregoria folgte der Mutter in die Küche, wo die Schwestern eben anfingen, die Armen- und Kranken-Speisen auszutheilen. Da wandte die Mutter sich zu ihr mit den Worten: „Sie sehen, daß weltlicher Flitterstaat hier nur hinderlich ist.“ Etwas erröthend, aber doch lächelnd, bat Gregoria um eine der großen blauen Schürzen, wie die Nonnen sie eben anhatten, band sich dieselbe um, schob die kostbaren Aermelspitzen etwas zurück und begann sofort, die oft recht schmutzigen Geschirre, welche die städtischen Armen der Reihe nach hinhielten, in Empfang zu nehmen, um sie am Feuerherde füllen zu lassen und dann an die Eigenthümer zu verabreichen. Sie erbat sich und erhielt die Erlaubniß, täglich zur Vertheilung in die Küche zu kommen und fehlte nun keinen Tag. Erst

nach sechs Wochen durfte sie um die Aufnahme unter die Zahl der Postulanten anfragen. Der Tag kam, es war ein Dienstag, und sie frug. Statt der Antwort gab die Mutter ihr einen Wink und führte sie zu einer geräumigen Zelle. Dort lag eine der vielen Pockenkranken, allein, außer Bewußtsein und so von einer Kruste zusammengeflossener, theils violetter, theils schwarzer Blattern bedeckt, daß die einzelnen Gesichtstheile nicht zu unterscheiden und die Augen so wenig als der Mund wahrzunehmen waren. „Besorgen Sie diese Kranke, bis ich zurückkommen kann,“ sprach die Mutter und ging weg. Gregoria setzte sich ruhig an's Krankenbett und beobachtete die Leidende. Nach einer halben Stunde überzeugte sie sich am Reaumürschen Wärmemesser, daß es im Krankenzimmer zu heiß geworden. Vorsichtig öffnete sie das Fenster, bis die Wärme etwas unter fünfzehn Grade gesunken war. Von Zeit zu Zeit versuchte sie, ob der Kranken nicht etwas mit Wasser gemischte Milch oder ein wenig dünner Gerstenschleim beizubringen sei; aber vergebens, denn da die Pocken auch im Innern des Halses sich angesetzt, vermochte die Kranke nichts hinunterzuschlukken. Nach drittehalb Stunden kam die würdige Mutter zurück, erkundigte sich sorgfältig, wie die Kranke und wie Gregoria sich verhalten, und frug zuletzt: „Kennen Sie diese Kranke?“ — Gregoria erwiederte: „Nein, würdige Mutter, ich kenne sie nicht.“ — Da sagte die Oberin: „Nun, so wird's gut für Sie sein, zu vernehmen, daß diese Leidende sieben Monate als Postulante in unserer Mitte gelebt hat und einzig wegen ihrer unüberwindlich scheinenden Scrupulosität ausgewiesen worden ist. Sie war ein liebes Kind voll Unschuld und mit schönen Geistesfähigkeiten und nicht ge-

ringer Körperkraft begabt. Ueber ihre Entlassung ist sie vor Betrübniß fast wahnsinnig und demnach recht krank geworden. Nach ihrer Genesung hat sie dann noch neun Monate einem großen Hauswesen vortrefflich vorgestanden, bis sie, von den Pocken befallen, auf ihr wiederholtes Begehren hierher gebracht worden, um wenigstens im Hause derer zu sterben, unter denen zu leben ihr nicht vergönnt werden durfte. Sie ist nicht die Erste und wird auch wohl nicht die Letzte sein, die nach der Ausweisung aus unserer Genossenschaft in unsere Mitte zurückkommt, um hier ihren Geist auszuhauchen." —

Gregoria verstand die Absicht, in welcher ihr dieses gesagt wurde, ergriff und küßte schier unwillkürlich die Hand der Mutter und blickte ihr mit unverkennbar flehender Ergebung in's Auge. Diese aber bewahrte ihre erzwungene Kälte, zog ihre Hand zurück und sprach: „Bis Samstag gegen zwei Uhr dürfen Sie wiederkommen. Inzwischen beten Sie für diese Kranke, die Sie dann nicht mehr unter den Lebenden finden werden." —

Gregoria hätte gar gerne die Kranke bis zu ihrem Hinscheiden gepflegt, zumal das eben Vernommene ein besonderes Mitleid für sie in ihrem Gemüthe angeregt hatte; allein die würdige Mutter hatte ja ihren Willen ausgesprochen, dem von allen Untergebenen jede Neigung geopfert werden mußte. Nur das Eine begriff sie nicht, warum ihr die Rückkehr bis Samstag untersagt und ihr die bereits gewohnte Hülfleistung bei der täglichen Speisenvertheilung nicht mehr gestattet sei. Indeß ohne eine Silbe von Einrede empfahl sie sich der würdigen Mutter und kehrte heim. Ihr Vater war bereits mit ihrer Zustimmung durch ihren Gewissens-

rath, der auch sein Beichtvater war, von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden. Er ließ sie darum ruhig ihre Wege gehen und gewöhnte sich desto mehr, sich fast ausschließlich von seiner jüngern Tochter pflegen zu lassen. Rosa aber ahnete so wenig als Rudolph, was Gregoria erstrebte, zumal sie zu Hause ihre gewohnte Heiterkeit ungemindert bekundete. Wenn die Geschwister sie mitunter ungern vermißten, wurden sie vom Vater mit der Bemerkung beruhigt, daß man Gott doch nur ein geringes Opfer bringe, wenn man ihrer freundlichen Gegenwart zum Wohle der Armen und Kranken obschon schwer, doch willig entbehre. — Samstags gegen zwei Uhr meldete eine Armen-Schwester sie bei der würdigen Mutter an. Diese beschied sie zu sich und ließ sich von ihr zum Operationszimmer begleiten. Hier waren mehrere fremde Aerzte um eine Kranke versammelt, die am Brustkrebse heftige Schmerzen litt. Die Vornahme der Ausschneidung war beschlossen. Die Kranke wurde in einen Zustand von Betäubung versetzt. Gregoria mußte der Mutter behülflich sein, den Verband abzunehmen. Das Geschwür war mit schwammigen Auswüchsen besetzt, hatte harte, umgebogene Ränder, und unter vielem Blute floß eine dünne, sehr scharfe und stinkende Jauche heraus. Nachdem die Reinigung, so viel nöthig, geschehen, wurde die Operation von zweien der Aerzte glücklich vollzogen. Während diese unter Gregoria's Hülfleistungen die Wunde gehörig verbanden und nebst der erforderlichen Arznei die unerläßlich strenge Diät vorschrieben, kehrte der Kranken das volle Bewußtsein zurück, und dieselbe erkundigte sich dann über das Geschehene mehr, als man ihr mitzutheilen für gut fand. Die Mutter hatte sich auf kurze Zeit entfernt, und die Aerzte vernahmen

mit Bewunderung, wie die ihnen unbekannte Gregoria die Kranke eben so geschickt als freundlich zu beschwichtigen wußte. Sie gingen indeß nicht eher weg, bis die würdige Mutter zurückgekehrt war, der sie scheidend die zweckmäßige Pflege der armen Leidenden um so angelegentlicher empfahlen, als sie sich dann der Hoffnung hingeben durften, daß dieselbe gerettet ihrer zahlreichen Familie wiedergeschenkt werden könnte. Die Mutter entließ nun auch Gregoria mit der Weisung, die bei der Kranken gebrauchte Leinwand in der Waschküche zu reinigen, und dann am folgenden Tage Morgens gegen zehn Uhr zurückzukommen, um mit ihr die Pflege dieser Frau bis zu deren Genesung gemeinschaftlich zu besorgen. Aus diesem Auftrage schöpfte Gregoria mit unaussprechlicher Freude die Hoffnung auf ihre baldige Aufnahme als Aspirante der Genossenschaft. Nachdem sie gethan, was ihr befohlen worden, eilte sie heitern Gemüths zu ihrem Beichtvater, um ihm eine Gewissensfrage vorzutragen. Sie traf ihn, da er eben bereit war, zum Beichthören in die Kirche zu gehen. Er empfing sie freundlich mit dem Bemerken: „Nun, meine Tochter, es muß Ihnen wohl bei der Operation nicht übel ergangen sein.“ — Merkend, wie er um das Vorhergegangene wisse, erwiderte sie: „Ich hoffe, das Härtere ist überstanden. Um Sie aber nicht unnöthig aufzuhalten, erlauben Euer Hochwürden, daß ich nur gleich vorbringen dürfe, weswegen ich eigentlich jetzt noch zu Ihnen komme. Mit meinen Geschwistern bin ich auf heute Abend zu einem glänzenden Familienfeste eingeladen, bei welchem auch getanzt werden wird. Wollte ich nicht mitgehen, so würde, wie ich schon gemerkt, meine Schwester auch zurückbleiben, und es könnten so leicht Unannehmlichkeiten für die Meinigen ent-

stehen. Ob es sich nun aber auch jetzt noch für mich schicke, an solchem Feste Antheil zu nehmen?" — Statt einer Antwort wies ihr Gewissensrath sie hin auf das 34. Kapitel im dritten Theile der Philothea des heiligen Franz v. Sales. Sie ging also zu dem Feste und tanzte da ein paarmal mit ihrem Bruder. Drei von jenen Aerzten, die bei der Operation im Franciscanerkloster gewesen, waren auch zu dem Feste eingeladen. Sie trauten ihren Augen nicht und stritten mit einander darüber, ob die wackere Tänzerin wirklich die junge Dame, die sie bei der Operation so thätig gesehen, oder nur eine ihr höchst ähnliche Person sei. Gregoria, die ihren Streit merkte, fand sich um so weniger veranlaßt, denselben zu schlichten, als sie sich daran ergötzte. Endlich trat einer der Aerzte zu ihrem Bruder, um ihn zu fragen, wer seine Tänzerin sei. „Meine Schwester," war die Antwort. Der Arzt: „So werden Sie nicht manche Gesellschaft mehr mit ihr besuchen." Rudolph erschrack, in der Meinung, der Arzt habe an ihr etwas wahrgenommen, was auf eine baldige schwere Erkrankung schließen lasse, und frug: „Warum meinen Sie das?" — Der Arzt: „Sie wird bald in's Kloster gehen." — Rudolph laut auflachend: „Die in's Kloster gehen? Wären Sie kein Arzt, ich müßte Ihnen alle Physiognomik absprechen." — Der Arzt: „Die Erfahrung wird es bald zeigen, wer von uns der Getäuschte sei." Und in der That zeigte die Erfahrung es sehr bald, denn gerade am achten Tage nach diesem Feste trat die wackere Tänzerin als Postulante ein in die Genossenschaft der Armen-Schwestern vom heiligen Franciscus. Dieses war die Gregoria, die wir jetzt im Krankensaale des Gefangenhauses zu N. als Nonne werden wirken sehen.

XXVII.

Eines Tages in der Morgenfrühe hörte man vom Hofe bis zum Krankensaale herauf, während sonst noch lautlose Stille umher herrschte, ein schauderhaftes Fluchen und Toben. Da wurde Max von Wolfing, der die Stimme des Lärmenden halb und halb wiedererkennen mochte, auffallend unruhig. Dieses entging der Aufmerksamkeit der Schwester Gregoria, welche gerade die Wache hatte, nicht. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen erschien alsbald der Knecht. Er verstand ihren Wink und machte sich in der Nähe des aufgeregten Kranken etwas zu schaffen. Es dauerte nicht lange, da brach dieser sein gewohntes, finsteres Schweigen und frug mit einer schlecht verhehlten Beklemmung: „Wer ist's, der da so tobt?" — Ohne zu ahnen, wie er dem Kranken das Loos, das auch ihm im Falle der Genesung bevorstehe, ankündigte, erwiederte der Knecht ganz ruhig: „Es ist ein gewisser Giebel, der zur Zwangsarbeit auf die Festung W... abgeführt werden soll und sich nutzlos dagegen sträubt." Bei diesen Worten fuhr der Kranke heftig zusammen, griff mit beiden Händen auf die Magengegend hin, und es erfolgte ein starkes Erbrechen von schwärzlich geronnenem Blute. Gregoria eilte herbei, gab dem Knechte einen Wink, aus der an den Saal anstoßenden kleinen Apotheke Wein, Wasser, Weinsteinrahm und Essig zu holen, und bemühete sich inzwischen, dem Kranken eine möglichst angemessene Lage zu geben. Dann begann sie dessen Gesicht, Arme und Hände mit Wein zu waschen und ließ ihn kaltes, mit Weinsteinrahm aufgerührtes Wasser trinken, während der Knecht ihm die von ihr bereiteten kalten Umschläge von Wasser und Essig

auf die Magengegend legte. Demnach beeilte sich dieser auf ihre Weisung, den Arzt herbeizurufen, der auch in wenigen Minuten erschien und das sonst noch Zweckdienliche anordnete. Nachdem endlich der Anfall vorübergegangen war, fiel der Kranke in eine völlige Ohnmacht. Bewußtsein, Empfindung, Pulsschlag und Athemholen waren geschwunden, das Gesicht war blaß und bleifarbig, und Todeskälte verbreitete sich über alle Glieder. Dieser scheintodte Zustand dauerte über zwei Stunden. Während Schwester Blanca mit Hülfe des Knechtes die übrigen Kranken besorgte und nur von Zeit zu Zeit nachsehen kam, ob ihr Beistand nicht nöthig sei, wich Gregoria nicht vom Bette des Ohnmächtigen und war unermüdbar thätig, ihn, wo möglich, in's Leben zurückzurufen. Sie hatte ihn gleich anfangs wagerecht gebettet, brachte ihm von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Essig mit Wasser gemischt in den Mund, was aber allemal wieder herauslief, und fuhr unabläßig fort, ihm Gesicht und Hände mit Wein zu waschen. Aber alle Bemühung blieb ohne Erfolg. Der Arzt war in der Nähe des Gefangenhauses zu einem Dachdecker gerufen, der von einem hohen Hause hinab in die Straße gestürzt war, und konnte deshalb noch so bald nicht zurückkehren. Endlich brachte Blanca ein Fläschchen mit einem starken Essig, und kaum hatte sie dasselbe geöffnet dem Kranken in die Nähe der Nase gebracht, als Gregoria bemerkte, wie sein Puls sich wieder zu regen begann. Bald kehrte dann auch seine Besinnung unter tiefem Aufathmen zurück. Blanca zog das Fläschchen weg, Gregoria aber fuhr fort, sein Gesicht und seine Hände mit Wein zu waschen. Da schlug er endlich die Augen auf und blickte die Schwestern, wie er nie gethan, mit wehmüthiger Zu-

traulichkeit an. Er gewahrte ihre Freude über die Rückkehr seines Bewußtseins in ihren freundlichheitern Zügen. Dies schien ihm wohl zu thun. Nach einer Pause sagte er dann leise: „Was kann Sie bewegen, sich so abzumühen für einen Menschen, der Ihnen nichts als Haß und Verachtung bewiesen hat?" — Gregoria, die ihm zunächst stand, neigte sich zu ihm und erwiederte mit sanfter Stimme: „Unsere heilige Religion ist ja die Religion der Liebe." — Max von Wolfing entgegnete: „Eure Liebe kann ich nicht mehr bezweifeln, so sehr ich solche sonst verkannt und verhöhnt habe; ich muß, ich will daran glauben. Aber von Religion sprecht mir nicht." — Darauf Gregoria: „Unsere Liebe wäre Lüge, wenn unsere Religion nicht Wahrheit wäre. Denn sie allein lehrt uns Gott und jedes geschaffene Wesen nach seiner wahren Würde kennen und schätzen, und ohne sie kennten wir den wirklichen Werth des Menschen nicht, und könnten ihn also auch nicht wahrhaft lieben." — Max von Wolfing: „Ich sehe und finde mich gezwungen, es zu glauben, daß Ihre Liebe eine andere und edlere ist, als ich bis jetzt für möglich gehalten, obschon es mir in meiner Jugend nicht ganz an Gelegenheit gefehlt, auch solche Liebe kennen zu lernen, wenn nicht Leichtsinn und Befangenheit mir's unmöglich gemacht hätten." Er dachte hierbei an seine selige Mutter, in deren höherer Liebe er nach seiner sinnlichen Denkungsart nichts als ein blindes Muttergefühl hatte wahrnehmen wollen. Gregoria bemerkte: „Unsere Ueberzeugung ist wenigstens eben so sehr von unserer Gemüthsfassung abhängig, als von unserm Denkvermögen. Das Herz ist ein arger Sophist und unerschöpflich in seinen Einwendungen, wo es ein Interesse hat, der Wahrheit zu widerstreben.

Mein seliger Vater, welcher die Naturwissenschaften fast leidenschaftlich liebte und übte, pflegte zu sagen, dem befangenen Herzen gegenüber ließen sich selbst die Grundsätze der Mathematik nicht überzeugend erhärten. Wenn unser Gemüth die Wahrheit ahnet und sich darnach sehnt, so fangen wir unsere Untersuchung an nicht damit, daß wir auf Einwürfe gegen sie, sondern damit, daß wir auf die Beweisgründe für sie uns besinnen. Gewahrt und fühlt dann die Vernunft das Gewicht dieser Gründe, so verstummt die wirre Zweifelsucht des grübelnden Verstandes, und die mit Sicherheit gewonnene Ueberzeugung verbreitet dann ihr Licht immer weiter und weiter, so daß allgemach ein ganzer Kreis verwandter Wahrheiten sich entschleiert und unserm Geiste einleuchtend wird. Wie bis vor Kurzem Ihre Gemüthsverfassung Sie gehindert hatte, die christliche Nächstenliebe auch da, wo Tausende sie nicht verkennen, wahrzunehmen und daran zu glauben, so konnten Sie bis jetzt noch weniger die Heilswahrheiten erfassen, aus denen allein diese Liebe entspringen kann, und die in ihrer allseitigen Entwickelung unsere ganze Religionslehre bilden. Nunmehr aber dürfen Sie nur aufrichtig und entschieden wollen, und Gott, der Urquell aller wahren, beseligenden Liebe wird sich Ihnen auf überzeugende Weise kundgeben in der Erschaffung, Gestaltung und Regierung der Welt, wie in der Erlösung des Menschengeschlechtes durch Christum und in der Vermittelung aller Wahrheit und Gnade durch seine eine, heilige, apostolische und katholische Kirche. Ja, bemühen Sie sich nur erst, unsere heilige Religion mit ihren überreichen Beweisgründen näher kennen zu lernen, und Gott wird Ihnen die Gnade nicht versagen, dieselbe eben so gläubig anzuerkennen, wie Sie

bereits die aus ihr entspringende Liebe erkannt haben und glauben.“ —

Max von Wolfing hatte schweigsam zugehört, hielt die Augen niedergeschlagen und war in Nachdenken versunken. Die Schwestern ahneten, was in seinem Innern vorging, und zogen sich zurück, um für ihn zu beten und die übrigen Kranken zu besorgen. Gregoria aber trug dem Knechte auf, den armen Schwindsüchtigen ja nicht aus den Augen zu verlieren und ihm recht oft und abwechselnd die Getränke von reinem Wasser, von Molken und von Gersten- oder Haferschleim anzubieten.

Im Krankensaale herrschte diesen Morgen eine ungewöhnliche Stille. Bald war Blanca's Thätigkeit allein genügend, sämmtlichen Kranken die erforderlichen Liebesdienste zu leisten. Sie betete dazwischen öfter am untern Saalende vor einem Marienbilde einige kurze, kräftige Gebete so laut, daß die Nächstliegenden sie vernehmen und mitbeten konnten, was diese denn auch, und zwar andächtiger als sonst, thaten. Gregoria hatte sich entfernt. Gegen eilf Uhr kam dieselbe von der Kapelle, wo sie vor dem im Tabernakel gegenwärtigen Heilande mit außerordentlicher Inbrunst für ihre lieben Kranken, insbesondere aber für die Bekehrung des armen, ungläubigen Schwindsüchtigen eine Betstunde gehalten hatte. Es war die Zeit, wo dieser gemäß ärztlicher Verordnung das zweite Mal einen Löffel von einem mit Weinsteinrahm gemischten Tamarindenaufgusse nehmen sollte, um das in den Eingeweiden etwa noch zurückgebliebene geronnene Blut wegzuschaffen und neue Blutung zu verhüten. Sie wollte selber ihm dieses kühlende Heilmittel reichen, und war dazu gekommen. Sie fand den Kranken bedeutend wohler,

als sie ihn verlassen hatte. Ihre Erscheinung schien ihn zu freuen, und er nahm die Arznei von ihr mit sichtbarer Freundlichkeit.

Von jetzt ab behielt sie, als Vorgesetzte, sich seine Pflege vor, und verwandte darauf eine ganz besondere Sorgfalt in der Hoffnung, daß sein Leben sich wenigstens noch so lange fristen werde, bis eine völlige Sinnesänderung in ihm zu Stande gekommen. Der Eifer ihres Gebetes für ihn war nicht weniger groß und täglich neu. Ihre Bemühungen schienen auch nicht fruchtlos zu bleiben. Seiner großen Reizbarkeit ungeachtet war er doch mit Allem zufrieden, was sie that. Wenn sie ihm die Wunde am Hinterkopfe ausreinigte und verband, ging nie mehr ein Klagelaut über seine Lippen, so groß die Schmerzen auch sein mochten. Wenn er etwas begehrte, was der Arzt nicht zuträglich erachtete, so genügte ihre Bemerkung, daß sie ihm das nicht geben dürfe, um ihn zur völligsten Verzichtleistung zu bewegen. Was immer aber auch der Arzt zulässig oder gar heilsam erklärte, wie Heidel- und Maulbeeren, frischgeschälte Gurken, süßsäuerliche Schneckenbrühe und Molken, täglich Morgens Heringsmilch u. s. w. das Alles wußte sie, wenn's auch noch so kostspielig war, für ihn beizuschaffen.

XXVIII.

Nach wenigen Tagen schien der Kranke wie neu aufzuleben, und der Arzt erklärte, daß eine bedeutende Besserung mit ihm vorgegangen sei, der allerdings nicht ganz getraut werden dürfe, die aber vor der Hand jede nahe Todesgefahr verscheucht zu haben scheine. Der Kranke selber zeigte, gegen die Gewohn-

heit der Lungensüchtigen, wenig Hoffnung auf Genesung und konnte der Schwester Gregoria seine Besorgniß nicht verhehlen. Er hatte bereits öfter versucht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; allein sie war immer ausgewichen aus Besorgniß, er möchte dabei in schädlicher Weise sich anstrengen. Jetzt aber schien ihr diese Vorsicht nicht mehr so nothwendig, und nachdem sie desfalls die Zustimmung des Arztes erhalten, suchte sie nun selber eine religiöse Unterhaltung einzuleiten, mit dem Vorsatze jedoch, ihm alles unnöthige Sprechen möglichst zu ersparen. Es schien ihm wehe zu thun, daß er in Bezug auf das, was ihr das Höchste und Wichtigste war, mit ihr nicht übereinzustimmen vermochte. Darum sprach er, tief aufseufzend, zu ihr: „Ach, Schwester, ich kann nicht glauben! Denn gäbe es einen Gott, und hätte der Mensch eine unsterbliche Seele im Sinne Ihrer Religion, so müßte ich nothwendig . . . verzweifeln.“ — Gregoria erwiderte: „Wäre das Leben auch eine ununterbrochene Kette von Greuelthaten gewesen, so kann und darf der Gläubige ja nimmermehr kleinmüthig werden, geschweige verzweifeln, wenn er nur den Willen hat, sich zu bekehren. Beruht doch unsere ganze Religion wesentlich auch in dem zuversichtlichen Glauben an die gränzenlose Güte Gottes und an die unendlichen Verdienste Jesu Christi. Die Furcht vor Gottes Strafgericht ist also insofern falsch, als dieselbe Sie verwirrt und Ihnen den Muth zum Glauben und zur Bekehrung raubet. Und vermag denn wohl Ihr Nichtglauben das Mindeste an irgend einer einmal in der That bestehenden Wahrheit und Wirklichkeit zu ändern? Wenn Gott wirklich ist, würde er darum vielleicht aufhören zu existiren, wenn auch die ganze Welt ihn läugnete?

Oder wird darum die wirklich unsterbliche Seele mit dem Leibe zerfallen, weil Einige aus schuldbewußter Furcht vor der persönlichen Fortdauer dieses wünschen? Wird darum die Seligkeit der himmlischen Heerschaaren vernichtet, weil Manche Ursache haben, sich derselben unwürdig zu erachten, und sich nicht zu einem Leben entschließen mögen, das ihnen Hoffnung auf den Himmel geben könnte? Oder wird die ewige Höllenqual dadurch vertilgt, weil es Menschen giebt, die im Bewußtsein ihrer Schuld vor dem Gedanken daran erzittern, und sie blos leugnen, um in ihrem Sündenleben durch den Glauben an die endlose Strafe nicht beunruhigt und gestört zu werden?" — Nach einer Pause sagte der Kranke: „Ihrer Religion zufolge wäre mein ganzes Leben nichts anderes, als ein einziges, vielgestaltiges, höllenwürdiges Laster, ich wäre ein — Teufel!" — Gregoria: „Und eben dieser Religion zufolge steht es heute noch bei Ihnen, durch Gottes Gnade ein Engel zu werden." —

M. v. Wolfing: „Sie kennen mich nicht, sonst müßten Sie mich hassen und fliehen." —

Gregoria: „Sie kennen die christliche Liebe noch zu wenig, sonst würden Sie das nicht besorgen. Doch, eine unerfahrene Novize könnte vielleicht noch vor Ihnen sich entsetzen und scheu zurückweichen, jedoch dieses auch nur, um zum Gebete für Ihre Bekehrung ihre Zuflucht zu nehmen; und man würde ihr Unrecht thun, etwas anderes in ihrem Benehmen zu sehen, als ihren lebhaften Abscheu vor Unglauben und Laster und zugleich ihre aufrichtige Liebe für den Unglücklichen, dessen ewiges Heil ihr so gefährdet erschien. Wer aber hier eine Reihe von Jahren die Kranken gepflegt, dürfte mit Gottes Gnade, ohne Aergerniß zu nehmen,

auch wohl das Aergste erfahren, und sich durch nichts mehr entsetzen und von der Erfüllung seines Berufes zurückschrecken lassen.“ —

M. v. Wolfing: „Sie sind so beneidenswerth glücklich in Ihrem Glauben und Wirken; Sie darin durch Einwürfe zu stören, das wäre grausam, — nein, das mag ich nicht!“ —

Gregoria: „Sie würden sich richtiger ausdrücken, wenn Sie sagen: Nein, das vermag ich nicht. Denn der muß den unendlichen Werth des katholischen Glaubens und Lebens noch überaus wenig erfahren und erprobt haben, der darin durch Einwürfe wankend gemacht werden kann, etwa weil es ihm an Kenntnissen oder an Scharfsinn fehlt, das Trügliche solcher Einreden gleich aufzudecken. Allerdings giebt es Unzählige, welche wirklich kein anderes Kriterium der Wahrheit kennen und anwenden, als ihre eigene Kurzsichtigkeit und ihre lüsterne Sinnlichkeit, und bei denen daher manchmal der thörichteste Unglaube mit dem unsinnigsten Aberglauben sich zusammen paaren und in ihrer Mischung unzählige Abgeschmacktheiten hervorbringen. Da darf denn nichts existiren, was und weil's für ihren Verstand unerfaßlich oder für ihre Empfindung beleidigend ist; hingegen muß Alles gleich wahr und wirklich sein, was und weil's ihnen einleuchtend oder angenehm scheint. Was irgend ihren Neigungen oder ihrem Dünkel zuwider ist, können sie nicht gelten lassen, wenn's auch durch die zuverlässigsten Zeugen betheuert wird; aber sobald etwas ihren Gelüsten zusagt, ihren Vorurtheilen entspricht, glauben sie es den fadesten, gewissenlosesten Schwätzern auf's Wort, ohne auch nur daran zu denken, deren Sachkenntniß und Wahrhaftig-

keit zu prüfen. Diese Erscheinung findet sich häufiger, als man gewöhnlich denkt, und zwar nicht nur bei dem rohen Volke, sondern auch und verhältnißmäßig noch am meisten bei den sogenannten Gebildeten, ja selbst bei manchen eigentlichen Gelehrten. Es giebt hier kein Heilmittel, als eine völlige, gründliche Gesinnungsänderung. Die manchmal herbe Erfahrung mag da tausendmal noch so bitter enttäuschen, man vermag ungebesserten Herzens nicht, die Thorheit solcher Denkweise einzusehen und anzuerkennen. Mein seliger Vater ließ es sich ganz besonders angelegen sein, mich gegen diesen eigenthümlichen Un- und Aberglauben zu warnen, zumal er recht wohl wußte, wie naheliegend es namentlich dem weiblichen Geschlechte ist, in Allem mehr nach der Anschaulichkeit und der Empfindung, als nach Einsicht und Gründen zu urtheilen. Seiner Liebe verdanke ich überhaupt manchen Unterricht, den man sonst für Mädchen unzugänglich, überflüssig oder gar bedenklich erachtet. Als Wittwer widmete er seinen Kindern alle Mußestunden und gewöhnte mich frühzeitig, fast nur unter seinen sorgsam gewählten Freunden zu leben, deren Unterredungen mit ihm stets ernste Dinge betrafen. Für das so Erlernte würde ich ihn in seinem Grabe nur noch um so dankbarer segnen, wenn es sich dienlich erwiese, auch Ihnen nützlich zu werden." —

Max von Wolfing: „Nun, so will ich Ihnen denn offen gestehen, daß ich es zum Leben nie nöthig gefunden, an einen Gott zu glauben." —

Gregoria: „Zum Leben nicht nöthig? Mit diesem Glauben schwinden aber alle Zügel der Leidenschaften, die blind alles Glück untergraben; ja ohne diesen Glauben würden die Menschen bald grausamer als die wildesten Thiere einander zerfleischen." —

M. v. Wolfing: „Vergessen Sie nicht, die Macht des Jedem inwohnenden Erhaltungstriebes und der natürlichen Klugheit in Anschlag zu bringen." —

Gregoria: „Dürfen Sie sagen, daß diese Macht ausreicht, den Menschen gegen die blinde Gewalt seiner Leidenschaften sicher zu stellen? Fragen Sie Ihre Selbsterfahrung. Wohl wird das Thier in seinem engen Lebenskreise durch den ihm eigenthümlichen Instinkt sicher geleitet, zumal so lange es nicht durch den Menschen gezähmt und verkünstelt wird; allein der menschliche Verstand hat sich allzeit im Dienste der unordentlichen Gelüste ohnmächtig erwiesen, wo der Glaube an Gott und sein heiliges Gesetz nicht zu Hülfe gekommen." —

M. v. Wolfing: „Der bloße Gedanke der Abhängigkeit von einem vielleicht doch nur erträumten Herrn der Welt hat stets mein ganzes Wesen empört." —

Gregoria: „Soll ich freimüthig mit Ihnen reden, so muß ich sagen: Sie waren also ungläubig aus Stolz, wohl auch aus Genußsucht, nicht aber aus Gründen. Und wie, existirt nun Gott, dessen Dasein sich so sicher wie nur irgend sonst etwas darthuen läßt, etwa deswegen nicht, weil Sie Ihn nicht dulden, Ihn nicht sehen und nicht anerkennen wollen? Oder sind Sie darum in der Wirklichkeit von diesem Herrn der Welt weniger abhängig, weil der Gedanke an diese Abhängigkeit Ihr ganzes Wesen empört? Und welch ein Stolz ist der, der diese Empörung bewirkt! Befriedigt es denn Ihr Selbstgefühl vielleicht mehr, wenn Sie die Gottähnlichkeit und Gottkindschaft des Menschen leugnen, um ihn blos zum schlauesten und unglücklichsten Thiere herabzuwürdigen?*) Oder kann es ihn wohl mehr beglük-

*) Demnach hätte der so tief gestellte Mensch an den Bären,

ken, der pfiffige Sclave seiner nie völlig befriedigbaren Leidenschaften zu sein, als wenn er in dankbarer Gegenliebe sich von Gott, dem unendlichen Urquell der Liebe, abhängig erkennt und mit freudiger Gewissenhaftigkeit die Gesetze befolgt, die sein Schöpfer nicht aus stolzer Launenhaftigkeit, sondern aus grenzenloser Weisheit und Wohlwollen, weil zu unserer Beglückung nothwendig, angeordnet hat? Sie werden es nach Ihrer eigenen Erfahrung schwerlich in Abrede stellen können, daß diejenigen, welche der göttlichen Weltordnung entgegen dem Vergnügen nachjagen, unzählige Qualen ernten, und durch die so angestrebte Sättigung ihrer blinden Genußgier nur an ihrem Verderben arbeiten und sich einen jammervollen Untergang bereiten. Könnte dieser Krankensaal hierüber Zeugniß ablegen, man würde eine Unzahl von schauderhaften, unbestreitbaren Thatsachen vernehmen. Doch um diesen Punkt nicht weiter zu erörtern, will ich nur daran erinnern, wie Sie selber eben noch Bedenken getragen, mich in meinem Glücke durch Einwürfe gegen meinen Glauben zu stören. Sie erkennen also, daß dieses Glück, welches Sie im Unglauben entbehren und beneidenswerth finden, im christlichen Glauben seine Quelle hat; und Niemand bezweifelt, daß die Erde sich für uns zu einem Paradiese gestalten würde, wenn durchaus alle Menschen in und aus eben diesem Glauben die christliche Sittenlehre nach allen Beziehungen hin treu befolgten. Sie haben mir gesagt, daß Ihr bisheriges Leben nichts weniger als ein christliches gewesen. Waren Sie denn je auch

---

Affen, Eseln, Säuen u. s. w. seine fast ebenbürtigen Vettern und Basen. Sehr herzerhebend!

Anm. d. Herausgebers.

nur einige Tage lang ununterbrochen so zufrieden und glücklich, wie es der wahre, ächte Christ fast ungestört zu sein gewohnt ist? Und dürfen Sie sagen, daß Sie ohne alle Angst so ruhig wie ein solcher dem Tode entgegenzusehen vermögen? In den Tagen der Jugend, wo man, von Gesundheit strotzend, dem Taumel des Lebens sich überlassen, da mag die Pein der Zweifelsucht und die Qual des Unglaubens nur in wenigen besonnenen Zwischenräumen und auch dann nur flüchtig sich fühlbar machen; aber wenn ernste Krankheit daran mahnet, daß man an einem Haare über dem unendlichen Abgrunde der Ewigkeit schwebt, da schwindet in der Regel die Betäubung der Vernunft, die unter zahllosen Zerstreuungen im Rausche von Gelüsten und Genüssen eingeschläfert war, und es geschieht dann nicht selten, daß das Gewissen des Ungläubigen wie eine mit Gewalt niedergehaltene Furie allen Halt zerreißt und sein unglückliches Opfer zur Verzweiflung treibt. Was immer man sagen möge, dieser Krankensaal muß jeden Beobachter überzeugen, daß der Mensch ohne Religion das unglücklichste unter allen Geschöpfen der Erde ist. Sonach liegt es im wohlverstandenen Interesse eines Jeden, was immer er sein möge, sich mit Gottes Beistand den Glauben an Gott, an Christus, koste es auch die größte Anstrengung, zu erwerben.“ —

M. v. Wolfing: „Etwa um sich zu täuschen?“ —

Gregoria: „Nun ja, selbst wenn dieser Glaube irrig sein könnte — was freilich kein Gläubiger zugeben wird — so wäre diese Täuschung für das Menschengeschlecht überhaupt und für Jeden insbesondere mehr werth, als alle Wissenschaften und Künste der Welt, deren übrigens, beiläufig bemerkt, auch

nicht eine zuverlässiger, ja keine so verbürgt ist, wie gerade dieser Glaube. Das steht doch fest, wo derselbe mit zweifelloser Entschiedenheit festgehalten und mit Gewissenhaftigkeit befolgt wird, da bringt er die segenreichste Ordnung in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, da ist er das herrlichste Licht des Geistes, die wohlthätigste Kraft des Willens, die reichste Quelle der edelsten Freuden, da verbreitet er die möglichst größte Klarheit über die Geheimnisse der Natur und die dunkelsten Fragen der Menschengeschichte, da erzeugt er die bewunderungswürdigste Gelehrsamkeit, die erhabensten Kunstprodukte aller Art, und, was unendlich mehr ist, da bildet er das Leben zu einem in allen seinen Theilen harmonischen, an edeln Handlungen unerschöpflichen Meisterwerke, da verleihet er Muth in jedem Mißgeschicke, Trost in allen Leiden, Zufriedenheit in jeder Lage und endlich im Sterben frohe Aussicht über das Grab hinaus." —

M. v. Wolfing: „Sie vergessen aber, daß dieser Glaube uns auch gar manche Lebensgenüsse verbietet oder verbittert, und daß er oft das Dasein trübselig macht." —

Gregoria: „Die Genüsse, die er untersagt, sind doch nur solche, welche die beglückende Weltordnung gefährden oder gar verletzen, somit unser wahres Wohl untergraben und also für uns verderblich sind. Wie er demjenigen, der ihn gehörig kennt und redlich befolgt, irgendwie das Dasein trüben könne, begreife ich nicht. Trübsinnige Scrupulosität ist eine Geistes- oder Gemüthskrankheit, die ihre wahre Quelle nie im Glauben selbsten hat, sondern nur aus dem Mißverständnisse seiner Lehren oder aus noch andern ihm ganz fremden Ursachen entspringt. Nach der Erfahrung aller glaubens-

klaren, wirklich gutgesinnten Christen eröffnet uns im Gegentheil unsere heilige Religion einen überaus reichen und unversiegbaren Born der reinsten, edelsten, wohlthuendsten Freuden, die allerdings gekostet werden müssen, bevor man es vermag, sie gehörig werthzuschätzen." —

M. v. Wolfing: „Die gescheidesten Männer, die Lehrer meiner Jugend, sah und hörte ich diese Freuden der Frommgläubigen immer nur verlachen und verhöhnen." —

Gregoria: „Dann haben diese Bedauerungswürdigen Ihre Jugend durch einen eben so gemeinen als verwerflichen Kunstgriff mit einem falschen Vorurtheile vergiftet, an dessen Nachwehen Sie noch heute zu leiden scheinen." —

M. v. Wolfing: „Das ist eine harte Beschuldigung gegen so ausgezeichnete Männer." —

Gregoria: „Das Uebel, welches dieselben, und wohl nicht bei Ihnen allein, angerichtet, verdiente wahrlich noch härter gerügt zu werden. Je ausgezeichneter diese Männer erschienen, je mehr Ansehen sie genossen, um desto strenger hätten sie sich hüten sollen, vor ihren Schülern über Dinge zu spotten, wovon sie selber nichts verstanden. Die reinen, reichen Freuden der ächten Religiosität kann man nicht kennen, ohne sie verkostet zu haben, und kann man vor jungen Leuten nicht verhöhnen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in ihnen ein höchst verderbliches Vorurtheil, eine schädliche Abneigung gegen die Religion selbst zu erzeugen. Wer aber in Bezug auf diese wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten so leichtsinnig zu verfahren und sich dabei eines eben so wohlfeilen als ungeziemenden Mittels zu bedienen vermag, der verdient,

durchaus alles Vertrauen zu verlieren, und man thut Unrecht, auch nur das Mindeste auf sein Wort hin anzunehmen, ohne bei der deutlichsten Klarheit die bündigste Beweisführung mit aller Strenge zu fordern.“ —

M. v. Wolfing: „Gerade auf Klarheit und Gründlichkeit legten jene Männer so sehr alles Gewicht, daß sie es eben deshalb verschmäheten, über den weiten Kreis der Sinnenwahrnehmungen hinaus und in das Nebelreich des Uebersinnlichen hinein zu philosophiren; daher es ihnen denn auch so wohl gelang, all' ihre Schüler allemal wirklich zu überzeugen.“ —

Gregoria: „Mit Phrasen über Klarheit und Gründlichkeit prahlen, heißt noch lange nicht klar und gründlich unterweisen. Das Gespötte über die Freuden der Gläubigfrommen verräth weder ein klares, noch auch ein gründliches Denken; überdies giebt auch das gerade Gegentheil hievon sich kund in der Scheu vor allem Uebersinnlichen und in der Selbstbeschränkung auf die bloße, eigentlich grundlose Reflexion über die Sinnenwelt, worin kaum anderes zu finden sein möchte, als ein offenes Armuthsattest, das jene Lehrer selber ihrem Geiste und zugleich ihrem Herzen ausgestellt.“ —

M. v. Wolfing: „Aber wozu denn die metaphysische Grübelei, da die genaue und umfassende Naturkunde zum wahren Lebensgenusse die allein ausreichende Grundlage bildet?“ —

Gregoria: „Nun, das heißt denn doch die Vernunft zu ihrem Selbstmorde mißbrauchen, wenn man so willkürlich von vorn herein alle höhern Fähigkeiten und Bedürfnisse des Menschen wegläugnet, den sinnlichen Genuß zum einzigen und allein wahren Lebenszwecke stempelt, und dann alles Sinnen und Trachten ausschließlich auf dessen Erstrebung beschränkt. Da

wäre denn — es sei nochmal gesagt — das Thier mit seinem sichern Instinkte überaus bevorzugt vor dem geistbegabten Herrn der Erde, der am Ende nur erfinderisch wäre, um mit seinen zahllos erkünstelten Bedürfnissen und Gelüsten auch unvermeidlich die Unzahl seiner Glücksstörungen und Leiden möglichst zu vervielfältigen.“ —

M. v. Wolfing: „Ueber die Sinnenwahrnehmungen hinaus giebt es nur Räthsel und Geheimnisse, wo die Regeln des Verstandes keine Anwendung mehr finden. Das ist die Region der überschwenglichen Phantasten, und wer sich nicht unnütz abmüden und den Verstand nicht verlieren will, der wird, der muß darauf verzichten, diesen in ihren gewagten Hochflügen zu folgen.“ —

Gregoria: „Wenn das klar und gründlich gesprochen sein soll, so haben Sie damit behauptet, die ganze Erde sei niemals etwas anderes gewesen, als ein großes, großes Narren-Institut, in welchem, als die einzig Gescheiten, Ihre Lehrer und deren Gesinnungsgenossen die Verstandesdirektoren, die Aerzte und die Krankenwärter seien. Denn es hat nie ein Volk auf der weiten Erde gegeben, das all' sein Sinnen und Trachten ganz ausschließlich auf die zum Genusse dienende Reflexion über die Sinnenwelt beschränkt und sich durchaus aller metaphysischen Aufschwünge enthalten hätte. Findet sich doch überall, wo nur eine Spur von Civilisation wahrnehmbar ist, auch der übersinnliche Glaube an Gott, Geister, Unsterblichkeit u. s. w., wenn auch in mehr oder minder verunstalteter Auffassung. Und nun noch gar in der Reihenfolge der Jahrhunderte die Tausende von berühmten Forschern aller Nationen, die ihr ganzes Leben vorzugsweise den über-

sinnlichen Wahrheiten gewidmet haben, und darunter so viele Riesengeister, neben welchen Ihre Lehrer und deren Gesinnungsgenossen kaum genannt werden mögen, um völlig verdunkelt zu werden, — ja, auch diese großen Geister sind mit allen Völkern aller Zeiten durch jene Behauptung zu Wahnsinnigen gestempelt, weil sie in's Uebersinnliche sich verstiegen und da denn nothwendig den Verstand verloren hätten. Wahrlich, um solchen Machtspruch aus dem eigenen Innern zu erzeugen, muß man entweder überaus gedankenlos oder mit einem über- oder auch unmenschlichen Selbstvertrauen behaftet sein. Um aber ein solches Selbstvertrauen ein wenig herabzustimmen, so stellen Sie sich einmal möglichst lebhaft vor, Ihre Lehrer, Ihre Mitschüler und Sie selber befänden sich mitten in einer Versammlung aller großen Gelehrten der Welt und würden von diesen insgesammt und durchaus einstimmig als Blödsinnige und Geisteskranke behandelt. Würden Sie alle nicht an sich selbsten irre werden? Oder glauben Sie, daß da keiner von Ihnen an der Klarheit und Ungetrübtheit seines Verstandes auch nur zweifelhaft werden würde? Unsere Ueberzeugung hängt im Allgemeinen weit mehr von Autorität ab, als unser Dünkel uns anzuerkennen gestattet. Wer vermag ohne Glauben irgend etwas zu erlernen? Durch Glauben erlangen wir alle Geistesbildung, im Glauben wachsen wir auf, ohne Glauben können wir gar nicht leben. Es kommt nur darauf an, daß wir die rechte Fertigkeit gewinnen, bei der unverwüstlichen Glaubens-Gewohnheit die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu prüfen und uns eben so streng von ihrer Sachkenntniß als von ihrer Wahrhaftigkeit zu vergewissern. Wie wenig ist das, was wir durch eigene

Einsicht erkennen, gegen alles das, was wir auf das Zeugniß Anderer hin als wahr anerkennen oder gelten lassen! Und was thun wir, um uns bezüglich dessen, was wir durch Selbsteinsicht gewonnen zu haben vermeinen, ja völlig zu vergewissern, daß wir dabei nichts übersehen und nicht geirrt haben? Wir theilen die erlangte Ueberzeugung andern Sachkennern mit, um durch ihre Zustimmung dieselbe bestätigen und vollends bekräftigen zu lassen, und finden also in deren Autorität wieder eine Befestigung unserer Erkenntniß. Möchten wir nur immer die Autoritäten redlich und sorgfältig prüfen! Aber je vernunftstolzer, desto abergläubiger pflegt man zu sein. So glaubt der Irreligiöse leichter den seichtesten Religions-Spöttern, als den gründlichsten und gewissenhaftesten Theologen, und hält sich dabei gern für recht aufgeklärt und gescheidt, zumal wenn er selber es so weit gebracht hat, mitspotten und durch einige wohlfeile Witze das Gelächter der Gedankenlosen erregen zu können.“ —

M. v. Wolfing: „Sie sind bitter geworden, was Sie gewiß nicht gewollt. Von Ihnen kann ich das ertragen, denn Sie sprechen aus Liebe zu Ihrer Ueberzeugung.“ —

Gregoria einfallend: „Und nicht weniger aus aufrichtigem Wohlwollen gegen Sie. Es ist das Gefühl, wie sehr Sie in verderblichen Vorurtheilen befangen sind, was vielleicht meinen Worten, doch nicht sowohl gegen Sie, als vielmehr gegen Ihre verkehrten Meinungen eine zu große Schärfe gegeben hat. Ich bitte Sie daher um Verzeihung, wenn ich aus Mangel an Geschicklichkeit durch irgend einen Ausdruck oder eine Redewendung Ihnen wehe gethan.“ —

M. v. Wolfing: „Ihre Liebe vermag durch alle Bit-

terkeit nicht, mich zu beleidigen. Seien Sie also unbesorgt. Aber Sie werden mir nun doch auch zugeben, daß es keinen Unsinn giebt, den nicht irgend einer von denjenigen Philosophen behauptet hätte, die sich mit dem übersinnlichen Denken so vorzugsweise befaßt haben.“ —

Gregoria: „Die Welt ist so wenig, als deren Schöpfer selber, nach irgend einem menschlichen Systeme gestaltet, und wir können in unserer natürlichen Kurzsichtigkeit es kaum vermeiden, Fehlgriffe in unsern Spekulationen zu thun, wenn wir dabei nicht durch das Licht der übernatürlichen Offenbarung von dem geleitet werden, der aller Dinge Urheber, Ordner und Regierer ist. Daher ist es begreiflich, warum namentlich die sogenannten streng systematischen Naturphilosophen durchgängig mit gewissen fixen Ideen behaftet sind, und während sie im Allgemeinen eine außerordentliche Tiefe, Umsicht und Schärfe des Geistes beweisen, doch innerhalb eines bestimmten Gedankenkreises jedem Unbefangenen als Irrende, um nicht zu sagen als Irre erscheinen.“ —

M. v. Wolfing: „Diese Verrücktheit der gepriesensten Metaphysiker ist es eben, worauf unsere Lehrer unabläſſig hinwiesen, um uns die Lust zum überschwenglichen Grübeln zu verleiden. Wenn wir nach des großen Kant's eigenem Geständnisse von dem wirklichen Sein der Dinge doch nie etwas wissen können, sondern uns mit dem Schein begnügen müssen: so kann es ja wahrlich der Mühe nicht werth sein, mit dem Phantasiren und Raisonniren über diesen Schein des Seins sowohl Kraft und Mühe als Zeit zur Erforschung und Benutzung der sinnlich wahrnehmbaren Natur zu vergeuden. Oder wenn nach Fichte das Ich allein das Absolute, das Prinzip seiner selbst und der

ganzen Außenwelt ist, so daß durchaus Alles, als bloßes Gedankending, von diesem Ich begriffen und mit Realität begabt wird: so kann es doch nichts Vernünftigeres geben, als das Bestreben, die Wechselbeziehungen der sichtbaren Dinge möglichst kennen zu lernen, um sie meinem schöpferischen Ich recht dienstbar zu machen. Der Fichtische Gott kann mich in meinem Genußleben nicht hemmen, denn er ist ja nichts, als die sogenannte moralische Weltordnung, die mein Ich selber sich schaffet, und die im Grunde nur ein willkürlich gedachtes höchst mangelhaftes Verhältniß und keinenfalls ein für sich bestehendes, seiner selbstbewußtes, irgend etwas vermögendes Wesen ist. Ferner, wenn nach Schelling Denken und Sein Eins, die Welt und das Ich dasselbe und die absolute Wirklichkeit ist, und wenn wir im Tode die Individualität einbüßen und ohne Selbstbewußtsein in den Schooß der Natur zurückkehren: was kann mich denn diese chimärische Unsterblichkeit noch kümmern, und wie soll der Gedanke an die ungewissen Qualitäten meines übrigbleibenden Etwas, von denen ich dann nichts mehr wissen und fühlen werde, mich abhalten können, das Leben diesseits nach Herzenslust zu genießen? Und hören wir nun gar Hegel, den angestaunten Großmeister in der Kunst, seine Gedanken in einen undurchdringlichen Wortdunst zu verhüllen, so läßt sich schwerlich auch ein anderes Resultat gewinnen, als daß es das Klügste sei, lustig zu leben und alle metaphysische Grübeleien denen zu überlassen, die thöricht genug sind, sich damit zu befassen. Ich fühle wenigstens keinen Trieb in mir, mich weiter um die Orakelsprüche eines Mannes zu kümmern, der da in einem Athem versichert, er habe die Grenzen alles Wissens ausgemessen und bestimmt, die Grundsätze

aller Philosophie ermittelt, festgestellt und in ein System gebracht, so daß da nach ihm nichts mehr zu entdecken, sondern nur seine Erfindung auf alle übrigen Wissenschaften anzuwenden bleibe; aber dann hinzufügt, es gebe nur Einen, der ihn verstanden, und dieser Eine habe ihn mißverstanden. In der That ist mir allemal schwindlich geworden, wenn ich's versucht habe, ihm nachzudenken, wie in dem Werden, Sein und Nichtsein noch Eins seien, und wie in dem durchaus gegenstandslosen, sogenannten reinem Denken alle Philosophie und in dem ganz und gar bestimmungslosen, sogenannten reinem Sein alle Wirklichkeit beruhen soll. Wie ich auch gegrübelt, ich konnte in dem ausgeleerten Sein des Anfangs nie mehr als das pure Nichts finden, und war so schon bei dem Anfange mit allem Philosophiren immer und immer wieder zu Ende. So übermüdet, verzichte ich gern auf die Weisheit, welche, Zeit und Raum läugnend, Alles in Eins zusammenfallen läßt, den Satz des Widerspruchs vernichtet, und nun Wahrheit und Unwahrheit vereint, und im Sein und Nichtsein, im Gedanken und Gedachten nur noch ein Anderssein eines und desselben Wesens oder Unwesens sieht. Wer an diesem Grabe alles Denkens weiter zu graben Lust hat, der mag's thun, um sich mit aller Lebenslust hinein zu vergrabelen, mir ist's in der Seele zuwider. Ich gestehe, der Verstand geht mir aus über das Ich, welches in der einfachsten Gewißheit seiner selbst, sich selber weiß als die unendlich mannichfaltige Welt. Und was kümmert mich ein Gott, der nichts ist, als die leere Idee, die sich selbst durch Denken bereichere bis zum Inbegriffe alles Daseins? Oder was soll mir eine Religion, die nichts anderes ist, als das zum Bewußtsein sich entwickelnde Gefühl, welches mein Ich habe

von seinem Ursprunge oder von seiner göttlichen Natur und Identität mit dem Universalgeiste? Da bleibt mir ja nichts anderes übrig, als vor mir selbsten niederzuknieen und meinem eigenen Geiste anbetend zu huldigen! Und wenn ich dann auch noch meinem Leibe, als einem verwirklichten oder zum Körper verdichteten Bestandtheile meines göttlichen Ichs, seine Gebühr nach Herzenslust thue, dann bin ich ja ungefähr wieder eben da, wohin mein so mißachteter Materialismus mich, nur geradern Weges, führt." —

Gregoria: „Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche mit der Bitte, Ihrer Brust ja zu schonen. Es bedurfte der von Ihnen angeführten Belege nicht, um mir noch mehr zu verdeutlichen, wie selbst die größten Metaphysiker in Collisionsfällen ihren fixen Ideen die unbezweifelbarste Wirklichkeit unbedenklich zum Opfer bringen. Allein thuen diejenigen denn nicht ganz und gar dasselbe, die alles Denken ausschließlich auf die Sinnenwelt beschränken und so dem ganzen Menschengeschlechte zum Trotze alle übersinnlichen Bedürfnisse und Fähigkeiten verläugnen? Man spricht nur immer von den lächerlichen Verirrungen der Metaphysiker, als ob nicht auch die berühmtesten Physiker, Chemiker, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Astronomen, Geologen, Anatomiker, Mediciner u. s. w. eine Unzahl von Absurditäten zu Tage gefördert hätten. Sei es, daß im Forschen nach übersinnlichen Wahrheiten die Gefahr zum Irren größer und bedenklicher ist, so kann deshalb doch nur größere Vorsicht und Strenge in der Untersuchung und Beweisführung, keinenfalls aber die völlige Verwerfung oder auch nur die Unterlassung dieses Forschens gerechtfertigt erscheinen." —

M. v. Wolfing hielt nachdenklich das Gesicht mit

beiden Händen bedeckt. Nach einer Pause ließ er die Arme sinken und sagte wie mit Beklemmung: „Aber das Unsichtbare zu glauben, ist nicht Jedermanns Sache.“ —

Gregoria: „Dieser Glaube ist so sehr Jedermanns Sache, daß Niemand ohne denselben denken und leben kann. Der Mensch, welcher nicht bloß Natur- und Sinnenwesen, sondern auch Geist und dazu nicht blos Individuum, sondern auch Mitglied der Gesellschaft ist, kann ohne den Glauben an Uebersinnliches nicht leben, nicht erzogen werden, nicht fortbestehen. Wenn Sie recht bedenken, wie die inneren Gedanken und Entschlüsse Anderer sich keinenfalls mit den Sinnen wahrnehmen lassen, warum zittern Sie denn nicht für Ihr Leben bei jedem Bissen, bei jedem Trunke, den Sie thun, und bei jedem Zusammentreffen mit andern Menschen? Oder woher wissen Sie denn, daß unter all denjenigen, die da mitgewirkt, Ihnen die Speisen und Getränke zu bereiten und vorzusetzen, auch nicht Einer ein Giftmischer sei? Oder welche Gewißheit geben Ihnen — wohlgemerkt — Ihre Sinne dafür, daß nicht Alle, die sich Ihnen nahen, mit dem Vorhaben kommen, Sie zu meuchelmorden? Sie können die Aufrichtigkeit meines Wohlwollens eben so wenig, als ich die Wahrheit Ihrer desfalls betheuerten Anerkennung sinnlich wahrnehmen, und insofern ist Ihr Glaube an mein Wohlwollen, wie mein Glaube an Ihre Anerkennung desselben ein übersinnlicher. Ohne alles übersinnliche Vertrauen auf die Kenntnisse und die Redlichkeit Anderer gäbe es für uns keine Erziehung, keine Geschichte, und die Kenntnisse, die jeder von uns lediglich durch eigenes Forschen in der Sinnenwelt sich erwerben könnte, würden zur Fristung

unseres armen Lebens noch dürftiger sein, als die der wildesten Barbaren, weil diese doch immer noch ihre Ueberlieferung gläubig bewahren und auf einander fortpflanzen. Fragen wir nun weiter: Welche Bürgschaft haben wir — ohne das übersinnliche Vertrauen auf unsern überirdischen Urheber — dafür, daß unsere Sinne uns die Dinge so darstellen, wie diese in der Wirklichkeit sind, und daß die Gesetze unseres Denkens in der That die ächten und richtigen seien? Ja, obgleich wir nicht selten erfahren, daß wir beim sinnlichen Wahrnehmen und beim Forschen über die Sinnenwelt manchmal irren, so müssen wir dennoch, um überhaupt leben zu können, dem Zeugnisse unserer Sinne und unseres Verstandes so lange gläubig vertrauen, bis wir einen Grund finden, dasselbe zu bezweifeln oder ganz zu verwerfen. Und eben so sind wir auch genöthigt, den Zeugnissen anderer Menschen, um unter ihnen leben zu können, so lange Glauben zu schenken, bis wir Grund zu der Annahme finden, daß sie entweder wahrscheinlich oder gewiß sich geirrt oder uns belogen haben."

M. v. Wolfing: „Aber bei dem Glauben an die Zeugnisse der eigenen und fremden Sinne, des eigenen oder fremden Verstandes, und der eigenen und fremden Aufrichtigkeit wird das zu Glaubende doch immer durch die eigene oder fremde sinnliche Wahrnehmung vermittelt." —

Gregoria: „Nicht immer, und wo es sinnlich vermittelt wird, ist das Vermittelte selber darum doch noch nicht eigentlicher Sinnengegenstand... Doch, um kürzer zum Ziele zu kommen, will ich nur darauf aufmerksam machen, wie gar kein menschliches Denken möglich ist ohne den Glauben an Ursache, Sein, Be-

harren, Kraft, Substanz u. s. w. Wie aber wären je diese Vernunftideen Objecte der Sinne gewesen, oder welcher Mensch hätte je eine Ursache, ein Sein, eine Kraft, eine Substanz an und für sich sinnlich angeschaut? Sie werden ja doch die sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen mit der Ursache, dem Sein, der Kraft oder der Substanz selbsten, welche die Träger jener Wirkungen sind, nicht verwechseln.“ —

M. v. Wolfing: „Sei es, daß wir, um denken und leben zu können, gar Manches, auch Uebersinnliches, glauben müssen; zum Glauben an Geheimnisse werde ich mich aber doch nimmer verstehen können.“ —

Gregoria: „Woher denn dieser Widerwille gegen den Geheimnißglauben? Dürfte ich Sie wohl freimüthig auf dessen Ursache aufmerksam machen?“ —

M. v. Wolfing: „Wozu diese Frage? Seien Sie gewiß, Ihnen werde ich nichts übel nehmen.“ —

Gregoria: „Das Wort Geheimnisse hat für Sie etwas Abschreckendes, weil Sie dabei nur an die Geheimnisse des Christenthums denken; dieses aber scheuen Sie und zwar hauptsächlich wegen der Heiligkeit seiner Lehre, die Ihr bisheriges Leben verdammt. Wie wenig Sie aber wirklich die Geheimnisse, als solche, scheuen, geht daraus hervor, daß Sie deren unzählige in der Natur durchaus gläubig anerkennen, ohne daran auch nur den allermindesten Anstoß zu nehmen. Gerade die tiefsten Forscher sprechen am offensten von der Menge und Größe der Naturgeheimnisse, und bekennen unverhohlen, daß sie da tausende Dinge, als wirklich daseiend anerkennen, die sie keineswegs völlig zu begreifen vermögen. Nur die gedankenlose Gewohnheit läßt uns das Geheimnißreiche in den alltäg-

lichsten Erscheinungen übersehen. Wir erfreuen uns des Sonnenlichtes und seiner Wirkungen. Aber was ist denn dieses Licht, und was die Kraft zu seinem wunderbaren Wirken? Was sind die Sinnlichkeits-Formen des Raumes und der Zeit, in welchen wir alle sicht- und fühlbare Gegenstände neben-, mit- oder nacheinander wahrnehmen? Wer kennt das eigentliche Wesen irgend eines einzigen Dinges aus den Reichen der Natur? Oder was sind denn eigentlich die bis jetzt unterschiedenen, theils gasförmigen, theils leichten und theils schweren Urstoffe oder einfachen Körper, deren man, soviel ich mich erinnere, bereits über fünfzig gefunden haben will? Wie und wodurch entsteht die gegenseitige Anziehung zwischen den verschiedenartigen Körpertheilchen, und warum wird deren Zusammenhang durch die Wärme meist gemindert? Was ist die elektrische Kraft, was die magnetische Eigenschaft; und weshalb findet jene sich vorzüglich in den nichtmetalligen und leichten, diese aber an den eisenhaltigen Mineralen? Was bewirkt in den Pflanzen die Entstehung der anfangs so dünnen, farblosen Bläschen, und wie und wodurch bilden diese sich zu so verschiedenartigen Geweben von eiförmigen, eckigen oder gestreckten Zellen? Wie kommt in diese Zellen der wässerige, mit Zucker, Gummi, Eiweiß, Schleim, Salzen, Säuren u. s. w. so mannigfaltig gemischte Saft, und wie und wodurch geht dieser, ohne daß die Zellen sich öffnen, von der einen in die andere unter stäten Veränderungen und zwar mit einer Kraft hinüber, welche nothwendig den Druck der Atmosphäre übersteigt? Woher und wie kommt es, daß aus den verschiedenartigen Saamen, die auf demselben Acker neben einander ihre Nahrung erhalten, doch auch jedesmal die verschiedenartigen Gewächse her-

vorkeimen und dann in mehr oder minder großer Menge ihre eigenthümlichen Früchte bringen? Ferner, was sind das für Kräfte, wodurch die Thiere empfinden und sich selbst bewegen? Wodurch geschieht es, daß die Brusthöhle bei einem Erwachsenen achtzehnmal und bei Kindern noch öfter in einer Minute zum Ein- und Ausathmen ausgedehnt und zusammengezogen wird? Woher kommt es, daß die Haut der fleischfressenden Säugethiere keine Poren zum Schwitzen hat? Wie geschieht es, daß gerade auf der Zunge die Schleimhaut fehlt, daß da die Gefühlswärzchen so ausgebildet erscheinen, und daß nur in Wasser auflösbare Körper auf die Geschmacksorgane wirken? Warum und wie bildet sich die Riechhaut nur an dem aus vielen dünngewundenen Blättern bestehenden Riechbeine der Nase, und wie vermag sie die luftformfähigen Gegenstände auch dann noch wahrzunehmen, wenn diese sich, wie z. B. beim Moschus, in die unwägbar kleinsten Theilchen verflüchtigt haben? Wie bilden sich die verschiedenartigen Schallwellen, und wie geschieht es, daß sie, von der Ohrmuschel aufgefangen, zum Trommelfell gelangen, dieses in mannigfaltige Schwingungen versetzen, die sich dann vermittels Hammer, Ambos und Steigbügel bis zur Flüssigkeit des Labyrinths und dessen Nervenverbreitung fortpflanzen, und so das Hören und zwar jedesmal ein durchaus eigenthümliches hervorrufen, bei welchem wir die verschiedenen Stimmen und Töne so genau zu unterscheiden vermögen? Was ist die eigentliche Sehkraft, durch welche wir Vorstellungen von den verschiedensten Dingen erhalten, wenn von diesen aus Lichtstrahlen gehörig durch die Pupille in die kleine, runde, dunkle Augenkammer fallen, dann durch die Krystall-Linse eine Brechung erhalten, und so

auf der hintern netzhäutigen Augenwand umgekehrte Bilder der betreffenden Gegenstände entstehen? Wie kommt es, daß wir einander unsere Gefühle und Gedanken durch Gebehrden und artikulirte Laute so mittheilen können, daß der Eine genau inne wird, welche Empfindungen und Vorstellungen im Innern des Andern vorhanden sind? Was ist der Gedanke und wie erregt er den Willen und wie bringt der Wille unsern schwerfälligen Leib in Thätigkeit? — Doch, wozu noch ferner auf die Geheimnisse an den alltäglichen Erscheinungen hinweisen? Was ist überhaupt unser Erkennen selber in der That anderes, als ein fortschreitendes Wahrnehmen der Dinge, die für uns bis dahin, daß wir sie erkennen, nichts als Geheimnisse gewesen? Und wo wäre nun ein Gegenstand, von dem wir bei der Beschränktheit unseres Verstandes eine absolut vollkommene Kenntniß zu gewinnen vermöchten? So wie all unser Erkennen also bei Geheimnissen anfängt, ebenso bleiben bei dessen größter Ausbildung noch Geheimnisse an jedem Erkannten übrig, und es wäre Thorheit, dasselbe deshalb zu verwerfen, weil es nothwendig mit Geheimnißglauben beginnt und endet. Wie dieses in Bezug auf alle natürliche Wissenschaft gilt, ebenso gilt es auch in Bezug auf die übernatürliche Offenbarung, welche unsere Erkenntniß dadurch erweitert, daß sie uns nach Maaßgabe unserer beschränkten Fassungskraft solche Wahrheiten mehr oder minder aufdeckt und enthüllt, die ohne sie für uns durchaus Geheimnisse wären und bleiben würden. Daher sagt Christus zu den Seinigen: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreiches zu wissen, jenen — Nichtglaubenden — aber ist es nicht gegeben*)." Und der h. Paulus

*) Matth. 13, 11. Vergl. Mark. 14, 11, 12. Luk. 8, 10.

nennt deshalb die ganze Gotteslehre „das Geheimniß, das von Urzeiten und Geschlechtern her verborgen war, nun aber geoffenbart worden ist*)." Und so heißen denn auch die Verkündiger des Evangeliums Offenbarer und Verwalter der Geheimnisse Gottes**). Die geoffenbarten Wahrheiten sind demnach für die Gläubigen in dem Maaße, als sie dieselben erfassen können, nicht mehr Geheimnisse, sondern vielmehr Enthüllungen, Aufklärungen. Allerdings behalten sie für uns wegen der Beschränktheit unseres Erkenntnißvermögens immer noch eine unbegreifliche Seite; allein ganz dasselbe ist ja auch aus demselben Grunde in mehr oder minder hohem Grade bei allen blos natürlichen Kenntnissen der Fall, ohne daß wir diese darum geringschätzen oder gar verschmähen. Wenn die Geheimnisse des Christenthums auffallender erscheinen, als die in der Natur, so kommt das daher, daß man mit den letztern durch die Gewohnheit von Kindheit auf vertrauter geworden. Wer sich in unsere Religionsgeheimnisse nur erst recht hineingelebt hat, wird das Licht, welches ihre geoffenbarte Seite seinem Geiste gewährt, gerne und mit Hochschätzung zu seiner Aufklärung, Vervollkommnung und Beseligung benutzen. Wer kennt die Sonne ganz und gar? Dennoch freuen wir uns ihres Lichtes, ohne welches uns die ganze sichtbare Welt fast ein völliges Geheimniß bleiben würde. Die Offenbarung ist für uns die Sonne einer höhern Sphäre, in deren Glanze wir eine für uns neue Weltordnung wahrnehmen; ja, ihr helles Licht erweitert, regelt und sichert auch unsere Erkenntnisse in allen Fächern der natürlichen Wissen-

---

*) Koloss. 1, 25, 26. — **) 1. Kor. 2, 7; 4, 1.

schaft, wenn wir dasselbe gehörig zu benutzen uns bestreben*). Um nur auf eines aufmerksam zu machen, will ich bloß daran erinnern, wie die Offenbarung allein es ist, welche uns durch ihre Lehre von der Erbsünde den möglich größten Aufschluß giebt über den Ursprung der verkehrten Neigungen, welche den Menschen zur Unnatürlichkeit, zur Sünde treiben, indem sie ihn verleiten, zu seinem eigenen Verderben der Naturordnung so zu widerstreben, daß er sich dadurch nothwendig leiblich wie geistig zerrüttet und oft namenlos elend und unglücklich macht. Im Grunde haben wir indeß an den christlichen Heilslehren zunächst das zu glauben, was sie uns von der göttlichen Heilsordnung enthüllen und das daran Unaufgedeckte mehr auf sich beruhen und in heiliger Ehrfurcht unangetastet zu lassen, weil die unendlich weise Güte Gottes es uns noch nicht entschleiern gewollt und es für uns noch unfaßbar und nicht diensam ist. Uebrigens sind uns die Heilswahrheiten nicht blos geoffenbart, um unsere Kenntnisse zu erweitern, sondern weit mehr, um uns zu unserer Entsündigung, Heiligung und Beseligung zu dienen; daher denn auch diejenigen erst recht tief in sie eindringen und ihren unschätzbaren Werth gehörig erfahren, die es sich wirklich ernstlich angelegen sein lassen, nach denselben treu zu leben. Deshalb sagt Christus ausdrücklich: „Wenn Jemand den Willen Dessen thuen will, Der Mich gesandt hat, der wird erkennen, ob diese Lehre aus Gott sei"**). Auch

*) Vergleiche: Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion. Zwölf Vorträge, gehalten zu Rom von Dr. Nicol. Wiseman. Uebersetzt von Dr. D. Haneberg. Regensburg. Bei J. Manz, 1840. —

**) Joh. 7, 17.

hat sich ja die Göttlichkeit der christlichen Lehre durch alle Jahrhunderte herab eben dadurch am herrlichsten erprobt und bewährt, daß sie ihre gläubigen Befolger allemal nach Maßgabe ihrer Fähigkeit zu wahren Weisen gemacht, die in der Heiligkeit und Heilsamkeit ihrer Gesinnung und ihres Wandels sich selbst und ihre Mitmenschen durch wahre, wohlgeordnete Liebe in dem hienieden möglich höchstem Grade getröstet, gestärkt, erfreut und beglückt haben." —

M. v. Wolfing: „Die Begeisterung für Ihre Sache macht Sie beredt, und ich finde dieselbe schön, ja fast ansteckend. Vergessen Sie aber nicht, daß Sie es mit einem Ungläubigen zu thun haben, der noch an Gottes Dasein zweifelt, und der es nimmer vermögen wird, das Christenthum anzuerkennen, und zwar schon darum nicht, weil es auf Wunder gegründet ist. Wie oft ist nachgewiesen worden, daß auffallende Erscheinungen und Thatsachen, die von Tausenden für Wunder gehalten worden, durchaus nichts gewesen, als Wirkungen von ganz und gar natürlichen Ursachen; und wenn dieses sich nicht bei allen sogenannten Wundern deutlich nachweisen läßt, so ist das nur, weil entweder die fraglichen Erscheinungen nicht richtig aufgefaßt oder die sie bewirkenden Naturkräfte uns noch nicht gehörig bekannt sind. Unser Nichtkennen kann uns aber nicht berechtigen, zur Erklärung der Entstehung einer auffallenden Erscheinung ein übernatürliches Einwirken einer göttlichen Macht anzunehmen und so ein eigentliches Wunder zu glauben, wodurch um unsretwillen die ewigen Naturgesetze gestört würden." —

Gregoria: „Es ist wahr, daß das Volk häufig bei ganz natürlich erklärbaren Erscheinungen vorlaut Wunder! Wunder! ausgerufen; aber noch nie sind

constatirte Thatsachen nachträglich als ganz natürlich bewirkt nachgewiesen worden, welche das rechtmäßige Vorsteheramt der katholischen Kirche nach seiner gewohnten, sorgsamen Untersuchung förmlich für Wunder erklärt hatte. Sollte man deswegen alle Wahrheit läugnen oder auch nur bezweifeln, weil es viele, sehr viele nachweisbare Irrthümer gegeben hat und noch giebt? Hört man die heutigen Triumphreden über die ungeheuern Fortschritte in allen Zweigen der Naturwissenschaft, so sollte man meinen, es seien bereits alle Naturkräfte und deren Wechselwirkungen so gründlich und genau ausgekundschaftet, daß kaum noch eine Kleinigkeit fehle, um dem lieben Gott all' seine Kunstwerke nachzumachen, und jedes beliebige Erdenwesen durch Mischung und Bearbeitung der sogenannten Urstoffe mit Leib und Seele zu produciren. Allein sobald die Rede davon ist, ein ungewöhnliches Einwirken des Schöpfers auf seine Schöpfung aus unendlicher Liebe zu uns anzuerkennen, da trägt man kein Bedenken, die große Kenntniß der Naturkräfte sofort zu verläugnen und zwar nicht, weil man es wirklich für möglich hält, daß ein kirchlich anerkanntes Wunder später doch noch wohl seine natürliche Erklärung finden könne, sondern weil man durch dessen Anerkennung sich am Ende genöthigt sehen würde, die Göttlichkeit des ganzen katholischen Christenthums zu glauben und weil man dann auch seine Leidenschaften beherrschen und christlich leben müßte, um der marternden Selbstverdammung zu entgehen. Und ist es denn wirklich wahr, daß wir alle Naturkräfte und deren mögliche Wechselwirkungen kennen müßten, um in einem bestimmten, gehörig beglaubigten und festgestellten Falle darüber entscheiden zu können, ob die fragliche Thatsache nicht nothwendig durch eine

ungewöhnliche Einwirkung der göttlichen, durchaus freien Allmacht und keinenfalls durch die gewöhnliche Wirksamkeit der Naturkräfte bewirkt worden?

Setzen wir z. B. voraus, es sei in der That gehörig verbürgt und stehe fest, daß Christus den bereits faulenden Lazarus durch seinen bloßen Zuruf vom Tode erweckt, und daß Er selber nach Erduldung des gewaltsamen Kreuzestodes am dritten Tage lebendig auferstanden, glorreich aus dem Grabe hervorgegangen und demnach im Angesichte von mehr als fünfhundert Menschen gegen Himmel aufgefahren. Soll denn nun die außergewöhnliche Einwirkung der göttlichen Allmacht zur Hervorbringung dieser zuverlässigen Thatsachen deshalb auch nur bezweifelt werden können, weil wir noch immer nicht durchaus alle Naturkräfte sammt deren möglichen Wechselwirkungen genau genug kennen? Sonderbarer noch lautet es aus dem Munde der Vernunftstolzen, die sich sonst so gerne selbst vergöttern, wenn sie das Menschengeschlecht für zu bedeutungslos erklären, als daß der Unendliche um seinetwillen die ewigen Naturgesetze durch ein außerordentliches Einwirken stören sollte. Ist der Mensch denn wirklich so bedeutungslos vor Gott? Warum hat Er sich denn gewürdigt, ihn zum Herrn der Erde nach seinem Bilde zu erschaffen und zu begaben? Und was sind denn die ewigen Naturgesetze, die man für so unantastbar erklärt? Sie sind nichts, gar nichts, als die bloß menschlichen Berechnungen der göttlichen Weltordnung und keineswegs diese göttliche Ordnung selbst, die der Allmächtige mit unendlicher Freiheit handhabt und daher auch nimmer störet, wenn Er aus gränzenloser Liebe zu uns und zur Bekundung seiner Herrschaft und Herrlichkeit in einer für uns

ungewöhnlichen Weise auf seine Schöpfung einwirkend sich erweiset. Ueberhaupt wird man finden, daß all die allgemeinen Redensarten, womit man gegen die Möglichkeit oder Erkennbarkeit der Wunder zu streiten pflegt, gleich ihre ganze Bedeutung verlieren, sobald man sich nur die Mühe nimmt, bestimmte, näher beschriebene und von der katholischen Kirche förmlich anerkannte Wunder sorgsam zu prüfen und möglichst vorurtheilsfrei zu beurtheilen. Wer je einen Untersuchungsprozeß über vorgebliche Wunder, wie solche zu Rom geführt zu werden pflegen, mit Aufmerksamkeit und Redlichkeit verfolgt hat, kann sich der Ueberzeugung nicht mehr erwehren, daß es dort an ächter Wissenschaft eben so wenig, als an ungemeiner Umsicht und strenger Sorgfalt fehlet, um sogenannte Naturwunder oder Blendwerke von den wirklichen, gotteswürdigen, heilsamen und Ehrfurcht einflößenden Wundern gehörig zu unterscheiden. Niemand bedauert mehr die Wundersucht der Leichtgläubigen, als gerade diejenigen, welche die wahren Wunder aufrichtig hochschätzen und deren allgemeine Anerkennung ernstlich wünschen; denn diese sehen recht wohl ein, wie sehr das leichtfertige Wundergeschrei dem vernünftigen Wunderglauben hinderlich werden kann und nur zu oft wirklich hinderlich wird."

M. v. Wolfing: „Aber vielleicht ist all unser Erkennen nur der Traum eines Schattens."

Gregoria: „Heißt dieses Vielleicht nicht, sich aus Angst vor der Wahrheit zur Zweifelsucht flüchten? Aber wie, wenn dieser Schatten nun auch nach dem Erdenleben noch fortträumte und zwar den Traum eines Verdammten oder eines Seligen, je nachdem er hier genachtwandelt hätte? Doch, wessen Schatten wäre denn das Ich, das an seiner Wirklichkeit — nicht

wirklich zweifelt, sondern nur — zu zweifeln sich abmüdet, und zwar am Ende doch nur, um sich gegen das verdammende Selbstbewußtsein zu betäuben? — Doch möchte ich durch die Liebe zur Wahrheit ja nicht verleitet worden sein, im Wohlwollen gegen Sie die Unterredung zu weit ausgedehnt und so Ihren Gesundheitszustand allzu wenig berücksichtigt zu haben.

M. v. Wolfing: „Seien Sie unbesorgt. Aus Ihrem Munde habe ich so manches Interessante mit doppeltem Vergnügen vernommen und werde demselben mein weiteres Nachdenken nicht mehr versagen können.“

Gregoria zog sich zurück, um sofort in der Kapelle für ihn und ihre übrigen Pfleglinge beten zu gehen.

XXIX.

Während Hubert Weismann im Gefängnisse saß, wurde es seinem Töchterchen gestattet, ihn öfter zu besuchen. Aber jede Zusammenkunft mit ihrem Vater war für die arme, unglückliche Marie herzbrechend, so daß sie jedesmal in einem Zustande davon heimkehrte, der Mitleid erregte. Einmal fand sie ihn in heftiger Aufgeregtheit und Tobsucht gegen die ganze menschliche Gesellschaft, die er verfluchte und mit den furchtbarsten Drohungen bedreuete. Diese Art von toller Geisteswuth erschreckte das arme Mädchen so, daß sie sich zu ihres Vaters Füßen warf, diese umklammerte und ihn in den flehentlichsten Ausdrücken bat, sich doch zu mäßigen. Allein mit grausiger Härte stieß er sie von sich weg und schrie, auch sie habe, alles natürliche Gefühl verläugnend, mit seinen Todfeinden sich vereinigt, um ihn zu verderben, und sie

solle sich auf der Stelle aus seinen Augen wegmachen, wenn sie ihn nicht reizen wolle, sich an ihr zu vergreifen. Ein andermal fand sie ihn in einem Zustande stummen Trübsinnes, in welchem der Unglückliche selbst sein einziges Kind nicht zu erkennen schien, und wo weder Worte noch Thränen des armen Mädchens vermochten, ihm auch nur einen Laut oder einen Blick zu entlocken. Da hätte die gute Marie fast noch eher jene Tobsucht erträglich gefunden, durch welche sie das vorhergehende Mal so sehr erschreckt worden war. Ihr Herz blutete beim Anblicke dieser wirren Abgestumpftheit ihres Vaters, die sie nun bei mehrern Besuchen nach einander eher zu als abnehmen sah. Endlich traf sie ihn doch wieder einmal bei einiger Besinnung; allein er ließ sie fühlen, daß er die Menschen hasse und auch sie nicht mehr um sich leiden möge, und so erfinderisch ihre kindliche Liebe auch war, ihm ihre treue Anhänglichkeit zu beweisen, er blieb davon völlig ungerührt. Seine Aeußerungen des Unwillens gegen sie, ja auch gegen Gott, durchbohrten wie zweischneidige Dolche ihr zartes, innigfrommes Herz. Was aber überdies noch ihren Schmerz vermehrte, war die Wahrnahme, wie sehr die entsetzliche Gemüthsfassung ihres sonst so kräftigen und rüstigen Vaters, dessen Gesundheit angegriffen und ihn in so kurzer Zeit fast zum Skelette abgemagert hatte. Ihre Angst stieg auf's Höchste, als der Gedanke in ihr aufstieg, daß er auch wohl in diesem schauderhaften Zustande unbekehrt sterben könnte.

Wie Marie nie ermangelte, bei ihrer Heimkehr gleich zum Pfarrhause zu gehen und da unter Weinen und Wehklagen mitzutheilen, wie sie ihren unglücklichen Vater gefunden und was zwischen ihnen beiden im

Kerker vorgegangen, so beeilte sie sich diesmal um so mehr, dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer und seiner Schwester genaue Mittheilung zu machen und insbesondere ihre bange Besorgniß rücksichtlich des Gesundheitszustandes ihres Vaters recht nachdrücklich hervorzuheben. Da Herr Klaudius dieses hörte, sprach er: „Morgen, mein Kind, will ich zur Stadt und, wenn's mir gestattet wird, auch in's Gefängniß gehen, um deinen Vater zu sehen und mit ihm zu sprechen. Möge dann Gott mir die rechten Worte in den Mund legen, um einige Mäßigung und Ergebung in diesem schmerzzerrissenen und verwirrten Gemüthe hervorzubringen!"

Die Hände fast krampfhaft zusammenpressend, rief Marie: „Ach ja! — O gehen Sie doch, lieber Herr Pfarrer! Sie wird man zu ihm lassen, Sie wird er anhören! Wenn er meiner nicht mehr achten mochte, so bin ich ja auch nur ein Kind, meine Stimme ist nur schwach, und es fehlt mir alles Geschick, um ihn überreden zu können. Aber Sie!" — Herr Klaudius unterbrach die Kleine und sagte: „Wohlan, mein Kind, ich will hingehen; aber machen wir uns keine zu große Hoffnung! Inzwischen bin ich entschlossen, Alles zu versuchen, was ich mit Gottes Beistand durch meine schwachen Kräfte vermag; denn es gefällt manchmal der Güte des Allmächtigen, gerade in den Schwachen seine Stärke zu erweisen, so daß jeder erkennen muß, wie Ihm allein die Ehre gebührt."

Fräulein Seraphine hatte mit Stillschweigen die Aeußerungen ihres Bruders vernommen. Sobald Marie, in ihrer kindlichen Hoffnung getröstet, sich entfernt hatte, konnte Seraphine ihre Besorgniß über den Entschluß ihres Bruders nicht länger verhehlen und sprach daher zu ihm: „Aber, lieber Bruder, haben Sie

auch wohl die Gefahr bedacht, die für Sie aus der Zusammenkunft mit einem so überaus verwirrten und wüsten Menschen nur zu leicht entstehen könnte? Wenn er sein eigenes und einziges, früher so geliebtes Kind mit Zorn zurückweiset und sogar mit Ingrimm mißhandelt, zu welcher sträflichen Thorheit könnte er sich dann wohl hinreißen lassen gegen Sie, in welchem er nur allzu fest den Freund seiner Feinde sieht? Nie habe ich mich in Ihre Berufsgeschäfte gemischt, aber erlauben Sie mir diesmal die Frage, ob es denn Ihre Pflicht sein kann, sich da ohne Noth einer Gefahr auszusetzen, wo das Mißlingen Ihres Vorhabens fast gewiß ist, und wo derjenige, für den Sie sich blosstellen wollen, Ihnen eigentlich gar nicht mehr angehört, und einen andern, eigens für die Gefangenen angestellten Seelsorger in der Nähe hat, der ihm gegenüber als Freund und nicht, wie Sie, als sein scheinbarer Gegner auftreten und also auch weit eher wohlthätig auf ihn einwirken kann?" — Herr Klaudius entgegnete mit der Ruhe einer gereiften Entschlossenheit: „Sei außer Sorge, liebe Schwester, und überlasse mir die Erfüllung meiner Pflichten auch diesmal. Wenn Gott mit uns ist, was kann dann wider uns sein? Deine Liebe fürchtet mehr, als wirklich zu besorgen ist. Ich bin stärker, als Du denkest, und zwar gerade durch das Alter, das mich schwach zu machen scheint. Die priesterliche Würde wird mir auch diesem Unglücklichen gegenüber Schutz verleihen, und ich hege die Zuversicht, daß Gott seinen greisen Diener auch da nicht verlassen werde."

Am andern Morgen nach Darbringung des heiligen Meßopfers begab der ehrwürdige, alte Pfarrer von Rahne sich auf den Weg nach N....., und seine

Schwester folgte ihm in stiller Besorgniß mit ihren Blicken, bis er die Wendung in den Busch hinein genommen und so für sie unsichtbar geworden war. Im Gehölze überließ er sich seinen Gedanken über sein Vorhaben und wie er es anlegen wolle, um zu dem Gefangenen zugelassen zu werden und diesen dann ruhiger und gottergebener zu stimmen. Sobald er aber die noch menschenleere Landstraße erreicht hatte, begann er seine Tagzeiten zu beten, zumal ihm ja leicht während des ganzen Tages keine Zeit mehr dazu übrig bleiben könnte. Er öffnete daher nach dem Vorbereitungsgebete sein in schwarzes Leder eingebundenes Brevier von mittlerer Größe, dem man es wohl ansehen konnte, daß es während vieler Jahre fleißig gebraucht, aber doch möglichst rein gehalten worden. Gewohnt, eine fast unstörbare Gesammeltheit des Geistes zu bewahren, ging er ruhig betend daher, die Augen öfter zum Himmel erhebend, als in sein Buch blickend, das er meist geschlossen, nur den Zeigefinger zwischen den Blättern haltend, in der linken Hand vor der Brust trug. Je weiter er auf dem Wege zur Stadt hin fortschritt, desto öfter fand er sich innerlich angeregt, einzelne Verse und ganze Theile von den Psalmen, die er immer auswendig betete, auf sein frommes Vorhaben anzuwenden, und so in den Worten dieser herrlichen Gesänge bald für den Unglücklichen, den er besuchen wollte, bald auch für sich selbsten zu Gott um die heute gerade nöthigen Erleuchtungen und Herzensstimmungen recht flehentlich zu bitten. Er mochte ungefähr noch zwanzig Minuten von N..... entfernt sein, als er im Tagzeitengebete bis zur Vesper gekommen war, daher sein Brevier zukrämpte und unter den linken Arm schob, um auf der erreichten Anhöhe ein

wenig stille zu stehen, und sich einen genußreichen Blick in die an Naturschönheiten reiche Umgegend zu gönnen.

Kaum aber hatte er seine Umschau begonnen, als er einen etwa dreißigjährigen Herrn von einem Landhause die kurze Lindenallee heraufkommen sah, der ihn schon aus der Ferne wie einen alten Freund begrüßte und durch Beschleunigung der Schritte den Wunsch, ihm beizukommen, verrieth. So hell auch noch die Augen des alten Pfarrers Klaudius waren, konnte er doch an dem Herrn nichts Bekanntes wahrnehmen, auch nachdem dieser sich ihm genaht und seinen freundlichen Gruß erneuert hatte. Es war der vielgereiste Freiherr Fritz von Birkheim, der jüngste und einzig noch übrige Sprößling dieser alten Familie, der erst unlängst das Landhaus, woher er eben kam, zum Sommeraufenthalte angekauft, um mit seiner Frau und zweien Kindern wenigstens einen Theil des Jahres in der Nähe seiner altersschwachen Mutter leben zu können. Er war nun bereits den neunten Tag dort und erwartete auf den zweitfolgenden Tag die Ankunft seiner Familie. Ungemein offenherzig, aber auch ein bischen zudringlich, knüpfte er gleich mit dem „ehrwürdigen Herrn," wie er Pfarrer Klaudius nannte, eine Unterredung an, in welcher er seine Ansichten über die obwaltenden Zeitverhältnisse und seine großen Befürchtungen für die nahe Zukunft mit entschiedener Bestimmtheit aussprach. Er meinte namentlich, die in den letzten Tagen veröffentlichten, männlich freimüthigen Bekanntmachungen der beiden Generale von Wr. und Br. hätten zwar den Uebermuth der Wühler ziemlich herabgestimmt, und diese wackern Männer würden auch schon ihren Entschluß durchzusetzen und Ruhe herzustellen wissen; allein der gefährlichste Feind aller Ord-

nung sei die Fahrlässigkeit der Freunde der Ruhe und deren Leichtgläubigkeit in Bezug auf die Sinnesänderung ihrer Feinde. Wenn je, so sei es jetzt an der Zeit, vor Einschläferung in eine falsche Sicherheit zu warnen, und auf eine gründliche Heilung der Zeitschaden durch Förderung ächter Religiösität und Sittlichkeit aus allen Kräften hinzuarbeiten, wobei aber nicht zu übersehen sei, daß namentlich die Besitzenden die Erstrebung einer allgemeinen Besserung vorzugsweise bei sich selbsten anfangen müßten. Er, der bis vor etwa fünf Jahren selber auch dem argen Zeitgeiste zu viel gehuldigt und der allgemeinen Verführung leider einigen Tribut gezollt, glaube es jetzt für seine Pflicht halten zu müssen, nach Maaßgabe seiner Kräfte überall auf das, was der Gegenwart Noth thue, möglichst nachdrücklich hinzuweisen, und so habe er denn eben eine „Zeitschau" entworfen, für die er noch heute die Aufnahme in die vielgelesene Stadtzeitung zu erwirken hoffe. Dann aber habe er diesen Morgen noch im Gefangenhause einen ihm verwandten, ehemaligen Universitätsgenossen zu besuchen, der sich, wie er vernommen, die Lungensucht angeliederlicht, und der nun als eingefangener Anführer einer Rotte von Fabriksstürmern der Schande einer schmachvollen Verurtheilung durch frühen Tod wohl entgehen, aber um desto unvermeidlicher dem furchtbaren Gerichte Gottes verfallen werde, falls es nicht gelingen würde, ihn zu einer gänzlichen Sinnesänderung und wahrhaftigen Bekehrung zu bewegen. Fritz von Birkheim wurde dem Herrn Klaudius durch diese letzte Aeußerung interessanter, als derselbe ahnen konnte, zumal da der würdige Pfarrer nun noch weiter erfuhr, wie durch dessen Vermittlung auch er eher zu Hubert Weismann gelangen

dürfte. Darum gab er der Gewohnheit des Freiherrn, während der Unterredung öfter stille zu stehen und so das Weiterkommen nicht wenig zu verzögern, willig nach, und ließ es sich endlich gar gefallen, daß derselbe ihm seine „Zeitschau" vortrug, die in seinem Munde wenigstens nicht übel lautete, zumal es ihm nicht an Rednertalent fehlte. In der Hoffnung, daß sie für den Leser nicht ohne Interesse sein werde, möge sie hier gleich folgen.

XXX.

„Es gewinnt den Schein, als gehe der Sturm, der alle gesellschaftlichen Verhältnisse aufgewühlt, wieder vorüber. Die Verwüstungen, die er hin und her angerichtet, ließen sich dann noch wohl verschmerzen. Die gestörte Ordnung wäre, wenigstens im Aeußern, noch leicht hergestellt, und die zu ihrer Handhabung da sind, hätten Vorsicht lernen können. Es wird bereits zur Vorbeugung fernerer Ruhestörungen sorgsamer vigilirt. Was wäre da noch viel zu fürchten? Die angstgetrieben sich verkrochen, sind daher bereits aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen und fangen schon an, leicht und lustig ihre alten Capriolen zu treiben. Vom Frühmorgen bis Spätabend schnurren und poltern wieder hunderte Maschinen in endlosen Fabriken. In unzähligen Weisen wird Handel und Wandel mit neuauflebender Geschäftigkeit betrieben. Die Eisenschienen seufzen unter der Wucht der hin- und herjagenden Züge. Auf den Märkten und Straßen treibt die Menge sich in bunter Mischung durcheinander. An Bällen, Concerten, Comödien, Gelagen und allartigen Lustbarkeiten fehlt es nimmer. Die Weinschenken, Bierkneipen und Fuselbu-

den sind fleißig besucht, und die dort geschöpfte Begeisterung erweiset sich wie sonst recht fruchtbar an gemeinen Schwänken und handgreiflichen Gezänken. Das laute Gelächter über alte Witze und neue Zoten erschallt an allen Orten, und für die gellenden Mißtöne von Elternklagen, Weibergeheul und Kindergekreisch über der sauberen Söhne und Männer Raserei sind die Ohren der Lustigkeit geschlossen. Wer mag bei all dem Vergnügen und Genusse noch hinblicken auf das schauderhafte Elend, das in den Spelunken der Armuth an den Herzen von unzähligen Jammergestalten gefräßig zehrt und nagt und aus den hohlen Augen verzweiflungsvoll hervorlugt? Oder wer wird in dem lustigen Taumel noch weiter des grimmigen Unmuths achten, womit eine furchtbar wachsende Masse von gott- und gewissenlosen Proletariern, bei geballten Fäusten zähneknirschend, mit tausend neidischen Blicken nach den strotzenden Geldsäcken hinschielt, daraus ein nicht besserer Pöbel von vornehmen Lüstlingen mit kühnen Griffen seinen irdischen Wollusthimmel sich bereitet? Weg denn mit allen bangen Befürchtungen! Die alte Lebensweise kehrt ja wieder. Weß Stirne noch irgend Besorgniß für die nahe Zukunft verräth, wird billig als Griesgram verhöhnt und sofort aus der Thüre gewiesen. Da mag er den Heulern sich zugesellen und Buße thun in Sack und Asche. Der Lebenslust muß jetzt wieder ihr Recht geschehen; denn rasch enteilen die Stunden der Wonne, nichts bürgt, daß morgen uns lache die Sonne, den unbenutzten Augenblick bringt keine Reue mehr zurück. — So lautet das Motto wieder.

„Inzwischen schwirren die Sturmvögel in größerer Zahl als vorlängst kreischend daher. Eine unheimliche Schwüle legt sich immer drückender über die europäische

Gesellschaft. Die Ahnungssinnigen betheuern, daß abermal ein grausenhafter Orkan von Unten herauf im Anzuge sei. Die Propheten der Gottlosigkeit und die Hochmeister der Liederlichkeit, die vereint das jüngste Unwetter heraufbeschworen, haben sich auf ihre Dreifüße wieder zurechtgesetzt. Von Höllendämpfen umqualmt, variiren sie wieder, in wilder Begeisterung poesirend, philosophirend, demonstrirend und praktisirend, ihr altes Thema von der Selbstvergottung des Menschenthieres und von der Emancipation des Fleisches in zahllosen Sing- und Sprechweisen. Nach der frechen Lust ihrer wüsten Herzen rasen sie in diabolischem Ingrimm gegen alle überirdischen Gedanken, Gefühle und Bestrebungen. Vor Allem zeigt ihr genußgieriger Titanenstolz einen Mordhaß gegen die erhabenste aller Ideen, die Idee von Gott, die kein endliches Wesen je aus sich zu erzeugen vermag, die aber dennoch, mehr oder minder ausgebildet, bei allen Völkern aller Zeiten und Länder sich vorfindet, und also nur vom Schöpfer selbsten, als Realidee des nicht ohne Dasein denkbaren, unendlich Vollkommenen, in die Menschenbrust gelegt sein kann. Kein Mittel ist ihnen zu schlecht, den anerschaffenen Herzenszug zum Göttlichen, der den Menschen vom Thiere wesentlich unterscheidet, nach allen Seiten hin unter Spott und Hohn zu ersticken. Sie wissen nur gar zu wohl, wo dieser Zug unwirksam geworden, da hört alle Frage nach Höherem, Uebersinnlichem, Göttlichem auf. Wie verrückte Philologen, unbekümmert um den Wahrheitsgehalt und den Geist, nur noch Sinn und Verstand haben für den todten Buchstaben, in der Deutung ihrer Klassiker; so haben bei der heutigen Manie der Naturforscherei Unzählige in der Verwirrung über die Unmasse der ih-

nen mit prahlerischer Großsprecherei vorgehaltenen und erklärten Naturerscheinungen bereits den Sinn für das alle Erscheinungen wahrhaft und nothwendig Begründende eingebüßt oder vielmehr bis zur Betäubung vergrübelt. Da ist es denn vergebliche Mühe, für solche nachzuweisen, wie alles Endliche ein Unendliches, alle Bewegung einen Urbeweger nothwendig zur Voraussetzung hat; wie keine noch so große Reihenfolge von Zeitlichem und Veränderlichem ein Ewiges bilden kann, und so alles wandelbare Sein, Bewußtsein und Leben zur Anerkennung eines ewigen, in sich selbst gründenden, unbegreiflich mächtigen, durchaus freien, weisen und gütigen Urhebers nöthiget; wie insbesondere im Strome der verschiedenen Generationenreihen jedes Erzeugende, als ein durch Gleichartiges Erzeugte, in dem absoluten, vernünftigfreien Unerzeugten seinen Urgrund haben muß; wie die Ordnung, Harmonie und Zweckgemäßheit der nichtdenkenden, aber zum Geistigen hinstrebenden Natur von dem Urgeiste zeugt, der ihr Einrichtung, Gestalt und Bestimmung gegeben; wie unser Denken und Wollen und die Gesetze unseres Geistes, als unverkennbar geworden, nicht weniger auf eben diesen denkenden und wollenden Urgeist hinweisen; wie das jedem Menschen inwohnende Sittengesetz und unsere unverkennbare, moralische Bestimmung in jedem nicht völlig betäubten Gewissen als die schönsten und unschätzbarsten Geschenke der göttlichen Weisheit und Liebe sich offenbaren; und wie überdies tausende unläugbare, aus den Wirkungen der Naturkräfte unerklärbare Thatsachen das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte bekunden. Würde man diese Ungläubigen auffordern, einen unantastbaren Beweis dafür zu liefern, daß es keinen Gott, keine Unsterblich-

keit der Seele, kein Gericht, keinen Himmel und keine Hölle geben könne, so würden sie, ohne den Unsinn ihres phrasenreichen Gewäsches auch nur zu ahnen, in gewohnter Weise mit hohlen Deklamationen über Zufall (d. h. Grundlosigkeit) der ewig nothwendig (d. h. unmöglich) wirkenden Naturkräfte, statt mit stichhaltigen Beweisen antworten und jeden Versuch einer vernünftigen Widerrede mit seichtem Spott und Hohn zurückweisen. In ihrem Wissensstolze hassen sie jede auch noch so wohlgemeinte und gründliche Belehrung. Was aber ganz besonders ihren Aerger und Ingrimm erregt, ist die Zumuthung, sich durch übernatürlich-göttliche Offenbarung über ihre Menschenwürde, Bestimmung und Verpflichtung aufklären zu lassen; denn außer dem liederlichen Selbstkultus ist ihnen jedwede Religion von vorn herein alberne Alfanzerei. Das Christenthum, in welchem Tausende der größten Geister und überdies Millionen und abermal Millionen göttliche Weisheit, Kraft und Beseligung gefunden haben und noch finden, lästern sie ungescheut als eine veraltete Fabel, die ihrer Beachtung, geschweige ihrer Kenntnißnahme und ernsten Prüfung unwerth sei. Ohne alle nähere Untersuchung schelten sie den Himmel eine blödsinnige Phantasterei, die Hölle ein leeres Schreckbild für Kinder und alte Weiber, den Wesensunterschied zwischen Gut und Bös, Tugend und Laster ein unsinniges Vorurtheil, das göttliche Sittengesetz eine thörichte Verkümmerung des naturmäßigen Genusses, die Ehre einen nichtigen, ungreifbaren Schatten, die Gerechtigkeit eine pfiffige Zügelung der Dummen, die Ehe eine widernatürliche Beschränkung des mächtigsten Naturtriebes, das Eigenthum die einzige Ungerechtigkeit, den Ständeunterschied ein Grundübel der Gesellschaft

u. s. w. Ihnen ist der Mensch nichts, als das vorzüglichste Thier der Erde, zugleich sein eigener und alleiniger Gott, dessen Lebenszweck der Lustgenuß, dessen Naturgesetz der Instinkt der sinnlichen Triebe sei und der in seiner Schlauheit und Macht die allein berechtigenden Mittel besitze, sich hienieden sein Paradies zu verschaffen und herzurichten. Weil zu feige, das Bewußtsein der Verthierung für sich allein zu ertragen, und um sich den Trost zu verschaffen, mit Vielen gleiche Bahn zu verfolgen, sind die Anhänger dieses Teufelsevangeliums mit der unverdrossensten Regsamkeit bemüht, dasselbe in aller Weise zu verbreiten, und es namentlich in großen und kleinen Büchern jeglicher Art, in frechen Liedern, in lüsternen Romanen, in zotigen Comödien, in verfälschten Geschichten, in trügerischen Kritiken, in schamlosen Bildern und in schlüpfrigen Musikstücken für die Pöbelseelen aus allen Volksklassen möglichst mundgerecht zu machen. Die Jungen und Alten aus dem Geschlechte der vornehmen und unvornehmen flachköpfigen Lebemenschen sieht man denn auch in großen Haufen um die ihnen vorgesetzten, blumenumkränzten Höllenkessel hergeschaart, und in gerngläubigem Behagen mit wahrem Heißhunger das süßsaure Lustgebräu hinunterschlingen. Dann eilen sie, in den Schauspielhäusern und sonstigen zur Hebung der Freude und Lust, wie sie sagen, veranstalteten Versammlungen, als ihren Tempeln, die lustberauschten Herzen an der Verhöhnung aller Sittlichkeit und alles Heiligen zu weiden, und können nimmer satt werden, das Laster seine Siegestriumphe über die niedergetretene Tugend mit überlautem Halloh feiern zn sehen. Dieselben Gräuel aber, denen sie dort nnd sonst unter krähendem Gelächter endlosen Beifall zuklatschen, versäumen sie keineswegs, in und

außer ihren Häusern geheim und, soviel thunlich, auch öffentlich in gesinnungstüchtiger Unverschämtheit zur Ausführung zu bringen. So ist denn das ganze Leben dieses Gelichters eine möglichst getreue Praktik jener Doktrin geworden, die eine verruchte Rotte von wahrhaft diabolischen Juden- und Christen-Heiden in allen Landen durch unzählige Mittel, namentlich aber durch die Presse, rastlos verbreitet. Den infernalen Unsinn in blinder Lusttrunkenheit gläubig nachbetend und vor keiner Schändlichkeit zurückbebend, haben die schamlosen Lüstlinge immer verwegener aller Religion Hohn gesprochen und nicht blos in Worten, sondern auch in Werken die göttlichen Gebote gar schauderhaft travestirt. So haben sie erstens den alten Herrgott vom Altare hinabgeworfen und sich selbst darauf zur Anbetung aufgestellt. Den Mammon, die Venus und den Bachus haben sie, als Nebengötter, zu ihrer Ergötzung sich zugesellt, und der Frohndienst dieser Götzen ist die einzige Religionsübung, die sie, außer ihrem Selbstkultus in Gnaden noch gestatten. Zweitens ist Fluchen, Lästern und Falschschwören ihr Psalter. Drittens: In Comödien, Vereinen, auf Bällen, in Kneipen und bei Gelagen sausen, brausen und schmausen — das ist ihre Sabbathfeier. Viertens: Die Eltern und alle Vorgesetzten kritisiren, verhöhnen und verachten — das ist die Probe ihrer Geistesmündigkeit. Fünftens: Die Mittellosen als Mittel zur Erzielung ihrer frevelhaften Pläne, als Werkzeuge zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke gebrauchen und sie dann entweder als betrogene Wühler dem Gefängnisse oder mit abgenutzten Kräften der Versiechung preisgeben — das ist ihre mörderische Menschenfreundlichkeit. Sechstens: Der ehelichen Treue spotten, den Weiberwechsel beschönigen, die Töchter der

Armen wie eine feile Waare zur Befriedigung ihrer Lüste erkaufen und sie dann mißbraucht der Schande und Verzweiflung überlassen — das ist ihre geniale Enthaltsamkeit. Siebentens: Die Untergebenen prellen und tyrannisiren, im Handel und Wandel belügen und betrügen, durch gaunerische Spekulationen, Prozesse und Bankerotte sich bereichern — das ist ihre liberale Gerechtigkeit. Achtens: Ungläubig gegen alle und jegliche Tugend, Andere verdächtigen, verachten, beschimpfen und verläumden — das ist ihr Morgen-, Mittag- und Abendgebet. Neuntens und zehntens: Des Nächsten Weib und Alles, was sein ist, blos begehren, das ist ihnen ein gar zu unschuldiges Kinderspiel, wo immer nur das Nehmen praktikabel ist, ohne der Polizei in die Hände zu gerathen.

„Dieses Alles und noch viel Anderes in jeglicher Weise augenfällig treibend, haben sie die gottlosen Lehren der Selbstvergötterung, der Emanzipation des Fleisches, der Gleichberechtigung des Armen und Faulen an dem Gute des Reichen und Fleißigen selbst für den stumpfsinnigsten Eckensteher einleuchtend durch ihr Thuen veranschaulicht, und dadurch ist denn die grundsätzliche Liederlichkeit auch in die sogenannten untern und untersten Schichten des Volkes je mehr und mehr eingedrungen und auch da vielfach grassirend geworden. Ja, das Hohngelächter über Gott, Unsterblichkeit, Gericht, Himmel, Hölle, Tugend und Laster hat endlich sogar in den Jammerhöhlen der Armuth und des Elendes seinen Wiederhall gefunden. Vorzüglich sind es aber die Lockeren, die Lüsternen und die Faulen aus dem unzählbaren und immer noch schauderhaft wachsenden Geschlechte der Herren von Habenichts, welche das Kapitel von der Gottlosigkeit und zugleich das von der Gleichberechtigung Aller auf die

Güter und Genüsse der Erde mit erstaunlicher Gelehrigkeit begriffen und in ihr Herzmark aufgenommen. Daher haben sie so lustiglaut eingestimmt in die Parole: „Zweifelt ja immer und glaubet nur nicht, wenn auch verzweifelnd das Herz euch drob bricht.“ Schnell folgte dann der Uebergang zu dem Leibliedel: „Ist uns Alles einerlei, ob ein Gott, ob keiner sei; denn es fehlt uns da an Klarheit, im Genusse nur ist Wahrheit.“ —

„Wie aber sollen die armen Schlucker diese ihre Wahrheit verwirklichen? Woher sollen sie die Mittel nehmen, all' die Gelüste zu befriedigen, die sich beim neidischen Hinblicke auf das üppige Leben der ihnen gesinnungsverwandten Reichen so gewaltig in ihrem grundwüsten Innern regen? Zur Erreichung dieser Mittel kein Mittel zu scheuen, das haben die Deklamationen der Materialisten, Pantheisten, Socialisten und Kommunisten ihnen längst schon auf's deutlichste auseinandergesetzt und handgreiflich demonstrirt. Und wozu hätten sie denn deren Versammlungen, diese Schulen der gottlos liederlichen Pfiffigkeit, so fleißig besucht? Wozu dem religiösen Glauben so freisinnig entsagt? Wozu ihre Arme und Fäuste gestählt und ihre eisernen Finger in so manchen Kunstgriffen geübt? Ohne Hoffnung auf ein jenseitiges besseres Leben müssen sie es durchaus unerträglich finden, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod zu suchen, während sie Andere in Ueppigkeit leben sehen; ohne Hinblick auf einen Gott, der die Arbeit, Mühseligkeit, Leiden und Entbehrungen, wenn sie ihm zum Opfer gebracht werden, als Verdienste zur Erwerbung einer ewigen Glückseligkeit hinstellt — wird ihnen ein Leben voll Arbeit und Mühe als unerträglicher Druck erscheinen; ohne dem nachzuahmen und nachzustreben, der — voll un-

endlicher Macht und Hoheit — der ärmste unter den Menschenkindern, der sanftmüthigste in der Erniedrigung, der geduldigste im herbsten Leiden war und der mithin Armuth, Erniedrigung und Leiden heiligte und verherrlichte — ohne diesem nachzuahmen — werden sie gegen die bestehende Ordnung der menschlichen Verhältnisse ankämpfen; ohne Furcht vor der Hölle mögen sie nimmer zurückbeben vor irgend einer Gräuelthat. Der Gerichte und Gefängnisse können sie nur spotten, da ihre Existenz ihnen kaum lustiger erscheint, als die der Galeerensclaven. Selbst den Feuerschlünden der wohldisciplinirten Heere werden sie trotzig entgegensehen, weil sie hier und, wie sie wähnen, auch jenseits nichts zu verlieren haben. Ja, die glaubenslosen Proletarier werden von einer Gräuelthat zur andern übergehen; denn ohne Religion ist der Mensch ein wüster Sclave seiner blindwilden Leidenschaften und also das gräulichste, weil schlaueste, gewandteste und verwegenste Thier der Erde. Je mehr es daher den gottlosen Sophisten gelingt, ihre ungläubige Wolluſtlehre unter den unbemittelten Volksklassen zu verbreiten, desto rascher und allgemeiner muß der trotzig wilde Unmuth sich steigern und desto eher und schauderhafter ein Raub- und Mord schnaubender Krieg des Proletariats gegen den Besitzstand sich entzünden. Was demnach bei der Verbreitung der Irreligion und Liederlichkeit die allgemeine Plünderei und Würgerei unvermeidlich beschleunigen muß, ist die wirklich Entsetzen erregende Zunahme des Pauperismus in einer Zeit, deren vorherrschendes Bestreben so sehr die Verflüchtigung alles Ständigen und die Zersetzung alles Soliden ist, daß kaum mehr von Zuständen, sondern nur noch von Bewegungen in der Gesellschaft die Rede sein kann. Der Grundbesitz

wird täglich mehr zersplittert und hypothekarisch verschuldet, so daß er immer weniger Sicherheit gewährt. Daher saugt Jeder aus dem Lande, so viel er vermag, um den Ertrag desto leichtfertiger zu verschleudern. Ein einziges Mißjahr überliefert hunderte Eigenthümer und tausende Pächter in die grausame Gewalt der herzlosen Wucherer. Da heißt es: Geld, Geld! und kein Erbarmen! aber auch: Schuld, Schuld! und keine Treue! denn hartherzige Gläubiger machen treulose Schuldner. So treten denn wieder große Reihen aus dem kernhaften Mittelstande hinab in die unabsehbare Schaar der grimmig mißmuthigen Proletarier. Die großen Fabriken verschlingen immer mehr die kleinern Gewerke. Der übermäßige Verbrauch und die ungeheuere Concurrenz nöthigen zur Massenhaftigkeit und zur Wohlfeilheit der Fabrikate. Die selbstständigen Meister verarmen und verschwinden, indem die Fabrikherren sich gedrungen finden, Alles an sich zu ziehen. Jeder will dann möglichst viel verdienen und muß also möglichst viel produciren und verkaufen. Da entstehen die großartigsten Anstalten und Maschinerien, und Tausende arbeiten für Einen. Die Menge wird abhängig von der Genußsucht und Schwindelei des Einzelnen, und schlägt überdies der Wind des Glückes einmal um, stocken Absatz und Maschinen, so sind Tausende ohne Verdienst, ohne Brod, dem Elend, ja, der Verzweiflung preisgegeben, weil sie in ihrer irreligiösen Genußsucht Alles verzehrt und nichts erspart haben. Diese gegen solchen Jammer sicher zu stellen, das vermögen auch die wohlwollendsten Fabrikanten nimmermehr. Alle Handwerke gewähren ebenfalls immer Wenigern ein gesichertes Auskommen. Einzelne wagen es je mehr, auch diese fabrikmäßig im Großen

zu betreiben, und so müssen die Uebrigen, unfähig mit diesen zu concurriren, entweder in Kummer sich abarbeiten oder als Knechte sich verdingen. Die Gesellen aber ziehen mit ihrem leicht geschnürten Bündel von Meister zu Meister, bleiben, so lange es ihnen gefällt, verzehren, wie sie es eben haben, und verlegen sich im Nothfalle auf's Fechten. Wie sie auf den Arbeitsstuben und in den Kneipen moralisch ruiniren, ist allbekannt. Kehren sie heim, dann sind auch sie in der Regel nichts, als mißmuthige und verliederlichte Rekruten der Proletarierschaft. — Eine andere Art von Armuthsaspiranten ist die lange Reihe von Glücksrittern aller Art. Da sind die gewissenlos pfiffigen Spekulanten, die verwegenen Spieler, die wucherischen Nothhelfer und die listigen Winkeljuristen, welche sich überall als Blutegel anhangen, wo irgend noch etwas auszusaugen ist, und nicht ablassen, bis sie ihre Clienten völlig siech gemacht und zugleich sich selbst erschöpft haben. Was endlich alle übrigen Geschäfte der Kleinbürger betrifft, so werden sie immer mehr durch die Großhändler ruinirt, während auch diese einander keineswegs selten zum Bankerottiren hintreiben. —

„Fragt man nun: Woher diese furchtbar traurige Erscheinung des zum Entsetzen wachsenden Pauperismus? Dann weisen die nach Herrschaft ringenden Liberalen hin auf die Mängel der Staatsverfassungen und Regierungsformen, auf die Manchfaltigkeit und Größe der Steuern und Lasten, auf die Zersplitterung und Vertheuerung des Grundeigenthums und auf sonstige Uebelstände. Allein alles dergleichen sind, näher betrachtet, nur Folgen eines einzigen Grundübels, welches kein anderes ist, als der Mangel an ächter, christlicher Religiosität, aus welchem zunächst die steigende Sittenlosigkeit, und nament-

lich die unbefriedigbare, luxuriöse Genußsucht in allen Volksklassen entspringt, und die dann, mit dem Unglauben gepaart, nichts als Armuth, Elend, Mißmuth und mörderische Empörung gebähren kann. Wo nämlich der Glaube an Gott, Christus, die höhere Würde und Bestimmung des Menschen, die Unsterblichkeit der Seele, die beglückende Kraft des Christenthums, die Lehre von Himmel und Hölle, kurz, wo der Glaube an alle christlichen Heilswahrheiten erloschen oder auch nur zweifelhaft und somit unwirksam geworden ist, da müssen unvermeidlich Hoffart und Genußgier zu immer größerer Herrschaft gelangen, alle Lebensverhältnisse je mehr und mehr verkehren, und endlich, durch alle Schätze der Erde unbefriedigbar, die Menschen zur gänzlichen Verzweiflung und Tollheit hintreiben. Den Irreligiösen ist die Sucht, zu gelten und zu genießen, etwas Naturnothwendiges. Da sind denn standesmäßige Kleidung und Einrichtung bald kaum mehr dem Namen nach gekannt. Kein Mittel wird gescheut, den unsoliden Flitterstaat für Leib und Haus zur Huldigung der stündlich wechselnden Mode herbeizuschaffen; und bei den unzähligen und plausibeln Anköderungen zu allartigen Lustbarkeiten wird Alles darauf berechnet, die immer sich mehrenden, sonst nicht gekannten Ansprüche auf Genüsse in aller Weise zu befriedigen. Borgen und nicht bezahlen, das hat seine Gränzen; aber wie soll, wie kann die Prunksucht sich mäßigen, die Genußgier sich einschränken? Man verlegt sich auf's Lügen und Betrügen, auf's Ueberlisten und Gaunern, und trägt nöthigenfalls auch kein Bedenken, sich der Unlauterkeit und Genußgierde zu verkaufen. Geht auch das nicht mehr, so sind Bettelstab, Spitäler, Armenkassen, grimmiger Neid, rasende Verzweiflung oder Diebstahl, Raub, Mord, Gefängniß,

wilde Empörung, Sengen, Brennen, Plündern und allgemeine Würgerei das gräßliche Finale der gottlos prunkenden und genußsüchtigen Lebensherrlichkeit. Da hilft, da rettet kein pantheistisches, kein materialistisches, kein socialistisches, kein kommunistisches, überhaupt kein rationalistisches oder rabulistisches Philosophiren, Decretiren, Organisiren; sondern was allein und gründlich alle Zeitschaden heilen kann, ist die allseitige, kräftige Förderung der christlichen Gesinnung in allen Ständen der Gesellschaft, die aber Jeder vorzugsweise bei sich selbsten pflegen muß, während man der Kirche alle Selbstständigkeit in der Anwendung der ihr von Gott verliehenen Heilmittel zugestehen uud ihr darin eher behülflich als hinderlich zu werden sich bestreben soll. Bleibt doch ewig wahr und durch unzählige Erfahrungen erprobt des Herrn Wort: „Nur Eins ist nöthig. Suchet vor Allem das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit, und das Uebrige wird euch dann hinzugegeben werden. Das Himmelreich aber leidet Gewalt, und die sich Gewalt anthuen, reißen es an sich;" denn die Bezwingung und Beherrschung der verkehrten Neigungen und Leidenschaften wird nimmer ohne heldenmüthige Kraftanstrengung errungen. Aber Gott ist auch mächtig in den Schwachen, und vermag in den Gutwilligen unendlich mehr, als wir ahnen und zu hoffen wagen. Wer mit seiner Gnade entschlossen nach Kräften mitwirket, erfährt bald in Wahrheit, daß sein Joch sanft und seine Bürde leicht, daß seine Gebote denen, die Ihn lieben, wirklich nicht schwer und endlich die rechten Quellen aller ächten Volksbeglückung sind."

XXXI.

Freiherr Friz von Birkheim war mit seiner Vorlesung zu Ende, als er eben mit dem alten Pfarrer die Spaziergänge, welche die Stadt rund umgeben, erreicht hatte. Statt in das eben vor ihnen liegende Stadtthor hineinzugehen, einigten Beide sich dahin, die lange Pappelnallee bis zum nächstfolgenden Thore hinab zu spazieren, weil von da aus der Weg sie gerader und durch weniger Straßen zum Gefangenhause führte. Auf diesem Gange frug Herr von Birkheim den „ehrwürdigen Herrn" um offene Kundgebung seiner Meinung über den vorgelesenen Aufsatz, und Herr Klaudius bemerkte mit freimüthiger Höflichkeit, es schienen ihm die Farben mitunter etwas scharf aufgetragen, so daß sie für die schwachen Augen der großen Mehrheit eines Zeitungspublikums fast unerträglich sein dürften. Auch könnten böse Menschen wohl das, was von den wirklich Schlechten unter den Bemittelten gesagt sei, leicht dazu mißbrauchen, die Nothleidenden und Arbeiter zum neidischen Hasse gegen alle Wohlhabenden ohne Unterschied aufzustacheln, und dagegen könnte das, was in dem Aufsatz über die Genußsucht, Verkommenheit und schlechte Richtung der Arbeiterklassen gesagt sei, ebenfalls von Uebelwollenden auf den ganzen Stand der Arbeiter angewendet werden, wodurch demselben doch ein großes Unrecht geschehen würde, denn es sei allerdings nicht zu verkennen, daß eine große Menge Arbeiter, namentlich auf Fabriken beschäftigte, durch schlechte Beispiele verführt, sich einem tadelhaften Lebenswandel überließen und besonders durch das, die Gesundheit des Leibes und der Seele vergiftende Branntweintrinken ihr

häusliches Glück und die Wohlfahrt ihrer Frau und Kinder untergrüben, allein er habe auch aus seiner langjährigen seelsorglichen Praxis die tröstliche Erfahrung geschöpft, daß es gerade unter diesen arbeitenden Klassen dennoch sehr viele gottesfürchtige, brave und fleißige Leute gäbe, welche die höchste Achtung verdienten. Herr v. Birkheim versprach, durch einen Anhang diesem Mißbrauche recht nachdrücklich vorbeugen zu wollen, obgleich ihm dieses bei der Gesinnung, die aus dem Ganzen von Anfang bis zu Ende so unverkennbar hervorleuchte, doch eigentlich nicht gerade nothwendig scheine. Herr Klaudius merkte wohl, daß Herr v. Birkheim vor der Hand noch zu sehr eingenommen sei für die in schöner Begeisterung eben frisch verfaßte Arbeit, und deshalb zu jeder weitern Ausstellung an derselben schon eine Entgegnung in Bereitschaft haben würde. Ohne sich daher näher in eine Kritik einlassen zu wollen, bemerkte er bloß, man müsse, um über die Zeitverhältnisse so zu schreiben, höchst traurige Erfahrungen gemacht haben. Dieses eine Wort genügte aber, um dem Vielgereisten vollends Herz und Mund zu öffnen. Er begann nun zu erzählen, wie die ächt christliche Erziehung, die er als Kind genossen, schon am Gymnasium durch den Mangel an frommer Uebung bei einer wahrhaft heidnischen Unterrichtsmethode in allen profanen Lehrfächern, namentlich in den griechischen und römischen Klassikern und in der Geschichte, vielfach geschwächt und entkräftigt worden, und wie er daher auf der Universität durch die namentlich für den jugendlichen Hochmuth so anködernde modernphilosophische Doctrin der meisten Professoren in einem höchst verführerischen Burschenleben zugleich an Glauben und Sitten, wenn auch nicht

völlig, doch nur allzusehr Schiffbruch gelitten habe. Erst mehrere Jahre nachher hätten besondere Fügungen Gottes ihn wieder zur Besinnung zu bringen vermocht. Was ihn aber zumeist und zunächst gegen die in sich unhaltbaren und verderblichen Neulehren und das wüste Treiben der Gegenwart empört und zur entschiednern Rückkehr zum Christenthume angeeifert, seien die in der Schweiz mit eigenen Augen und Ohren gemachten Wahrnehmungen. Da habe er erst recht die Ueberzeugung gewonnen, wie die liberalen Maulhelden nichts suchen, als die Vertreibung der bestehenden Obrigkeiten, um sich selbsten an deren Stellen zu setzen und dann mit einem Terrorismus zu tyrannisiren, von dem kein Christenvolk der Erde unter legitimen Fürsten eine Ahnung habe. Da könne man es sehen, wie sie selber ihr Geschrei von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verstehen und durch die That in Frechheit, Geilheit und Liederlichkeit travestiren. Da zeige es sich handgreiflich, wie diese erbärmlichen Feiglinge nur Freiheit fordern, um selber in bitterem Ingrimme gegen alles Göttliche die Menschen, die sie für ihre Zwecke aufgestachelt, durch das gewissenloseste Regiment zu knechten und jeden Laut einer Opposition schon in den Kehlen zu erwürgen. Unerschöpflich in der Anführung von Thatsachen zum Belege dieser Behauptungen, entwickelte er eine schlagende Beredtsamkeit des Abscheues gegen die lügenhafte Heuchelei der sogenannten demokratischen Volksfreunde.

In dieser Unterredung waren Beide mit einander bereits bis zum Gefangenhause gekommen, ehe Herr v. Birkheim auf den Gedanken kam, daß es Zeit sei, sich zu erkundigen, zu welchem Gefangenen der Herr Pfarrer zugelassen zu werden wünsche, um dessen Ge-

such zugleich mit dem seinigen dem ihm gewogenen Inspektor vorzutragen. Herr Klaudius sagte ihm in wenigen Worten, wen er zu sprechen begehre. Herr v. Birkheim ließ ihn in einem Vorzimmer kaum einige Minuten warten, und brachte dann mit der Erlaubniß zugleich einen Gefangenwärter, der den ehrwürdigen Pfarrer zu Hubert Weismann geleiten sollte. Während nun der greise Priester mit seinem Führer über den großen Hofraum zu den Verbrecherkerkern hinging, sagte der Letztere: „Wahrhaftig, Herr Pfarrer, Sie besuchen einen Bösewicht, der meines Erachtens ein bischen vom Teufel besessen sein muß, um sich so wüste gebehrden zu können. Wenn Sie ihn zu beschwören vermöchten, so würden Sie ganz gewiß ihm und auch mir einen dankenswerthen Dienst leisten. Zwar ist er seit ein paar Tagen weniger ungestüm, aber es wurmt doch noch immer arg genug in ihm.“

Mit würdevoller Ruhe entgegnete Herr Klaudius: „Ihr seid wohl noch nicht lange in Euerm Amte, sonst würdet Ihr einen solchen Unglückichen weniger hart beurtheilen. Er ist nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht, er ist vielmehr ein Verführter, den die herrschende Seuche der Wühlerei ergriffen und schwindeln gemacht.“

Der Wärter erwiederte: „Freilich versehe ich meinen traurigen Dienst erst seit einigen Monaten, habe aber doch schon Manchen die Ketten angelegt und abgenommen, ohne einen solchen Tobsüchtigen angetroffen zu haben, der selbst im Kerker meist noch angeschlossen bleiben muß, um nicht sich oder Andern, die zu ihm kommen, ein Leid anzuthuen.“ —

Herr Klaudius wurde durch diese Worte erschüttert und frug: „Wie, ist er denn auch jetzt angekettet?“ —

Der Wärter: „Heute eben noch nicht; aber es muß jetzt geschehen, bevor ich Sie zu ihm lassen darf.“ —

Herr Klaudius: „Dieses würde nur dienen, mir größern Schmerz zu verursachen und ihn gegen meinen Zuspruch unempfänglicher zu machen. Habt Ihr dazu höhern Befehl, so will ich selber vorab hingehen, dessen Zurücknahme zu erbitten.“

Der Wärter: „Das ist nun gerade nicht nöthig; aber es könnte mir meine Stelle kosten, wenn ich durch eine unzeitige Nachgiebigkeit Veranlassung gäbe, daß ein Gefangener Unheil anrichtete.“

Herr Klaudius: „Ich übernehme die Verantwortung.“ —

Sie waren inzwischen in den hintern Flügel des Gefangenhauses eingetreten, und der Wärter stand an der dritten Thüre rechts still, sich besinnend, ob er ohne Weiteres öffnen und den Wunsch des ehrwürdigen Greises erfüllen sollte. Die traurige Stille in den langen halbdunkeln Gängen wurde nur durch das Rasseln des Schlüsselbundes, das der Wärter in den Händen trug, schaurig unterbrochen. Da sprach der alte Pfarrer mit gedämpfter Stimme, aber in festem Tone: „Nun, seid nicht besorgt und öffnet nur, daß ich den Unglücklichen ohne Fessel sehe und spreche.“ —

Ohne weiter ein Wort zu erwiedern, setzte der Wärter einen Schlüssel ein. Prasselnd fiel ein schwerer eiserner Riegel, und er öffnete die erste mit Eisenplatten überzogene Eichenthüre. Sie traten ein. Nachdem der Wärter in einer kleinen Laterne mit einem Zündhölzchen rasch ein kümmerliches Licht angemacht und die eben geöffnete Thüre innen wieder geschlossen hatte, stieg er drei Treppen tiefer in einen düstern Gang von etwa fünf Quadratfuß, wohin der Pfarrer ihm folgte, während er die

eigentliche Kerkerthür öffnete, und dann einen Schritt zurücktrat, um sich in diesem Gange auf eine schmale Steinbank zu setzen und zu warten. Der nach allen Richtungen nur ungefähr acht Fuß messende Kerker war von oben herab durch ein Gitterfenster erleuchtet, welches etwa zwei Fuß lang und nach Außen an der engern Seite nur einen halben Fuß breit sein mochte. Seitwärts dieses Fensters war eine ziemlich breite Bank in einer Art Mauernische eingebaut, auf deren Holzplatte ein Strohsack und darüber zwei Wollendecken lagen. Auf einem Vorsprunge am Kopfende dieses Nachtlagers saß, vom Tageslichte kümmerlich beschienen, Hubert Weismann in finsteres Brüten so versenkt, daß der Pfarrer bereits eingetreten war, bevor er ihn gewahr wurde. Aber kaum erblickte er diesen, als seine Augen von Zorn zu funkeln begannen und er aufschrie: „Herr, wer führt Sie hierher, wo man Sie zu sehen weder erwartet, noch wünscht? —

Herr Klaudius: „Pflicht und Liebe sind es, welche meine Schritte leiten."

H. Weismann; „Ihre Pflicht kann es nicht sein, mich gegen meinen Willen mit Ihrer Gegenwart zu behelligen, und die Liebe hätte sie lehren sollen, Unglückliche in Ruhe zu lassen."

Hr. Klaudius: „Von eurer Tochter habe ich vernommen, in welchem trüben Zustande von fortwährender Aufregung eure Seele sich befindet, und als euer Pfarrer habe ich gerne der Hoffnung Raum gegeben, es möchte mir mit Gott gelingen, euch, wenn auch nicht die Heiterkeit der Unschuld, doch die Ruhe der Ergebung zu vermitteln." —

H. Weismann sich erhebend und aufschreiend: „Dann haben Sie sich betrogen! Ich mag von Ihren

Ermahnungen nichts hören, und das Einzige, was ich von Ihnen will, ist, daß Sie mich in Ruhe lassen." —

Hr. Klaudius: „Die Ruhe euch wiederzubringen, ist es gerade, was mich veranlaßt, hier zu bleiben — auch gegen euern Wunsch." —

H. Weismann, sich wieder auf seinen Sitz niederlassend: „Nun, es sei! Denn dem Gefangenen ist es verwehrt, unwillkommene Besucher vor die Thüre zu setzen; aber mich zum Hören auf Ihre Worte zu zwingen, das werden Sie nicht vermögen." —

Hr. Klaudius mit Wärme: „Dennoch werdet Ihr auf meine Worte hören! In euern Leiden entbehrt Ihr einen aufrichtigen Freund, in dessen Herz Ihr den bittern Seelenschmerz ausgießet, und der bei allem Abscheu gegen das Verbrechen Mitleid zu haben weiß mit dem, der sich desselben schuldig gemacht hat." —

H. Weismann, durch Wuth von seinem Sitze wieder aufgetrieben, schrie: „Seelenschmerz! Verbrechen! schuldig! Auch Sie unterstehen sich, mir diese Worte vorzuhalten, die ich aus aller Kraft der Seele als die schmählichste Verläumdung zurückweise!! Ich sage und betheuere es, daß ich unschuldig bin, hören Sie, unschuldig! Wer immer das Gegentheil zu sagen wagt, ist ein schamloser Verläumder! Rein sind meine Hände von dem vergossenen Blute, und dennoch halten betrogene und ungerechte Richter mich hier in diesem Kerker wie einen Mörder gefangen. Die Betheuerungen meiner Unschuld nicht achtend, gehen sie einzig darauf aus, in den Aussagen meiner Feinde einen Schein zur Begründung meiner Verurtheilung zu entdecken. Alles, Alles vereinigt sich, um mich zu verderben und mich zur Verfluchung der menschlichen Gesellschaft zu zwingen. Ja, selbst meinem einzigen Kinde hat man den

schändlichen Verdacht gegen mich beizubringen gewußt, so daß ich selbst aus diesem reinen Munde Andeutungen hören mußte, die mich mit einem so schauderhaften Verbrechen belasten. Wenn das nicht geeignet ist, einen Vater, der sich unschuldig weiß, zu entmuthigen, zu empören, zur Raserei zu nöthigen, so mögen Sie mir sagen, was noch wohl zur Verzweiflung treiben könnte. Wohlan, Herr Pfarrer, ich will Sie anhören, wenn Sie im Stande sind, mir zu beweisen, daß in meiner Lage Ergebung noch Pflicht sein könne. Wer vermag es, mir einleuchtend zu machen, daß Gott auch dann noch gerecht sei, wenn er den Unschuldigen mit solcher Schmach, mit solcher Qual verfolgt werden läßt?!" —

Der Pfarer: „Den Unschuldigen, sagt Ihr?... Hubert Weismann, glaubt Ihr denn wirklich, diesen Namen noch zu verdienen?" —

H. Weismann: „Ob ich das glaube? Sagt mir lieber, was mich bewegen könnte, daran nur zu zweifeln." —

Der Pfarrer: „Wohlan! Ihr sagt, eure Hände seien rein von dem Blute, das vergossen worden; dürfet Ihr denn aber auch betheuern, daß euer Herz, daß eure Worte es ebenso seien? Wer hat denn in unserem friedlichen Dorfe all' die verderblichen Aufregungen angefacht und genährt, die am Ende eine so entsetzliche Frevelthat hervorgebracht haben? Wer hat denn unablässig dahin gearbeitet, die Armen gegen die Reichen zu erbittern, die Arbeiter gegen ihren Fabrikherrn aufzuwiegeln? Wer ist es gewesen, der in den wühlerischen Zusammenkünften nicht aufgehört hat, den unglücklichen Herrn Forstner als den hassenswürdigsten Feind aller Unbemittelten zu schildern? Waret

nicht Ihr es, der diesen Biedermann fort und fort beschuldigte, daß er in stolzer Herzlosigkeit seine Arbeiter wie bloße Maschinen behandle, um sich von ihrem Schweiße, wie Ihr euch ausdrücktet, zu mästen? Und da nun dieser Wohlthäter unseres Dorfes durch einen Mörder gemeuchelt wird, wundert und entrüstet Ihr euch darüber, daß man sagt: Derjenige, der sich stets als sein grimmigster Feind erwiesen, muß auch sein Mörder sein. Sei es also wahr, daß eure Hände nicht befleckt sind mit seinem Blute, so seid doch Ihr, Unglücklicher! derjenige, der ohne Zweifel ein anderes Herz dazu verdorben, eine andere Hand dazu bewaffnet hat, ihn zu erschießen. Saget nicht, daß die Veranlassung dieses schauderhaften Verbrechens nie in eurer Absicht gelegen. Wer Wind säet, erntet Sturm. Wer Empörung stiftet, ist vor Gott verantwortlich für deren Folgen. Wühlen, aufwiegeln habt Ihr gewollt, und mußtet wissen, daß nur zu leicht daraus mehr Unheil entstehen konnte, als Ihr zu berechnen, zu verhüten und je wieder gutzumachen vermochtet! Und nach all' dem beschuldet Ihr Gott noch der Ungerechtigkeit, und beklagt euch über die Blindheit und Härte der Menschen, die in euch den Urheber so vielen Unheils und den wahrscheinlichen Mörder eures und des ganzen Dorfes Wohlthäters erblicken zu dürfen glauben?" —

Hubert Weismann fühlte sich getroffen; denn diese schlagenden Beschuldigungen waren nur allzu wahr, und die Stimme seines Gewissens vereinigte sich mit der Stimme seines greisen Seelsorgers, um ihn zu verurtheilen. Dieses entging Herrn Klaudius nicht, der dann nach einer Pause fortfuhr: „Nun, so höret denn auf, gegen die Gerechtigkeit Gottes zu murren, und danket Ihm vielmehr, wenn Er euch hier auf

Erden Gelegenheit bietet, durch herbe Leiden, durch ein schweres Geschick euer Vergehen zu büßen und zu sühnen, um sie euch für die Ewigkeit zu verzeihen." —

Bei diesen Worten fuhr Hubert Weismann zusammen und schrie: „Nein, nein! das ist zu viel erwartet! Nie, nie werde ich mich darein ergeben, diese Welt mit dem Schandrufe eines Meuchelmörders zu verlassen. Das Leben von Stephan Forstner habe ich nimmer bedroht, und für einen Andern diese Mordthat büßen, das kann ich nicht wollen." —

Der Pfarrer: „Wer sagt euch aber, daß Gott den Mörder unbestraft werde entkommen lassen?" —

H. Weismann: „Aber wird dessen Strafe meinen guten Ruf und mein Glück herstellen können, und wird darum die Wohlfahrt meines armen Kindes nicht verloren bleiben?" —

Der Pfarrer: „Ihr bekennet also jetzt, daß Ihr einst wirklich Achtung und Glück genossen? Ach, warum mußtet Ihr erst so unglücklich werden, um dieses endlich doch einzusehen und anzuerkennen?! Leider ist die Zahl derjenigen nicht gering, welche die göttliche Vorsehung zu tadeln sich erkühnen, weil das ihnen beschiedene Loos nicht ihren überspannten Wünschen entspricht. Undankbar gegen die wahren Glücksgüter, die Gott ihnen aus weiser Güte so und nicht anders verliehen, verkennen sie über ihre begierlichen Pläne dieselben ganz und gar und überlassen sich dann dem Neide, dem Mißmuthe und der Unzufriedenheit, weil sie nicht vermögen, einen für sie unmöglichen Glücksstand zu erreichen, den Gottes Güte ihnen versagt hat, da Er vorsieht, daß ein solcher sie doch nie wirklich befriedigen oder ihnen gar zum ewigen Verderben gereichen würde. Ihr selber, Weismann, und Ihr allein seid es,

der das bescheidene, aber zur heitern Zufriedenheit vollkommen genügende Loos, welches Gott euch zugetheilt, mit Füßen getreten hat. Und war es christlich oder auch nur klug von euch, daß Ihr Alle, auf die Ihr einen Einfluß gewinnen konntet, mit ihren Verhältnissen unzufrieden, gegen alle Bemittelten neidisch und so zugleich nicht nur verkehrt, boshaft, sondern auch unglücklich zu machen suchtet? Ihr hattet nur noch Augen für das theils wirkliche, theils blos eingebildete Ungemach des Arbeiterstandes, aber das Gute, Erfreuliche und Beglückende dieses Standes vermochtet Ihr vor lauter Mißgunst nicht mehr wahrzunehmen, geschweige anzuerkennen. Hingegen kanntet Ihr die Leiden der Reichen nicht und träumtet euch diese so glücklich, wie sie es in der Wirklichkeit nirgend sind und auf Erden nie sein können. Was aber eure Thorheit voll machte, war das leider nur zu sehr gelungene Bestreben, auch so viele Andere noch mit eurer sündhaften und unwahren Träumerei anzustecken und zu verführen. O hättet Ihr doch früher meinen wohlwollenden Worten Vertrauen geschenkt, wie ganz anders und wie unvergleichlich besser würde es jetzt um euch stehen!" —

Hubert Weismann war inzwischen auf seinen Sitz wieder zurückgesunken und hielt das Gesicht mit beiden Händen fest bedeckt. Der Pfarrer erhob, für ihn betend, die Augen nach oben und harrete auf seine Erwiederung. Wie aus einer Betäubung erwachend, sprach dann nach einer Pause der Unglückliche: „Ja, ich muß es gestehen, ich habe glückliche, sehr glückliche Tage genossen; aber seit einiger Zeit war es mir, als sei die Hölle in meinem Herzen angefacht, und ich litt entsetzlich an einem furchtbaren Uebel, das ich bis dahin nie gekannt, nie geahnt hatte." —

Der Pfarrer: „Und heißt dieses schreckliche Uebel nicht Hoffart, Ehrgeiz, Mißgunst, Neid?“ —

Der Meisterknecht ließ den Kopf sinken und schwieg. Herr Klaudius merkte, daß die Wahrheit immer mehr auf sein Gemüth einwirkte und wünschte, diesen günstigen Zeitpunkt recht zu benutzen, um Hubert zur vollern Anerkennung und Verabscheuung seiner Irrthümer zu bewegen. Es war dieses eine ungemein schwierige Aufgabe, deren Lösung nichts weniger erheischte, als die weise Umsicht, die biedere charakterfeste Gradherzigkeit und die unverwüstliche Geduld und Sanftmuth des eben so erfahrungsreichen, als liebevollen Seelsorgers. Inzwischen entging es diesem nicht, wie seine Zusprüche, immer innerhalb der Wahrheit und Gerechtigkeit sich bewegend, durch Gottes Gnade bereits eine solche Macht über Geist und Herz des Gefangenen gewonnen, daß derselbe es schon nicht mehr über sich zu bringen vermochte, seine Einreden, wie Anfangs, mit Heftigkeit, Zorn und Hohn vorzubringen. Herr Klaudius versuchte, um die Gedanken des Unglücklichen einstweilen von seiner Lage abzulenken und so seinen Seelenschmerz einigermaßen zu beschwichtigen, in der Widerlegung der falschen Ansichten von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit ziemlich weit auszuholen. Er wies darauf hin, wie durchaus nothwendig die große Ungleichheit und Verschiedenartigkeit der Wesen in Gottes Schöpfung sei; wie manichfaltig die Minerale, die Pflanzen und nun gar die Thiere auch dem weniger Kundigen schon erschienen, wie nützlich und unentbehrlich die mancherlei Glieder namentlich am menschlichen Körper sich zeigten; und ging dann über auf die überaus große Verschiedenheit der Körper- und Geisteskräfte, der Charaktere

und Neigungen der Menschen, um dann dem Unglücklichen die Nothwendigkeit der verschiedenen Stände für die menschliche Gesellschaft einleuchtend zu machen. Demnach bemühete er sich, ihm zu zeigen, wie Jeder zur Erhaltung der allgemeinen Rechtsfreiheit und Ordnung einen Theil seiner Ungebundenheit aufopfern müsse, und wie im Christenthume allein eine wahre Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft möglich sei, die sich denn auch zu allen Zeiten gerade in dem Maaße entwickelt und gezeigt, als das Volk von dem in heiliger Liebe wirksamen Glauben wahrhaft und wirklich durchdrungen gewesen. Wer also sich und seine Mitmenschen in der That beglücken wolle, müsse aus allen Kräften dahin arbeiten, die ächt christliche Religiosität bei sich selbsten und in seinem mehr oder minder großen Bereiche möglichst zu fördern. Dieses allein sei das uns von Gott selbsten gegebene Mittel, Wohlsein und Zufriedenheit zu verbreiten und das menschliche Elend möglichst zu mildern. Allerdings werde dieses hienieden eben so wenig, als dessen Ursache, die Sünde, jemals ganz gehoben werden; denn so lange die Menschen hier auf Erden pilgern, seien sie bei aller Religiösität immer noch fehlbar und bedürften deshalb der Züchtigung, um nicht völlig auszuarten und so einander für Zeit und Ewigkeit zu verderben. Nichts erweise sich ja so gefährlich für uns, als ein ungestörtes Wohlleben, in welchem man so leicht Gottes und seiner Gerechtigkeit vergesse, und dann im Taumel des Genusses die allein heilbringende, wahrheitgemäße, religiöse Liebe einbüße. Daher sei es begreiflich, wie der Reichthum so Manche in ihren gesunden, üppigen Tagen zu allen Ausschweifungen und auch zur Gefühllosigkeit gegen ihre leidenden Mitmenschen verleite, und

weshalb denn auch der Heiland ausdrücklich gesagt, daß es für die Reichen so schwer sei, in's Himmelreich einzugehen. Wer das Alles recht bedenke, könne die Wahrheit nicht verkennen, daß es ein Zeichen seiner Liebe sei, wenn Gott uns manchmal mit Leiden heimsuche, die aber hienieden keinenfalls den Strafen gleichkämen, welche Jeder von uns durch seine Sünden verdient habe. Das Loos eines jeden, auch des Elendesten hienieden, sei immer noch besser, als er bei rechter Selbstkenntniß sich dessen würdig erachten werde. Je besser der Mensch in Wahrheit sei, desto mehr werde er in seinem Leben Ursache finden, Gott für zahllose, unverdiente Wohlthaten zu danken, und dann nie über Leiden zu murren, die nur zu seinem Heile über ihn kommen und mit seiner Strafwürdigkeit doch nicht zu vergleichen seien.

Hubert Weismann, der bis dahin scheinbar ruhig zugehört hatte, fiel hier seinem würdigen Seelsorger in's Wort mit der Frage: „Aber glauben Sie denn, Herr Pfarrer, daß Gott die Züchtigung meiner Verirrungen so weit treiben werde, mich ein Verbrechen büßen zu lassen, das ich doch nicht begangen habe?" —

Der Pfarrer erwiederte: „Die Rathschläge Gottes sind für unsere Kurzsichtigkeit unerforschlich, mein Freund! Was wir aber, ohne Gefahr zu irren, behaupten können, ist, daß Klagen, Murren und Toben gegen seine Anordnungen uns seiner Erbarmung unwürdig macht, und wir Ihn dadurch nur nöthigen können, uns desto strenger zu behandeln, statt unsern Wünschen und Bitten zu willfahren. Jesus Christus, dieses göttliche Vorbild der Geduld und Ergebung, hat uns selber nicht blos durch Worte, sondern mehr noch durch sein Beispiel gelehrt und gezeigt, wie wir uns gegen Gott zu

verhalten haben, wenn es Ihm gefällt, uns Prüfungen zu unterwerfen. Am Vorabende seiner schmachvollen und grausamen Hinrichtung war seine Seele bis zum Sterben betrübt, und so lag Er, sein heiliges Angesicht mit Blutschweiß bedeckt, im Oelgarten zur Erde hingestreckt und betete: Mein Vater, wenn es möglich ist, so gieb, daß dieser Leidenskelch an mir vorübergehe; doch nicht Mein, sondern Dein Wille geschehe! —

H. Weismann entgegnete: „Bedenken Sie doch, Herr Pfarrer, Jesus Christus war Gottes Sohn, ich aber bin nichts, als ein schwacher Mensch.“ —

Der Pfarrer: „Wohl, Er war und ist Gott, aber Er hat sich selbst erniedriget und ist Mensch geworden, unt für unsere Sünden zu leiden und zu sterben. Unsere Vergehungen hat Er auf sich genommen, und um dieselben zu büßen, wollte Er, der Gottmensch, das Vollmaaß aller menschlichen Leiden erfahren und erdulden, ohne durch seine göttliche Macht deren schauerliche Gewalt zu mindern. Bittet denn auch nach seinem Beispiel den höchsten Herrn unseres Daseins und Lebens, daß Er, wenn's möglich, den Kelch, der euch geboten ist, hinwegnehme; aber bittet auch mit derselben Ergebung, wie unser göttliches Vorbild gebeten, daß nicht euer, sondern Gottes heiliger und heilbringender Wille an euch geschehe.“ —

H. Weismann, tief aufseufzend: „Ach nein! das werd' ich nimmer vermögen!“ —

Der Pfarrer: „Vermögen werdet Ihr es wohl vermittels der Gnadenstärkung, die von Oben kommt. Aber habt Ihr auch wohl einmal in der Zeit eures Hierseins zu beten versucht?“ —

H. Weismann: „Nein, das Gebet war so fern von meinen Lippen, als die Ergebung von meinem Herzen.“ —

Der Pfarrer: „Nun wohlan, mein Freund! versucht es ernstlich, auch wenn Ihr keine Lust dazu fühlet; und der göttliche Beistand wird euch nicht fehlen, um euer Flehen mit demjenigen zu vereinigen, welches sich täglich für euch zum Himmel erhebt." —

Nach einer Pause sprach H. Weismann in Gedanken vertieft: „O du, mein armes Kind! wie hab' ich grausam gegen dich gehandelt! Dennoch betest du für mich. Mein Herz läßt mich nicht daran zweifeln, daß du dein reines Gemüth und deine frommen Hände nicht umsonst für deinen unglücklichen Vater zu Gott erhebest." —

Der Pfarrer: „Wohl sind die Gebete eurer Tochter ganz gewiß die innigsten und heißesten; aber es betet ja auch die ganze katholische Kirche täglich für die Bekehrung und das Heil aller Irrenden und Sünder, also auch für euch." —

H. Weismann: „Nun, ich will auch zu beten versuchen, obschon diese Sprache mir in der letzten Zeit leider nur zu fremd geworden ist." —

Der Pfarrer: „Wollt Ihr nicht, daß wir jetzt gleich zusammen den Anfang machen?" —

Hub. Weismann schwieg. Als aber der Pfarrer in Andacht niederkniete, folgte er fast unwillkürlich dessen Beispiel und war ganz Ohr, während derselbe aus der reichen Fülle seiner tiefbewegten Seele zu Gott flehete, Er möchte einen Strahl seiner Gnade in das kranke Herz des unglücklichen Gefangenen senden und darin alle Spuren der argen Leidenschaften tilgen, die dasselbe so lange aufgeregt, verstimmt und verdorben hatten. — Das wahre Herzensgebet hat seine eigenthümliche, unnachahmliche Sprache und wirkt segensreich auf jedes nicht ganz verhärtete Gemüth. Weis-

mann war jetzt in einer Stimmung, dieses zu erfahren. Tief ergriffen lag er noch immer, den Kopf zur Erde gesenkt und die Augen geschlossen, auf den Knieen, nachdem der würdige Pfarrer schon eine Pause das Gebet geendet und sich bereits wieder erhoben hatte. Ja, der Unglückliche fühlte sich nicht mehr so namenlos unglücklich; denn er hatte am Ende angefangen, mitzubeten, und darin einen unaussprechlichen Trost gefunden. Seine Freude darüber war so groß, daß er endlich mit den Worten sich erhob: „O ja, ich kann wieder beten und fühle, welch eine Wohlthat es ist, in Leiden sein Herz zu dem erheben zu dürfen, der auch dann unser Vater ist, wenn er züchtiget." —

Bevor der Pfarrer ihn verließ, ermuthigte er ihn noch, von nun an recht oft vertrauensvoll zu beten, zumal so oft böse Gedanken ihn plagen wollten. Er versprach's und hielt Wort. Im Begriffe, für diesmal zu scheiden, reichte der ehrwürdige Pfarrer ihm die Hand, und fühlend, wie der Gefangene anfangs schüchtern, dann aber mit Heftigkeit sie drückte und festhielt, sprach er: „Ich werde mit Marie wiederkommen." —

H. Weismann: „O sagt ihr, daß sie den Besuch nicht verzögere." —

Der Pfarrer: „Sie wird gerne jeden Tag zu euch kommen, sobald sie erfährt, daß es euch angenehm ist." —

H. Weismann: „Ich werde mich nur jedesmal freuen, sie wiederzusehen, und möchte Sie bitten, Marie ja mitunter zu begleiten." —

Diese Worte, so einfach wahr gesprochen, verursachten dem würdigen Seelsorger eine ungemeine Freude, weil sie ihm ein neuer Beweis von der gänzlichen Sinnesänderung des Unglücklichen waren. Darum sagte

er: „Nur die Unmöglichkeit wird mich abhalten können, Sie von Zeit zu Zeit zu besuchen.“ —

H. Weismann erwiederte: „Sie thäten gewiß ein gutes Werk; denn obgleich ich fühle, daß Gott mir die Gnade geschenkt, wieder an sein Wort zu glauben und auf seine Verheißungen zu hoffen, fürchte ich doch sehr, noch manchmal von verkehrten Gedanken geplagt zu werden, mit denen ich mich in den Unterredungen mit meinen Verführern und aus schlechten Büchern nur allzuviel befreundet habe. Wie schwach und leicht verwirrt ich aber bin, das habe ich leider nur zu sehr erfahren.“ —

Der Pfarrer: „Dieses Mißtrauen gegen euch selbst wird euch zur Schutzwehr werden, wenn Ihr das demüthig vertrauende Gebet damit vereinigt. Ueberdies werde ich recht gerne das Meinige thuen, euch durch Belehruug gegen zweifelmüthige Versuchungen zu rüsten. Auch wüßte ich noch wohl einen treuen Freund, der fähig und bereit sein würde, euch alle erwünschliche Aufschlüsse zu geben, und dem Ihr gewiß noch unbefangener als mir euere Bedenken vortragen würdet, wenn Ihr euch nur entschließen könntet, ihm den Zutritt zu euch zu gestatten.“

H. Weismann errieth gleich, daß Herr Klaudius dessen Schwager Alban Marbach meinte, und stutzte; denn er schämte sich, die Freundschaft dieses edeln Mannes so verkannt und sich derselben so unwerth gemacht zu haben. Der Pfarrer, der diese seine Verlegenheit merkte, fuhr daher fort: „Seid gewiß, daß euern langjährigen Freund nichts so sehr erfreuen kann, als wenn Ihr ihm vergönnet, euere Sinnesänderung zu sehen und euch neue Beweise der treuen Liebe geben zu können, deren nothgedrungene Verläugnung ihm das Leben fast unglaublich verbittert hat.“ —

Nach einer Pause sagte H. Weismann: „Wenn Sie, Herr Pfarrer, ihn zu überzeugen vermögen, daß meine Hände vom Blute rein sind, und daß ich meine Verirrung einsehe, anerkenne und bereue, dann werde ich glauben dürfen, daß er mir Alles, womit ich ihm wehe gethan, verzeihe, und ich werde ihn dann in der Hoffnung hier empfangen können, den alten, edelmüthigen Freund in ihm wiederzufinden." —

Der Pfarrer: „Ihr kennet ihn und werdet also nicht daran zweifeln, daß mein Wort genügen wird, ihn zu überzeugen, und ihn euch ganz und gar wieder zu gewinnen." —

Dem Gefangenen schwammen die Augen in Thränen, auch der alte Pfarrer fühlte sich tief bewegt, drückte ihm nochmal die Hand und schied.

Im Gange hinter der blos angelehnten Kerkerthüre harrete noch immer der Gefangenwärter, der ein aufmerksamer Ohrenzeuge des ganzen Vorganges gewesen und dabei nicht ungerührt geblieben war. Wie es ihm sein Amt gebot, schloß er die Thüren vorsichtig ab und geleitete schweigend den würdigen Pfarrer über den großen Hof zu dem Vorzimmer zurück, wo er ihn früher abgeholt hatte. Beim Eintritte in dieses Gemach frug ihn Herr Klaudius, ob jetzt wohl Schwester Gregoria zu sprechen sein möchte. Der Wärter erwiederte, er wolle sich erkundigen, und ging weg. Nach wenigen Minuten erschien Schwester Gregoria, grüßte den würdigen Pfarer ehrerbietigst mit der ihr eigenen heitern Freundlichkeit und erkundigte sich sofort nach Hubert Weismann, dessen Zustand ihr nicht unbekannt geblieben war. Wie freute sie sich der guten Nachricht, die Herr Klaudius ihr über seinen Pfarrangehörigen geben konnte! Als derselbe sich dann

erkundigte, ob Herr von Birkheim noch auf dem Krankensaale sei, erwiederte sie, daß derselbe eben erst fortgegangen, nachdem er durch seinen Besuch den kranken von Wolfing angenehm überrascht und mit demselben einen religiösen Briefwechsel verabredet habe. Sie erwarte hievon unter Gottes Beistand das Beste für den armen Lungensüchtigen, weil derselbe seit einigen Tagen eine für die Wahrheit empfänglichere Stimmung kundgebe, und weil Herr von Birkheim, der sich viel mit wissenschaftlichen und namentlich mit theologischen Studien abgegeben zu haben scheine, sein volles Vertrauen zu gewinnen gewußt habe. Als der alte Pfarrer die Besorgniß äußerte, Herr von Birkheim möchte sich in seinen Briefen zu sehr seiner frommen Begeisterung überlassen, wurde ihr einleuchtend, warum Max von Wolfing so wiederholt auf die möglichst größte Einfachheit in der Beweisführung gedrungen und so nachdrücklich bemerkt habe, wie er nicht überredet, sondern überzeugt werden wolle. Gregoria erklärte dem Herrn Pfarrer, wie Herr v. Birkheim versprochen, er werde sich befleißigen, mit möglichster Gemüthsruhe klar und wahr zu schreiben, um dem Kranken die Erwägung der Beweisgründe recht nahe zu legen und die Gewinnung einer gediegenen Ueberzeugung, so viel ihm nur möglich, zu erleichtern. Dann fügte sie noch hinzu, daß der Kranke sie bereits ersucht habe, ihm die zu erwartenden Briefe seines Freundes vorzulesen und nöthigen Falls auch deren Inhalt gegen seine etwaigen Bedenken und Angriffe, so viel thunlich oder nöthig, in Schutz zu nehmen. Dieses vernahm der würdige Greis, der Gregorias Fähigkeiten näher kannte, mit sichtbarem Vergnügen, und er verließ dann, auch in dieser Beziehung einigermaßen beruhigt,

das Gefangenhaus, mit dem Vorsatze, möglichst bald mit Marie Weismann zu ihrem Vater zurückzukehren.

Auf dem Heimwege dankte er Gott und vollendete seine Breviergebete mit freudiger Andacht. Er war noch etwa fünf Minuten vom Pfarrhause entfernt, als Marie ihm entgegenkam und ihm schon von ferne die Frage zurief, wie er ihren Vater verlassen habe? Dem guten Greis wurde es auch fast zu lang, ihr erwiedern zu können: „Dein Vater ist ruhiger geworden, mein Kind, und ich habe Ursache, mich unserer Zusammenkunft zu freuen. Gott hat derselben einen Erfolg gegeben, der über meine Erwartung geht. Uebrigens wirst du selber dich bald davon überzeugen können, denn dein Vater verlangt dich zu sehen." —

Marie: „Ist es möglich, mein Gott! hat er wirklich den Wunsch geäußert, mich wieder bei sich zu sehen?" —

Der Pfarrer: „Und zwar so bald als thunlich." —

Marie: „O heute, heute noch will ich mich aufmachen und zu ihm eilen!" —

Der Pfarrer: „Nein, mein Kind, dazu ist es nicht mehr Zeit. Wir wollen es auf morgen festsetzen und heute deinen Vater seinen Betrachtungen überlassen, die ihm gewiß heilsam sein werden." —

In der That war dem armen Gefangenen auch die Ruhe an dem Tage sehr nöthig und ungemein nützlich. Seit dem Besuche seines Pfarrers war er ein ganz anderer Mensch geworden. Er ließ sich nicht mehr zu jenen stürmischen Aufregungen hinreißen, die ihn einem Rasenden ähnlich gemacht; er hörte auf, sich selbst gegen sein Schicksal zu empören, und war sogar entschlossen, dem Erfolge seines Prozesses mit aller möglichen Ruhe

und Ergebung entgegenzusehen. Er sah jetzt ein, daß weder die Zeugen noch die Richter anders, als geschehen, handeln gekonnt, weil alle Umstände sich vereinigten, den Schein der Mordthat durchaus auf ihn zu werfen. Auch begriff er, daß die Aufstachelungen der Arbeiter gegen ihren Herrn, deren er, als verführter Verführer, sich schuldig gemacht, die allerdings nicht bezweckte Veranlassung sowohl zu der Ermordung, als zu der Fabrikbestürmung gewesen sein mochte, und daß er jedenfalls dadurch viel Unheil gestiftet und sich schwerer Strafe schuldig gemacht habe.

Herr Klaudius mußte sowohl seiner Schwester, als der armen Marie umständlich erzählen, was zwischen ihm und Weismann vorgegangen, und er hatte bei all' den Fragen, die ihm gestellt wurden, seine Noth, Alles zu vermeiden, was der guten Tochter irgend hätte unnöthig wehe thun können. Es war später als gewöhnlich geworden, bevor sie zu Bette gingen, und der alte Herr fühlte sich ungemein müde. Marie aber konnte nicht einschlafen, stand daher bald wieder auf, um niederzuknieen, und betete für ihren gefangenen Vater bis die Morgenglocke läutete. Dann kleidete sie sich an und ging zur Kirche, wo sie sich vor dem Tabernakel auf den Besuch vollends vorbereitete, den sie heute mit dem Pfarrer machen sollte. Als aber Herr Klaudius erwachte, fand er sich erkältet und matt, so daß es ihm Anstrengung kostete, zur Kirche zu gehen und das heilige Meßopfer für den Gefangenen, wie Marie ihn Abends gebeten, darzubringen. Beim Frühstücke mußte er daher dem armen Mädchen erklären, daß es ihm unmöglich sei, seinem Versprechen gemäß sie zur Stadt zu begleiten. Auch Seraphine, die bei dem mindesten Unwohlsein ihres Bruders gleich

überaus besorgt war, konnte sich nicht entschließen, denselben zu verlassen, und so mußte denn Marie den Weg zu ihrem Vater allein machen. Sie erhielt ohne Mühe die Erlaubniß, denselben im Kerker zu besuchen und fand ihn zu ihrer Freude in einer Stimmung, wie sie ihn seit Monaten nicht mehr gesehen hatte. Wie war sie glücklich, als er bei ihrem Eintritt mit offenen Armen ihr entgegenkam, sie umschlang und lange, lange an sein Herz drückte. Was sie bis dahin durch ihn gelitten, war ihrem Gedächtnisse nun für immer entschwunden. Beide verstanden einander, ohne ein Wort zu sprechen. Die Tochter fühlte, daß der Gefangene wieder ganz ihr Vater war, und Hubert Weismann war gewiß, daß sein Kind ihm vom Geschehenen nichts nachzuhalten vermöge. In der Unterredung, die allgemach erfolgte, war es dem Vater anfangs auffallend, daß Marie über seine Gefangenschaft so ganz und gar keine Betrübniß merken ließ, vielmehr sich durchaus so benahm und äußerte, wie sie es ehemals bei ihrem heitern Zusammenleben in ihrer freundlichen Wohnung zu Nahne gewohnt gewesen. Inzwischen gewahrte er nach und nach, wie sie nicht mehr im Mindesten daran zweifle, daß er seine Freiheit in kurzer Zeit wieder erhalten und dann mit ihr wieder vereint glücklichere Tage erleben würde. Durch die Mittheilungen des Herrn Klaudius war sie nämlich gewiß geworden, daß ihr Vater seine Hände nicht mit Blut befleckt, und in dem kindlichen Gebete, das sie während der ganzen verflossenen Nacht unausgesetzt zum Himmel emporgesendet, hatte sie die Zuversicht zu Gottes Güte gewonnen, daß Er die Wahrheit aufdecken und ihr ihren Vater wiedergeben werde. Hubert Weismann hütete sich wohl, sie in dieser tröst-

lichen Hoffnung zu stören oder auch nur den leisesten Zweifel daran in ihrer Seele zu erregen; allein der Gedanke, daß vielleicht bald die Stunde kommen könne, wo ihr der süße Trost ihrer kindlichen Erwartung auf's Entsetzlichste geraubt werden würde, durchschnitt wie ein zweischneidiges Schwert sein Herz, und er mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht den ungeheuern Schmerz zu verrathen, der sein ganzes Innere durchwühlte. Als sie aber beim Abschiede im Tone der Gewißheit sagte: „Vater, habe Geduld, Gott wird dich aus diesem Kerker in dein Haus zurückführen!“ da war es ihm, als ob ein Engel diese Worte zu ihm spreche, und von diesem Augenblick an konnte auch nicht mehr ein ernster Zweifel an deren Erfüllung Gewalt über ihn gewinnen, um ihn noch auf die Dauer zu beunruhigen.

XXXII.

Herr von Birkheim war aus dem Gefangenhause geraden Weges zu seiner altersschwachen Mutter gegangen. Er fand dieselbe heiterer als gewöhnlich. Wie gerne hätte er ihr von seinem Besuche bei Max von Wolfing erzählt. Allein so sehr dessen Verlangen nach einer bessern Ueberzeugung auch die Hoffnung auf volle Bekehrung begründete, derselbe hatte den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Christenthum ja noch nicht errungen, und konnte noch leicht in seinem Unglauben vom Tode überrascht werden. Darum vermied Friz von Birkheim es sorgfältig, seine Mutter an ihren gefangenen Neffen zu erinnern, zumal er aus Erfahrung vorsehen konnte, wie jetzt noch diese Erinnerung nur dazu dienen würde, ein tiefes Schmerzgefühl

in ihr anzuregen und ihre heitere Stimmung für den ganzen Tag zu verscheuchen. Er verweilte bei ihr bis nach dem Mittagessen um so ruhiger, als er das Vorhaben, an dem Tage noch die Aufnahme seiner „Zeitschau" in die Stadtzeitung zu erwirken, aufgeschoben hatte, um den Zusatz, wie er Herrn Klaudius versprochen, zur Verhütung etwaiger Mißdeutungen beizufügen. Als er gegen vier Uhr in sein Landhaus wieder zurückgekehrt war, dachte er vor Allem an das seinem unglücklichen, gefangenen Vetter gegebene Versprechen, und bereitete sich unverweilt dazu, den folgenden Brief zu schreiben. Nachdem er vorerst Gott um Erleuchtung inbrünstig angefleht hatte, setzte er sich auf's Sopha, um seine Gedanken zu sammeln und zu ordnen. Eine Stunde später stand er dann am Pulte und schrieb, wie folgt:

Lieber Vetter! Mit einem unaussprechlichen Gefühle von freudiger Innigkeit nenne ich so Dich wieder, seit Du mit dem schönen Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer uneigennützig wohlwollenden Liebe (wie aber nur die katholische Religion sie hervorzubringen vermag) mir entgegengekommen bist. Zur Linderung in Deiner unglücklichen Lage hast Du also diese Liebe von den guten Armen-Schwestern in einer Weise erfahren, daß Dir deren längere Bezweiflung unmöglich geworden. O wie wünsche ich, Dir auch meinerseits einen neuen Beleg ihrer wohlthätigen Wirksamkeit liefern zu können! Die Erfahrung dieser Liebe ist es, wodurch das Verlangen nach höherer Erkenntniß in Dir angeregt worden. Durch dieses Verlangen ist dann der nur zu lang genährte und festgewurzelte Widerwille gegen alles Uebersinnliche, Geheimnißvolle und Wunderbare in Deinem Gemüthe we-

nigstens so weit überwunden, daß es Dir nun doch nicht länger unmöglich bleibt, jene wahrheitfeindlichen Vorurtheile allgemach völlig abzulegen, die sich bis dahin jeder bessern Ueberzeugung so durchaus hinderlich erwiesen haben. — Deinem Wunsche möglichst zu entsprechen, werde ich nun in meinen Briefen über die Grundwahrheiten der Religion der Einfachheit und Klarheit mich befleißigen und Alles zu vermeiden suchen, was da scheinen könnte, statt wirklicher Ueberzeugung bloße Ueberredung zu bezwecken. Sollte Dir aber meine Beweisführung nicht genügen, so wolle dieses ja nicht voreilig sofort der Unzulänglichkeit der Beweisgründe selbsten, sondern vielmehr nur der Mangelhaftigkeit meiner Darstellung oder Deiner Auffassung derselben zuschreiben; denn Gründe, durch welche im Laufe der Jahrhunderte so viele Millionen und Millionen verständige und tugendhafte Menschen und darunter auch so viele Tausende und Tausende eben so rechtschaffene, als geistreiche und tiefdenkende Gelehrten auf's Vollkommenste überzeugt worden, müssen wohl auch an und für sich triftig und vollwichtig genug sein, um einen wahrhaft vernünftigen Glauben bei Jedem zu erzeugen, der dieselbe mit klarem Verstande richtig auffasset und mit unbefangenem, wahrheitliebendem Herzen reichlich erwäget, und es muß somit der Unglaube Vieler nur dem Mangel an gehöriger Kenntniß oder an richtigem Verständniß oder an reiflicher Beherzigung dieser Gründe zugeschrieben werden. Es wird demnach vorzugsweise darauf ankommen, daß Du mit den eigentlichen Beweisgründen Dich recht vertraut machest, sodann deren Beweiskraft recht sorgfältig prüfest, und die bewährt erfundenen durchaus treu im Herzen be-

wahrest und unverbrüchlich festhältst. Deine Wahrheitsliebe, die sich schon in dem Verlangen nach besserer Ueberzeugung kund gegeben, wird Dich auch fürder zum redlichen Forschen bewegen, und dann wird Dir die nöthige Erleuchtung zur Erkenntniß, sowie die erforderliche Willensstärkung zur Anerkennung der Wahrheit hoffentlich nicht fehlen. Diese Hoffnung ist es, die mich ermuthiget, Dir die Haupt-Beweisgründe für die Grundlage des Christenthums, so viel mir eben nöthig scheinet, in klarer Einfachheit und Kürze vorzulegen.

Dem Menschen sind gewisse Grundwahrheiten angeboren, ohne welche er nie zu irgend einer Erkenntniß gelangen könnte: dahin gehören die Prinzipien der Mathematik, der Physik, der Logik, der Aesthetik, der Moral und der Religion. Diese Wahrheiten liegen seinem ganzen Sein zu Grunde, ihnen gemäß ist seine leibliche und geistige Natur gebildet und eingerichtet, sie bekunden sich in seinem eigentlichen Wesen. Sobald er sich ihrer bewußt wird, ist er auch gewiß, daß keine derselben von seiner Willkür, wohl aber er von ihnen in allem Denken abhängig ist, und daß er nicht sie erfinden, sondern nur in sich finden und dann ihrer Anerkennung sich nicht erwehren kann. Die Ideen der Wahrheit, des Seins, der Kraft, des Lebens, der Freiheit, des Grundes, des Zweckes, die Grundsätze, daß jede Größe sich selbsten gleich, zwei mal zwei gleich vier, daß reine Liebe gut, Undankbarkeit bös, Harmonie schön ist u. s. w. braucht der Mensch nur recht zu verstehen, um bei gesundem Verstande deren Wahrheit nicht mehr ernstlich bezweifeln zu können. Eine solche uns angeborene Idee ist insbesondere die Realidee des absolut vollkommenen Wesens, welches so gewiß existirt,

daß sein Nichtsein gar nicht denkbar oder möglich ist, weil es ja offenbar nicht das absolut vollkommene Wesen wäre, wenn Ihm in irgend einer Beziehung das Dasein auch nur fehlen könnte. Mögen wir uns sonst ein noch so herrliches, aber irgend einer Beschränkung unterworfenes Ideal vorstellen, so wissen wir alsbald, daß dasselbe unserer Realidee von Gott nicht entspricht. Wir müssen also diese Idee wenigstens als Ahnung wirklich besitzen, um darüber urtheilen zu können, was ihr entspreche oder nicht. Ob man sich aber des Besitzes dieser Idee auch deutlich bewußt sei, ist eine andere Frage. Der wißbegierige Knabe fragt unzählige Male, und zwar von den angeborenen Ideen des Grundes und des Zweckes dazu gedrungen: „Warum? wozu?" ohne sich deshalb dieser Ideen bewußt zu sein. Ja, wie viele Mühen und Studien kostet es, sich der Grundsätze der Logik, der Mathematik, der Aesthetik u. s. w. klar bewußt zu werden, obgleich wir, ohne sie als angebornes Geisteseigenthum zu besitzen, nimmermehr zum vernünftigen Denken gelangen könnten. Es ist daher sehr begreiflich, daß Viele aus Gedankenlosigkeit, Geistesträgheit, genußsüchtiger Zerstreutheit und Stumpfheit sich der Idee der Gottheit gar nicht oder nur äußerst dunkel bewußt werden. Indeß ist sie es, welche auch als dunkle Ahnung das Menschengeschlecht treibt, nach Gotteserkenntniß zu streben, so daß schon Cicero (De natura Deorum I. 16.) sagen konnte, es gäbe kein Volk, welches nicht einige Gotteskenntniß, auch ohne darüber unterrichtet zu sein, besitze. Woher aber haben und verstehen wir nun diese höchste aller Ideen? Alles Sein und Leben in der sichtbaren Welt ist denn doch wandelbar und zeitlich, begrenzt und endlich, und dieses

kann uns also die Idee des Ewigen, Unendlichen, absolut Vollkommenen keineswegs gewähren. Man addire so viel Veränderliches und Beschränktes zusammen, als man will oder möglich findet, es ergiebt sich immer nur ein Zeitliches und Endliches, wovon wir recht wohl einsehen, daß es nimmer ein Ewiges, Unendliches oder absolut Vollkommenes sein oder werden kann. Ja, man denke vom Zeitlichen und Räumlichen durchaus alle Grenzen hinweg, so hebt man dasselbe gänzlich auf, man gelangt zum Nichts, aber keinenfalls zum Ewigen und Unendlichen. Wie uns die Welt nun die Idee der Gottheit nicht geben kann, so vermag auch der Menschengeist in seiner Endlichkeit dieselbe nicht aus sich zu erzeugen; sie kann uns also nur von Gott selbsten anerschaffen sein, und ist somit seine Uroffenbarung in uns und für uns, ohne welche wir nie die Fähigkeit und den Antrieb haben würden, irgend eine wahre Kenntniß von Ihm zu gewinnen. Durch die angeborene Realidee von Gott ist eigentlich der Mensch vorzugsweise über alle Wesen dieser Erde wirklich erhaben. Angefangen von den einfachsten Krystallisationen zeigt sich in der ganzen Natur, am bemerklichsten in den Uebergängen von den Mineralien zu den Pflanzen und von diesen zu den Thieren, ein unverkennbares Emporringen zum Vollkommneren. An der Spitze aller Erdenwesen steht dann aber mit seinem eigenthümlichen Vervollkommnungstriebe der Mensch. Sein Gedankenflug durcheilt die Sternenbahnen schneller noch, als der Lichtstrahl, der in einer Secunde bei zwei und vierzig tausend Meilen durchzuckt. Allein wenn er auch mit seinem Geiste eine ganze Welt umfaßt, so ist diese doch immer noch ein Zeitliches und Begrenztes, wo hingegen er durch die Realidee des un-

endlich Vollkommenen über alle Schranken der Zeit und des Raumes erhaben und zur innigen, ewigen Vereinigung mit Gott der Anlage nach befähigt und berufen erscheint. Ja, daß es dem Menschengeiste der Anlage nach gegeben ist, Gott zu erkennen, erkennend Ihn zu lieben, liebend Ihn zu verherrlichen, und Ihn verherrlichend selig zu sein, das ist seine überirdische Würde und seine allein wahre Größe; dadurch sind wir wirklich andere, höhere Wesen als alle übrigen Geschöpfe der Erde, von denen wir uns ohne diesen unschätzbaren Vorzug doch nicht wesentlich unterscheiden, ja denen wir in Bezug auf zeitliches Wohlsein manchmal auffallend nachstehen würden. Diese Anlage zum Erkennen, Wollen, Lieben und beseligenden Genießen des Uebersinnlichen, Ewigen, Göttlichen ist auch eine Bürgschaft für unsere Unsterblichkeit, für unsern Beruf zu ewigem, himmlischem Leben in der seligen Gemeinschaft mit Gott.

Die uns angeborene Idee des absolut Vollkommenen, einmal zur Gottesahnung geworden, nöthiget uns immerhin, bei den Wahrnehmungen außer uns und in uns nach dem ewigen Urgrunde alles endlichen Daseins und Lebens zu fragen. Schon der Gedanke ist undenkbar, daß die materielle Welt sich selber und dazu ohne Bewußtsein nicht nur Dasein, sondern auch Plan, Ordnung und Entwickelung gegeben habe. Wir sehen dieselbe sich bewegen, verändern und aus Samen organische Wesen entwickeln. Aber woher hat sie die erste Anregung zu den Bewegungen erhalten? Wer hat die erste Mischung der sogenannten Grundstoffe bewirkt? Wer hat den ersten Samen hervorgebracht und ihm den Keim, die Kraft und das Gesetz zu seiner Entwickelung

gegeben? Ferner, des Menschen Geist entwickelt sich nie und nimmer ohne den Einfluß eines andern Geistes, er muß erzogen, gebildet werden. Wer hat nun den ersten Menschen erzogen? Sind wir ohne höhere Abkunft und Bestimmung, so sind wir gerade durch unsere höheren Geistesanlagen die erbärmlichsten aller Erdenwesen, deren ganze Herrlichkeit darin besteht, in einem engen, kurzen, schmerzensreichen Daseinskreise die herrlichsten Kräfte darauf zu verbrauchen, das tägliche Futter herbeizuschaffen, und mit Unterdrückung aller edleren Triebe durchaus selbstsüchtig möglichst viel Leiden abzuwehren und Vergnügen zu erhaschen, bis wir den Weg alles Fleisches gehen. Dann aber möcht' es am Ende wohnlicher werden unter den Thieren der Wildniß, als unter lauter solchen Menschenthieren.

Doch gehen wir von dieser allgemeinen Vorbemerkung näher ein auf den Beweis für Gottes Dasein und Wirken. Wir sehen die Körperwelt in Bewegung und finden doch die an sich träge und starre Materie ohne Freiheit und Kraft, sich selber die Bewegung zu geben oder auch zu nehmen. Wird ein Körper bewegt, so dauert seine Bewegung in derselben Geschwindigkeit und Richtung so lange fort, bis er einem Widerstande begegnet. Daher läßt sich die Bewegung der Körper, z. B. der Sternenlauf so genau berechnen. Leibnitz*), einer der kenntnißreichsten und tiefsinnigsten Gelehrten, welche je gelebt haben, sagt ganz einfach: „Aus der Natur der Körper folgt zwar ihre Bewegbarkeit, nicht aber ihre Bewegung selbst."

---

*) Er ist der Erfinder des Infinitesimalcalculs, und allgemein anerkannt als ein ganz außerordentlicher Metaphysiker, Naturforscher und Archäologe.

Auch der große Newton, der Entdecker der Gravitationsgesetze, erkennt es an, daß die Einwirkungen der Körper auf einander so wenig, wie die der Walzen und Räder einer Maschine ursprünglich von ihnen selbsten herkommt. Ueberhaupt erweisen sich bei genauer Betrachtung alle Anziehungserscheinungen der Cohäsion, der Verwandtschaft und der Schwere, dann alle Schwingungserscheinungen des Schalles, der Wärme und des Lichtes, so wie alle Strömungserscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus überall und immer nur als secundäre Ursachen der Körperbewegungen, und diese weisen daher hin auf einen eigentlichen Urheber derselben, der nothwendig ein freithätiger sein muß, um nach seinem Wohlgefallen wirken oder auch nicht wirken und so der ihrer Natur nach durchaus zeitlichen Bewegung der Dinge ihren Anfang, ihre Richtung und ihren Fortgang geben zu können, und der am Ende nur in dem absolut Vollkommenen zu finden ist. Will man hier zu der Ausflucht greifen, daß wir das Wesen der Körperwelt zu wenig kennen, um wegen der Unerklärbarkeit ihrer Bewegung aus ihren eigenen Kräften Gott als deren Urheber anzuerkennen, so heißt das im Grunde doch nichts anderes, als das Licht seines Geistes mißbrauchen, um ihn für blind zu erklären, wo er eben mehr sieht, als einem gerade lieb ist.

Bekanntlich sind und bleiben die einfachen Körper, Grundstoffe genannt, für sich unveränderlich dieselben, und Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus, welche — was ja nicht zu vergessen ist! — überall und immer nur als zweite und nirgend je als erste Bewegungsursachen erscheinen, vermögen nicht, deren Wesen anders zu gestalten. So behält z. B. der durch Aetherschwingungen erwärmte und geschmolzene Schwefel immer noch

ganz und gar seine wesentliche Beschaffenheit. Sobald aber mindestens zwei bis höchstens fünf verschiedene Grundstoffe in gleichen oder ungleichen Quantitäten mit einander in Verbindung gebracht werden, verlieren sie selber ihre wesentlichen Eigenschaften und es entstehen daraus ganz neue Körper von wesentlich anderer Beschaffenheit. So z. B. geben Schwefel und Quecksilber zusammen erwärmt den Zinnober. Unzählig sind nun die s. g. chemischen Erscheinungen von wesentlich und andauernd veränderten Gegenständen in der Körperwelt, und es liegt daher die Frage nahe: Wodurch wird **ursprünglich** jene Verbindung der an sich unveränderlichen Urstoffe bewirkt, welche nothwendig ist, all diese wesentlichen Veränderungen in der Natur hervorzubringen? Man hat eine große Menge grundlos-willkührlicher Annahmen zur Erklärung dieser augenfälligen Erscheinungen ersonnen, die aber für jeden Nachdenkenden schon in dem bereits Gesagten ihre Widerlegung finden. Wer nicht aus Scheu vor dem Glauben an Gott entweder Allem ausweicht, was ihn überzeugen kann, oder wer nicht darauf ausgeht, durch Erklügelung oder blindgläubige Annahme eitler Hypothesen die Stimme der Vernunft zu unterdrücken, dem gibt sich die Lösung unserer Frage ganz einfach in folgender Weise aus der Betrachtung der Wandelbarkeit der Dinge in der Welt.

Das Thierreich und das Pflanzenreich setzen das Vorhandensein des Mineralreiches voraus, weswegen dieses zuerst beachtet werden möge. Es haben hier unzählige Veränderungen statt; aber wie alle, so haben auch da die physikalischen Veränderungen nothwendig ihren Anfang und Verlauf und können nicht ewig, sondern nur zeitlich sein. So widersinnig eine anfang-

lose Veränderung ist, eben so unsinnig ist der Gedanke einer eigentlich ewigen Reihenfolge von Veränderungen. Wo immer eine Veränderung vorgeht, da muß ein anderer Zustand des veränderlichen Gegenstandes eintreten oder anfangen, und dieses kann offenbar nur in der Zeit geschehen. Möge man nun die Reihenfolge der allemal zeitlichen Veränderungen sich noch so lang vorstellen, sie muß doch einen Anfang gehabt haben und kann nicht von Ewigkeit her sein. Lauter Zeitliches, so vielfach und andauernd man es sich auch denken mag, kann doch nimmer ein eigentlich Ewiges bilden, sondern immer nur ein Zeitliches, vor und nach welchem allemal eine noch größere Zeit denkbar ist. — Man hat mit Verhöhnung aller menschlichen Denkgesetze von einem ewigen Anfangen und Werden geträumt, in welchem dazu sogar Sein und Nichtsein noch Eins sein sollen. Diese metaphysische Grille ist aber offenbar nur erklügelt und dann von Vielen blindgläubig angenommen worden, um den Materialismus oder Pantheismus scheinbar zu begründen und so dem sonst unvermeidlichen Glauben an den ewigen, überweltlichen, persönlichen Gott und Schöpfer auszuweichen, dessen Strafgerichte zu fürchten die Erfinder und Nachbeter der materialistischen und pantheistischen Systeme wohl nur allzuviel Ursache haben mochten. — Vorausgesetzt also, daß alle physikalische Veränderungen nur zeitlich sein können, dürfen wir auch nicht übersehen, daß sie nie ohne verschiedenartige Verbindungen der sogenannten Grundstoffe entstehen. Es muß demnach gefragt werden: Wodurch werden die zur Hervorbringung der physikalischen Veränderungen unerläßlichen Verbindungen ursprünglich bewirkt? Jedenfalls müssen sie

in oder außer den s. g. Grundstoffen ihren zureichenden Grund haben, und nicht weniger gewiß kann dieser Grund nur entweder ein mit Nothwendigkeit oder ein mit Freithätigkeit wirkender sein. Dieses Entweder-Oder muß über unsere Frage entscheiden, und darf also nicht bloß flüchtig beachtet oder gar leichtfertig übersehen werden. Da ist denn aber gleich zu merken, daß ein mit Nothwendigkeit wirkender Grund für sich nie und nimmer die allermindeste Veränderung ursprünglich verursachen kann. Denn eben weil er mit Nothwendigkeit wirkt, muß er ja wirken nicht nur sobald und so lang er vorhanden, sondern auch ganz so, wie es seiner Natur gemäß ist. Mithin muß dann auch seine Wirkung eben so lang da und ganz so beschaffen sein, als und wie er dieselbe begründet. Jeder mit Nothwendigkeit wirkende Grund ist der starre Träger seiner eben so nothwendigen, also starren Wirkung, und vermag für sich derselben gerade so wenig, als sich selbsten, eine Bewegung oder Zustandsänderung zu geben. Man setze nun Millionen und abermal Millionen mit Nothwendigkeit wirkende Ursachen sammt ihren eben so starren Wirkungen neben einander, so müssen jene, wie auch diese, immerdar dieselbigen bleiben und können durch und für sich nie einen Einfluß auf einander gewinnen, um auch nur den allerleisesten Anfang irgend einer Veränderung hervorzubringen. Eine anfanglose Veränderung ist aber ein Widerspruch, weil bei jeder Veränderung ein anderer, neuer Zustand eintreten muß, damit es eine Veränderung sei. Zur Bewirkung der physikalischen Veränderungen ist, wie gesagt, die Verbindung von wenigstens zweien oder auch mehreren s. g. Grundstoffen

nothwendig, und die eigentlich ursprüngliche Verbindung der Grundstoffe kann offenbar nur durch eine Ursache bewirkt worden sein, welche vor allen zeitlichen Veränderungen dagewesen, mithin ewig und in sich selbsten gegründet ist; denn wäre sie nicht ewig und nicht in sich selbsten gegründet, so wäre sie nicht die eigentliche Urursache aller Veränderungen, nach der wir doch endlich fragen müssen. Die nothwendig ewig existirende und in sich gegründete Urursache kann, wenn sie mit Nothwendigkeit wirkt, auch nur ewige und unveränderliche Erscheinungen hervorbringen, und kann also in keinerlei Weise die Urursache der ursprünglichen Verbindungen sein, welche in Bezug auf die s. g. Grundstoffe nöthig gewesen, damit die unverkennbar wirklichen, physikalischen Veränderungen anfangen und sich entwickeln konnten. Genöthigt finden wir uns daher zur Anerkennung eines ewigen, in sich selbsten gegründeten, daher in seinem ganzen Sein und Wesen unabhängigen und unwandelbaren Urwesens, welches aber nicht mit Nothwendigkeit wirket, sondern mit Freithätigkeit, somit auch mit Bewußtsein oder mit Wissen und freiem Wollen die Verbindungen der s. g. Grundstoffe und somit alle Veränderungen in der physikalischen Welt ursprünglich hervorgebracht hat. Aber dieses Wesen muß auch die s. g. Grundstoffe selbst erschaffen haben. Hätten nämlich die s. g. Grundstoffe den Seinsgrund wirklich in sich selbsten, dann wären sie allerdings von Ewigkeit her, aber sie wären dann auch, als nothwendig seiend, in ihrer ganzen Wesenheit unabhängig und somit durchaus unveränderlich. Ihre Veränderlichkeit bekundet demnach auch, daß sie selber nicht ewig, sondern von Gott freithätig durch die unermeßliche Macht seines Willens

in's Dasein gerufen oder in der Zeit erschaffen sind. Die Wirklichkeit dieser Schöpfung können wir vernünftig nicht bezweifeln, obgleich wir nicht begreifen, wie dieselbe zu Stande gekommen ist. Allein um hier auf eine uns näher liegende, zwar nicht gleiche, aber doch in etwa ähnliche Erscheinung hinzuweisen, sei gefragt: Begreifen wir denn, wie der Menschengeist Gedanken und Willensakte ohne Materie erzeugt? Oder werden wir deshalb, weil wir das Wie nicht begreifen, deren Wirklichkeit oder deren Hervorbringung durch den Menschengeist bestreiten? Ueben doch diese Gedanken und Willensakte unseres Geistes, obgleich — was beiläufig wohl zu merken — selber durchaus unkörperlich, einen solchen Einfluß auf unsern Leib und vermittels desselben auch auf unzählige andere Körper, daß man in ein System von metaphysischen Grillen vernarrt sein muß, um ihre große Wirksamkeit nur zu bezweifeln, geschweige sie selbsten für Nichts zu halten. Hiemit ist nun auch der Unsinn der so geläufigen, rein willkürlichen und haltungslosen Behauptung, als könne nur Körperliches auf Körperliches wirken, vorläufig zur Genüge angedeutet. Wo diese Behauptung als Grundsatz gilt, kann offenbar von einem geistigen, mit Bewußtsein und Willensfreiheit wirkenden Schöpfer eben so wenig die Rede sein, als von einer geistigen Menschenseele, die den Leib beherrscht und durch diesen weiter auf die sinnliche Welt einwirket.

Das bis jetzt gewonnene Resultat über den wahren Urheber der veränderlichen Welt dürfte uns noch deutlicher einleuchten, wenn wir diejenigen Dinge näher berücksichtigen, welche aus dem Samen vorhergehender Dinge von gleicher Art ihre Entstehung erhalten. Hier kommen so viele Abstam-

mungsreihen in Betracht, als es verschiedene Arten organischer Wesen gibt. Bekanntlich hat man bis jetzt bereits über hunderttausend Arten von Pflanzen beobachtet, und der Thiergattungen gibt es, die versteinerten mitgerechnet, kaum weniger, obgleich die Zoologie erst die Hälfte derselben näher beschreibt. Merkwürdig ist, daß Thiere von verschiedenen Arten miteinander keine Jungen erzeugen, die fähig wären, sich durch weitere Zeugung fortzupflanzen. Die eigentlichen Abarten sind überhaupt unfruchtbar. Auch die sonstigen Mißgeburten erzeugen nimmer neue Arten von Thieren. Diese Erfahrung ist, beiläufig bemerkt, noch besonders wichtig in Bezug auf die Abstammung und die Einheit des Menschengeschlechts, und zeigt uns die Lächerlichkeit des gottlosen Aberwitzes, womit Gelehrte versucht haben, den Menschen herzuleiten entweder von einem Affen, der durch Hirnschnupfen einen Ansatz an der Nase bekommen, oder von einem Meerschweine, das sich selber den Schwanz gespalten, oder endlich gar von einer Kröte u. s. w. Die Zeit, wo solcher Unsinn mit allem Ernste gelehrt worden, ist noch nicht lange vorüber. Möchte sie ganz überstanden sein, und nie wieder gleiche Thorheiten in andern Formen hervorbringen! Doch, so lange, namentlich s. g. geistreiche, Menschen sich in einzelne wissenschaftliche Fächer verlieben und darin Systeme bauen, worüber sie den Sinn für alles außer ihrem Bereiche Gelegene, insbesondre für die höhern Wahrheiten vergrübelen, können solche absurde Erscheinungen kaum ausbleiben.

Unsre Frage ist nun: Wie sind die eigentlichen **Erstlinge** der Pflanzen und Thiere, welche erfahrungsmäßig in unabänderlichen Reihenfolgen von gleichartigen Pflanzen und Thieren

abstammen, ursprünglich entstanden? Etwa von ungefähr? Aber was ist denn dieses mächtige Ungefähr? Entlarvt, ist es das pure Nichts, dem die durch Herzensverkehrtheit entstandene Thorheit alle Weisheit und Macht lieber zuschreiben möchte, als dem wahren Schöpfer und Herrn der Welt. Wer immer noch einen Funken Verstandesgesundheit bewahrt hat, sieht ein, daß ein Entstehen von ungefähr eben so viel heißt, als ein Entstehen ohne allen zureichenden Grund, und daß dieses eine bare Unmöglichkeit ist. Aber nicht weniger Widersinn ist es, wenn man sich unter allerlei dunkeln Redeformen abmüht, die Abstammungsreihen in's Unendliche zurück zu verlängern und so aus lauter zeitlichen Entstehungen ein ewiges Entstehen zusammenzubuchstabiren. Offenbar ist ja alles Entstehen, wie alles Anfangen und Werden, nothwendig ein zeitliches, und die möglich größte Aneinanderreihung von Zeitlichkeiten vermag eben so wenig je eine eigentliche Ewigkeit, als die möglich größte Zusammenfügung von Räumlichkeiten eine eigentliche Unendlichkeit zu bilden. Deshalb ist auch in Bezug auf unsre Frage dadurch nicht das Allermindeste gewonnen, wenn man aller Erfahrung zum Trotz ohne eigentlichen Grund d. h. thörichter Weise annimmt, es seien vor undenklichen Zeiten die höhern Thiergattungen von niedern Thierarten, diese von höhern Pflanzenarten, diese dann von niedern Pflanzen und endlich alle organische Wesen zuletzt von den unorganischen durch zufällige d. h. grundlose Mischung der s. g. Urstoffe entstanden. Abgesehen davon, daß die Erfahrung solcher Annahme widerspricht, und daß man keinen nur in etwa haltbaren Scheingrund für dieselbe anzugeben weiß; ja auch vorläufig noch davon abgesehen, daß die Unzahl von

vorgeschichtlichen Jahrtausenden, in welchen diese Metamorphosen vorgegangen sein sollten, doch nie und nimmer eine eigentliche Ewigkeit bilden können; so kommen wir am Ende doch wieder auf die Frage zurück: Wodurch ist denn die uranfängliche Mischung der s. g. Urstoffe bewirkt worden? Hätte die Mischung ohne Dazwischenkunft eines ewigen, freithätigen Urwesens ewig bestanden, so mußten auch deren ganze Wirkungen eben so ewig bestehen, und die Verwandelungen wären dann für immer unmöglich gewesen. Wären hingegen die Mischungen zu irgend einer Zeit, wenn auch vor noch so vielen Millionen Jahren, zu Stande gekommen, so konnten sie im eigentlichen Anbeginne doch nur durch ein ewiges, in sich selbst begründetes, durchaus freithätiges Wesen bewirkt worden sein. — Bleiben wir denn einfach bei dem erfahrungsmäßigen Entstehen der organischen Wesen aus dem Samen von vorhergehenden Wesen gleicher Art. Wir mögen uns dann die Abstammungsreihen so lang und der Jahrtausende so viele denken, als erforderlich scheinen, um die in den verschiedenen Gegenden und Erdschichten aufgefundenen und vielleicht noch nach vielen Jahren erst zu entdeckenden Pflanzen- und Thier-Reste begreifen zu können. Vernunft und Offenbarung gestatten diese Annahme und namentlich hat die katholische Kirche nichts über die Zeitdauer der sechs Schöpfungs-Tage oder Perioden entschieden. Wie schon der heilige Augustin bemerkt, „ist es biblischer Sprachgebrauch, Tag für Zeit überhaupt zu setzen, was jeder weiß, der die heiligen Schriften auch nur flüchtig gelesen hat.“ (De civit. Dei XX. 1. n. 2.) Es ist interessant, die verschiedenen Systeme der Geognosie zu studiren; aber man wird bei diesem Studium inne, daß auch das Wahrscheinlichste

nicht zuverlässig genug ist, um dafür irgend eine sonst sichere Erkenntniß aufzuopfern, geschweige daß es werth sein könnte, dafür ein Märtyrer zu werden. Sieht man, wie fast jeder Geognost sein Erdbildungssystem mit der Miene eines absolut gewissen Forschers als untrügliche Wahrheit aufzustellen pflegt, so wird man unwillkührlich an die Chria des guten Asmus erinnert, darin er von seinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gibt, und namentlich von einem hochgelehrten Magister berichtet, der auf der Hittschen saß, über dies und das allerlei Reden führte und unter anderm auch von Berg und Thal, von Sonn' und Mond sprach, als wenn er sie hätte machen helfen. So viel bleibt gewiß, daß bis jetzt die tüchtigsten unter den geognostischen Hypothesen mit der biblischen Schöpfungslehre recht wohl vereinbar sind. Doch, sehen wir vorläufig davon ab. Das aber muß hier bemerkt werden, daß durchaus kein Wesen entstehen kann, welches den mit Nothwendigkeit wirkenden Grund seines Daseins in sich selbsten hat. Denn wäre dieser Grund ein ewiger, so müßte auch das durch ihn begründete Wesen nicht nur ewig, sondern auch durchaus so beschaffen sein, wie der nothwendig wirkende Grund es ewig begründet, und so wäre ein eigentliches Entstehen desselben, welches nur als ein zeitliches denkbar ist, in Ewigkeit unmöglich. Wo aber immer die nächste Ursache eines (zeitlichen) Entstehens selber eine zeitliche ist, da muß sie durch eine andre, frühere und die letzte endlich durch eine ewige, in sich selbsten gegründete, unabhängige, mit Wissen und Wollen durchaus freithätig wirkende Ursache hervorgebracht sein. Beim Aufsteigen von Ursache zu Ursache bezüglich derjenigen organischen Wesen, die unabänderlich von Din-

gen gleicher Art abstammen, kommen wir nämlich offenbar immer nur auf zeitliche Mittelursachen, die selber wieder Wirkungen von vorhergehenden Ursachen sind, und es wäre Widerspruch, da ewige Reihen anzunehmen, wo die Ursachen wie die Wirkungen immer nur zeitliche sind. Es muß demnach über alle Zeit hinaus ein ewiges Wesen anerkannt werden, welches den vollen Grund seines ganzen Seins in sich selbsten hat, und das überdies die unermeßliche Macht, Weisheit und Freiheit besitzt, um der Urheber und Bildner der Erstlinge von allen Arten der durch Abstammung entstandenen Wesen zu sein, ja, um diese Erstlinge mit ihrer Fruchtbarkeit für alle Zeiten im eigentlichen Wortsinne zu erschaffen. Wie nämlich bereits früher bemerkt worden, kann nicht angenommen werden, daß Gott die gewordenen Dinge bloß aus ewig vorhandenen Urstoffen gestaltet habe, weil solche in sich gegründeten Urstoffe, als nothwendig existirend, auch ewig unveränderlich würden gewesen sein. So ist auch Gott, was um seiner vielen wichtigen Folgen willen ja nicht vergessen werden möge, nothwendig in seiner ganzen Wesenheit durchaus unveränderlich, weil eben Gottes Wesenheit zugleich ihr eigener Seinsgrund selber ist. Man wähne ja nicht, Gott könne etwa durch das Vermögen der unabhängigen Selbstbestimmung irgend eine seiner Eigenschaften selber verändern; denn da sein Freiheitsvermögen zu seiner Wesenheit und also auch zu seinem Selbstgrunde gehört, so müßte Er zuerst dieses Vermögen, d. h. seine Wesenheit und seinen Selbstgrund ändern, somit selber schon geändert sein, um sodann sich ändern zu können, was offenbar unmöglich ist. Nicht weniger unsinnig wäre es, anzunehmen, die von Ihm erschaffene Welt könne

ändernd auf Ihn zurückwirken; denn da Er ihr freithätiger Urgrund ist, so müßte sie diesen in Ihm ändern, sich also selbsten vorerst entgründen oder vernichten, um Ihn, den absolut Unabhängigen und in seiner Wesenheit nothwendig Seienden zu ändern. Unmöglich kann es neben dem unendlich Vollkommenen noch andre ewige, in sich selbsten gründende, freithätige Wesen geben. (Mit Nothwendigkeit wirkende Wesen können für sich gar keine Veränderung hervorbringen.) Zur Annahme mehrerer freithätig auf einander einwirkender Götter gibt es nicht allein keinen Grund, sondern die Harmonie der Weltordnung weiset diese Annahme auch als vernunftwidrig zurück. Unmöglich kann ja die so wunderbar harmonische, unverkennbar weisheitsvolle Weltgliederung, in welcher jedes Wesen, seinem eigenen Zwecke nachstrebend, zugleich allen übrigen und dem Ganzen dient, durch das blinde Ungefähr ohne Grund und Absicht hervorgebracht und eingerichtet sein. Hätten nun mehre Götter hiezu sich vereinbaren sollen, so hätte die Verabredung dazu — vor aller Ewigkeit geschehen müssen, weil der Beschluß dazu bei ewigen, unwandelbaren Wesen nur ein ewiger sein kann. Doch, wozu noch weitere Erörterungen über die Unwandelbarkeit eines ewigen Wesens, dessen in sich selbsten gegründetes Sein ein absolut nothwendiges ist und mithin nicht zeitlich oder veränderlich werden kann. Nur was seinen Seinsgrund nicht ewig in sich selbsten hat, kann der Veränderung unterworfen sein, und kann sein Dasein nur einem absolut ewigen, aber zugleich durchaus freien Urwesen zu verdanken haben, weil ein solches Urwesen nur Zeitliches hervorzubringen vermag, wenn es wollen oder auch

nichtwollen kann und in keinerlei Weise zum Wollen und Wirken genöthigt ist.

Wem die absolute Freiheit des Welturhebers nach allem Bisherigen noch nicht einleuchtend wäre, könnte vielleicht noch dadurch davon überzeugt werden, daß er veranlaßt würde, sich die Frage zu beantworten, woher denn die menschliche Willensfreiheit ihren Ursprung habe, die jedem durch sein Selbstbewußtsein, dann auch durch die Urtheile des eigenen Gewissens und der Mitmenschen bezeugt wird. Daß wir Menschen nicht von Ewigkeit her sind, aber einen ewigen Seinsgrund haben müssen, und daß dieser Seinsgrund uns keine Willensfreiheit hätte verleihen können, wenn er selber nicht durchaus freithätig, sondern nothwendig wirksam wäre, dieses dürfte doch auch unschwer denjenigen klar zu machen sein, die im abstrakten Denken wenig geübt oder durch liebgewonnene Vorurtheile gegen alle nur etwas schwerfaßliche Beweisführung geblendet sind.

Die Macht beliebter Vorurtheile über den menschlichen Geist würde man nicht glauben, wenn man nicht so häufig Gelegenheit hätte, sie wahrzunehmen. Auffallend erscheint sie im alltäglichen Leben bei allen leidenschaftlich aufgeregten Menschen, die in ihrem Neide, in ihrem Zorne, in ihrer Genußsucht u. s. w. allzeit Recht haben und die Verkehrtheit der augenfälligsten Thorheiten nicht einzusehen vermögen. Dem unbefangenen Beobachter erscheint aber die Verblendungsmacht der liebgewonnenen Vorurtheile nicht minder groß und schauderhaft bei den sogenannten Gebildeten und zwar namentlich in ihren vorgeblich wissenschaftlichen Bestrebungen. Da sehen wir die ausgezeichnetesten speculativen Denker aller Erfahrung Hohn sprechen, wo

diese sich mit ihren fixen Meinungen in Widerspruch zeiget. Andre, die alle Speculation scheuen, und sich auf die sinnlichen Erfahrungen beschränken wollen, haben auch hier nur Augen für das ihren fixen Ansichten Entsprechende, und verkennen oder verachten gar die unbezweifelbarsten Thatsachen des eigenen Bewußtseins, wo deren Anerkennung sie zu mißfälligen oder gefürchteten Resultaten führen würde. Und wie zahlreich ist endlich die Menge derjenigen, die im Gefühle ihrer Unfähigkeit zum Selbstbeobachten und Selbstspeculiren jede Autorität blindgläubig gelten lassen, sofern eine solche ihren Lieblingsneigungen und Vorurtheilen das Wort redet, aber gleich gegen allen Autoritätsglauben aufschreien und kaum bittere Redensarten über dumme Blindgläubigkeit genug zusammen zu raffen vermögen, wo ihren nichtigen Behauptungen die höchsten Autoritäten und glaubwürdigsten Zeugnisse entgegengesetzt werden. Um auf ein recht auffallendes und durchaus hieher gehöriges Beispiel von der Macht fixer Ideen hinzuweisen, sei an jene materialistischen Pantheisten erinnert, welche aus Scheu vor dem Glauben an den mit Bewußtsein freithätigen, persönlichen Gott, dem Selbstbewußtsein und zugleich dem eigenen Gewissen und dem wesentlich einstimmigen Urtheile aller Völker zum Trotze, die moralische Willensfreiheit des Menschen keckweg und entschieden ableugnen. Für ihre Thorheit berufen sie sich häufig auf einen von ihnen zu diesem Zwecke erfundenen, ewigen und nothwendigen Kreislauf der zeitlichen Weltveränderungen, der in sich selbsten ein Widerspruch und somit in der Wirklichkeit durchaus unmöglich ist, und den sie nur wahrzunehmen vermeinen können, weil ihnen nun einmal die fixe Idee von diesem Kreislaufe wie ein Mühlenrad im

Kopfe herumgeht, so daß sie darüber Hören und Sehen für Alles verloren haben, was sie von ihrem Wahne etwa noch heilen könnte.

Betrachten wir nun die Größe und Manichfaltigkeit der Werke Gottes, so erscheint seine weise und gütige Schöpfermacht unermeßlich und über alles menschliche Denken erhaben. Ja, was ist im Vergleiche mit ihr alle Kraft, die wir wahrnehmen? Was ist da namentlich die in ihren Wirkungen so oft bewunderte Macht aller Menschen?! Sie ist ein schönes Geschenk des Allmächtigen. Wollen wir aber durch sie etwas Namhaftes zu Stande bringen, so vermögen wir das schon nicht ohne mehr oder minder große Anstrengung. Aber auch dann noch müssen wir einen Stoff vorfinden, worauf wir sie anwenden. Und dann, was ist denn das, was wir zu Stande bringen? In Bezug auf das Weltall eine kaum noch bemerkbare Veränderung. Außer etwa unseren Geisteserzeugnissen auch nur das Allermindeste erschaffen zu können, ist uns nicht gegeben. Der würde Gott in seinen Gedanken zu einem Götzen herabwürdigen, der dessen unendliche Macht nach der menschlichen Schwäche ermessen wollte und sich das göttliche Erschaffen, Gestalten, Ordnen, Erhalten und Regieren der Welt und aller ihrer, auch unscheinbarsten, Bestandtheile als ein mühsames Wirken vorstellte. Schon die ewige Unveränderlichkeit der ganzen Wesenheit Gottes schließt nothwendig von all seinem Wissen, Wollen und Wirken jede auch noch so kleine Mühe oder Anstrengung völlig aus. Wie Er ewig ohne Zu- oder Abnahme Alles durch mühelose An- und Durchschauung erkennt, so gibt Er auch eben so mühelos durch seinen ewigen, freien Allmachtswillen Allem zu seiner Zeit und an seinem Orte Dasein, Bestand, Gestalt, Zweck und Rich-

tung. Wie Er es ewig weiß und will, so ist es zeitlich und räumlich da, das Größte wie das Kleinste. Im Verhältnisse zu seiner Unendlichkeit ist eigentlich das Große nicht groß und das Kleine nicht klein, daher auch für das Würmchen im Staube nicht weniger zweckmäßig gesorgt ist, als für den Menschen und das ganze All. — In der Einrichtung der Welt und all ihrer zahllosen, großen und kleinen Bestandtheile zeigt sich namentlich Gottes Weisheit nicht weniger unermeßlich groß, als seine Macht, so daß selbst ein Diderot ausruft: „Wie, bekundet sich die göttliche Weisheit etwa weniger in dem Aeuglein einer Milbe, als die Denkkraft eines Newton sich bezeuget in dessen Schriften?!“ Und Linne, dessen Naturforschungen so viele Bewunderer gefunden, bekennt in Bezug auf Gott: „Sind es denn doch kaum einige Spuren seiner Fußstapfen, die ich in seiner Schöpfung wahrgenommen; aber welch eine Macht, welch eine Weisheit, welch eine unbeschreibliche Vollendung zeigt sich in jedem, auch dem kleinsten und unscheinbarsten seiner Werke!“ Es erinnert dieses an die Antwort, die ein sonst unwissender Araber auf die Frage gab, woher er denn vom Dasein Gottes so gewiß sei: „Ich weiß das,“ sagte er, „gerade so, wie ich aus den Fußstapfen in der Wüste sehe, ob ein Mensch oder ein Thier über den Sand gegangen ist.“ — Alles und jedes in der Natur zeugt von einer unermeßlichen Weisheit, womit es gestaltet, eingerichtet und mit den übrigen Wesen in Verbindung gesetzt ist. Vorzüglich offenbart sich aber diese göttliche Weisheit in der Beschaffenheit und Begabung des menschlichen Geistes. „Weil du in meinen Worten und Werken Ueberlegung, Ordnung wahrnimmst, urtheilest du — sagt Plato — daß ich einen erkenntnißfähigen Geist besitze; nun, so

schließe doch auch bei Wahrnehmung der Weltordnung, daß es einen Geist gebe mit unermeßlicher Erkenntniß." Betrachte die dir anerschaffenen Wahrheiten, dann die Gesetze, wonach du das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen, das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden vermagst, und du mußt dann entweder deine Denkkraft, dein Gewissen und dein Gefühlsvermögen verläugnen oder die unbegreifliche Weisheit desjenigen anerkennen, der deinen Geist geschaffen und so herrlich begabet hat. Bedenkt man nun, daß Gott wegen seiner Unveränderlichkeit in seinem Wissen ewig nicht ab- oder zunehmen kann, und daß Er, um die Welt und all deren Bestandtheile gehörig zu gestalten, einzurichten und zu ordnen, Alles und Jedes nach seiner ganzen Wesenheit, nach seinem Zwecke und nach seiner gänzlichen — freien oder nothwendigen — Wirksamkeit durchaus kennen muß; so folgt nothwendig, daß sein Wissen eine ewige Allanschauung ist, deren Umfang und Beschaffenheit von uns nur geahnt und von keinem endlichen Verstande je eigentlich begriffen werden kann. —

In der göttlichen Einrichtung der Welt können wir nicht übersehen, wie dabei die Erfreuung und Beglückung der Millionen und abermal Millionen verschiedener Geschöpfe bezweckt ist. Alles, was da lebet, erfreuet sich seines Daseins und genießet ein ihm zugetheiltes Maaß von mehr oder minder großen und manichfaltigen Vergnügen und zwar durch die Beschaffenheit, die der Schöpfer ihm verliehen und durch die Verbindung mit andern Wesen, in die Er es eingesetzt hat und erhält. Beachten wir nun nicht bloß die unzählbare Menge der in verschiedenen Graden beglückten Geschöpfe, sondern bedenken wir auch, daß der Unwandelbare und in sich unendlich Selige bei der Erschaffung,

Einrichtung und Beglückung seiner Geschöpfe nicht das Allermindeste für sich selbsten gewinnen oder verlieren kann, so erscheint seine Güte nicht nur unermeßlich groß, sondern auch von aller Selbstsucht durchaus ungetrübt und rein. Man spreche hier nicht von Uebeln und Leiden in der Welt, denn erstens kommen diese nach Zahl und Größe gar nicht in Vergleich mit den Gütern und Freuden, welche Gott seinen gesammten Geschöpfen bereitet hat; zweitens rührt die Mehrheit derselben unverkennbar von dem Mißbrauche her, den die Menschen von der herrlichen Gabe der Freiheit machen; und drittens sind die oft am lautesten beklagten Uebel, recht besehen und in ihren bezweckten Wirkungen beachtet, dankenswerthe Wohlthaten, so daß wir am Ende zu dem Geständnisse uns gedrungen finden: „Gott hat Alles wohl gemacht!" Unerforschlich ist ja seine anbetungswürdige Weisheit. Wenn wir über die Erdenübel urtheilen, verkennen wir nicht selten ganz und gar Gottes Absichten und sprechen dann darüber um nichts verständiger, als der Blödsinnige, der alle Staatsverfassungen kritisirt und ohne das Mindeste davon zu verstehen, dieselben verbessern will. Uebrigens wohin würden wohl die Menschen von ihren Leidenschaften sich treiben lassen, wenn nicht in deren Gefolge so manche Leiden wären? Und hat nicht Jeder von uns mit Recht mehr oder minder abzubüßen? Warum klagen gerade die besten Menschen am wenigsten über ihre oft herben Leiden? —

Jedes Wesen hat nach dem Maaße und nach der Beschaffenheit seiner Kräfte auch einen eigenthümlichen Werth. Durch das Verhältniß, in welches Gott nach seiner unendlich weisen, liebreichen und beglückenden Weltordnung uns zu Ihm selbsten und sodann zu den verschiedenen Mitgeschöpfen gesetzt hat, sind wir von Ihm angewiesen

und durch die (unmöglich zwecklose) Befähigung dazu auch verpflichtet, so viel immer möglich, vor Allem seine unendliche Vollkommenheit und sodann auch den verschiedenartigen Werth seiner Geschöpfe nicht nur richtig zu erkennen und zu würdigen, sondern auch kraft wohlgeordneter Liebe in all unserem Denken und Wollen factisch anzuerkennen und darin unser wahres Glück zu suchen und zu finden. Wenn wir es versäumen, unsere (natürliche und übernatürliche) Befähigung hiezu gehörig zu gebrauchen, so verdienen wir, nicht nur das wahre Glück zu entbehren, sondern auch wegen der freiwilligen Vereitelung der uns gewährten Gottesgaben unglücklich zu werden, und unsere Unglückseligkeit muß überdieß sich steigern, insofern wir die höhern Kräfte wirklich mißbrauchen. Gott allein kennt und liebt vollkommen seine eigene unendliche Würde und ist in dieser Selbstkenntniß und Selbstliebe unendlich selig. Er allein kennt und liebt vollkommen auch jedes seiner Geschöpfe nach dem wahren Werthe, den es durch Ihn besitzet und hat ihm darnach seine Stellung und sein Glück in der Weltordnung zugemessen. Er ist in und kraft seiner unendlichen Wissenschaft und Liebe absolut heilig. In dem Maaße, als wir Gott nach seiner unendlichen Würde und die verschiedenen Geschöpfe nach ihrem wirklichen Werthe richtig erkennen, schätzen und lieben, werden wir Gott in der Erkenntniß, Liebe, Heiligkeit und Seligkeit ähnlich, während uns die selbstverschuldete Verirrung in diesem Erkennen und Lieben nothwendig mehr oder minder unheilig und unglückselig macht. Offenbar kann uns nur das erfreuen, was wir lieben. Die Liebe ist der Glückseligkeit Quelle und Maaß. Sie setzt die Erkenntniß des zu liebenden Gegenstandes voraus, und kann nur insofern ächte,

dauerhafte Liebe sein, als diese Erkenntniß wahr ist und untrüglich. Die wahre Glückseligkeit ist also nothwendig bedingt durch wahre Religionskenntniß und ihr entsprechende Liebe zu Gott und seinen Angehörigen dieser und jener Welt. Sie kann sich nicht anders, als in einem gottgefälligen Wandel äußern. Die wahre Erkenntniß und beseligende Liebe zu pflegen, ist die Hauptaufgabe unseres ganzen Lebens. Das ist denn auch die einzig mögliche Heilsordnung für alle mit Vernunft und Willensfreiheit begabte Geschöpfe; denn Gott müßte, was unmöglich ist, seiner ewigen Weisheit und Liebe, also sich selbsten untreu werden, um uns in entgegengesetzter Weise oder bei selbstverschuldeter Verirrung in der fraglichen Erkenntniß und Liebe zu wirklicher Glückseligkeit gelangen zu lassen. Die göttliche Weltordnung ist auch unsere wahre Heilsordnung, und im Widerstreben gegen dieselbe können wir nur unsere Kräfte aufreiben und uns endlich nichts, als namenloses Elend bereiten.

Die weitern Folgen hieraus zu ziehen, bleibe Dir, wenigstens einstweilen, überlassen. Dieser Brief ist ohnehin bedeutend länger geworden, als mir um Deinetwillen lieb ist. Ich würde mir es nimmer verzeihen können, wenn ich wüßte, durch Weitschweifigkeit auch nur im Mindesten das in Dir rege gewordene Bedürfniß nach höherer Wahrheit ermüdet oder eingeschläfert zu haben. Warum ich in Berücksichtigung der vielfach herrschenden materialistischen und pantheistischen Vorurtheile das Zeugniß der Weltveränderungen für das Dasein des nothwendig mit Selbstbewußtsein und freiem Willen wirkenden Schöpfers etwas weitläufig und mehrseitig entwickelt und einige Wiederholungen absichtlich nicht vermieden habe, wirst Du ohne nähere Erklärung meiner-

seits recht sehr begreiflich finden und es daher auch wohl nicht ungerne entschuldigen. Uebrigens lege ich auf die allerbündigsten Beweisführungen keineswegs einen übermäßigen Werth, sondern erachte den Glauben für eine Gnadengabe Gottes, die man durch aufrichtige Beherzigung der Glaubensgründe allerdings sich nur besser anzueignen vermag. Aber auch diese aufrichtige Beherzigung selber ist nur ein Mitwirken mit der Gnade, ohne welche Wahrheitsliebe und redliches Erwägen der Wahrheitserweise wieder nimmermehr zu Stande kommen, geschweige denn jemals überzeugend wirksam werden kann. Wie der Mensch nicht aus und durch sich ist, sondern sein Dasein der göttlichen Güte verdankt, so denkt und will er auch das Wahre nicht ohne die göttliche Gnade; allein die Gnade bringt ihn ohne sein Mitwollen doch nicht zum Erkennen, zum Glauben, zur Ueberzeugung, wie denn auch alle Wissenschaften der Welt den Nichtwollenden nimmermehr zur Anerkennung der Wahrhelt zu zwingen vermögen. Alle bloß natürliche Erkenntniß kann keine absolute, sondern nur die zum gewöhnlichen Weltleben erforderliche Gewißheit geben; aber die übernatürliche Gnade bekräftiget die natürliche Gewißheit im Gutwilligen und gibt ihr eine Zuverlässigkeit und Stärke, von welcher der Mensch sonst kaum eine Ahnung zu haben vermag. Die Ueberzeugungsgründe mit der Glaubenswilligkeit und der Gnaden-Erleuchtung vereinigt, bringen erst den übernatürlichen Glauben hervor, und wenn ja dabei eine dieser Bedingungen fehlen könnte, so wäre es weit eher die Beweisführung, als die Willigkeit oder die Gnade, welche letzte dem Glaubenswilligen nimmer fehlet. Ach, wie oft habe ich gesehen, wie Irrgläubige mit der scheinbarsten Gelehrigkeit die schlagendsten Glaubensgründe vernahmen,

und dann am Ende, wenn sie nichts Vernünftiges mehr einzuwenden vermochten, vor der gefürchteten Wahrheit flüchtig wurden, indem sie zu ihrer schauderhaft empörenden Beschönigung ausriefen: „Es mag das Alles ganz recht und wahr sein, aber wer weiß es?“ Du begreifest daher, wie sehr ich Deiner Versicherung bedarf, daß mein Bemühen nicht völlig fruchtlos für Dich geblieben, um mich der Hoffnung freuen zu können, es werde auch fürder nicht unnütz sein.

Dein Friz.

XXXV.

An demselben Tage, an welchem Max von Wolfing den ersten Brief von seinem Vetter Friz von Birkheim auf dem Krankensaale erhielt, besuchte Alban Marbach das erste Mal seinen viel jüngern Schwager Hubert Weismann im Gefängnisse. Nicht einer der Gefangenwärter, sondern deren Aufseher geleitete ihn dahin. Ueber dem Hofe ging dieser ohne ein Wort zu sprechen nachsinnend neben ihm einher. Sobald sie aber in den hintern Flügel des Gefangenhauses eingetreten waren, sagte er: „Wenn der Gefangene wirklich der Hubert Weismann ist, der bereits über dreißig Jahre Meister auf der Spinnerei des erschossenen Herrn Forstner gewesen, so möchte ich gegen alle Welt glauben und behaupten, daß er dessen Mörder nicht sein kann.“ —

Alban Marbach: „Der augenscheinliche Beweis, daß wir uns Alle geirrt haben und ein Andrer der Mörder sein muß, wird bald vor Gericht geliefert werden.“ —

Der Aufseher schwieg, und es war in den Gän-

gen zu dunkel, als daß Marbach hätte wahrnehmen können, wie dessen Gesicht vor Freude über diese Nachricht fast verklärt wurde. Indem er den Kerker aufschloß, sagte er: „Wenn die vom Direktor bestimmte Besuchszeit ihrem Ablaufe nahe ist, werd' ich selber hier sein und ein Zeichen mit dem Schlüsselbunde geben."

Marbach trat ein, und der Aufseher schloß hinter ihm zu. Beim Eintritte in den Kerker fand Alban den Gefangenen vor seinem Nachtlager knieend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in Betrachtung und Gebet versenkt. Sobald der Gefangene ihn gewahrte, erhob er sich, kam ihm entgegen und sank ihm ohne ein Wort zu sprechen, in die offenen Arme. Lange hielten sie einander lautlos umschlungen, bis Alban Marbach, dessen Herz die stumme Abbitte des Unglücklichen ganz verstanden, diesem einen innigen Kuß auf die rechte Wange drückte und sprach: „Vergessen wir, was je Unangenehmes zwischen uns vorgefallen!"

H. Weismann: „Kann denn die Liebe je vergessen, den wahren Freund gekränkt, gehaßt zu haben? O ich fühle, das werde ich nimmer vermögen! Aber ich will den Reueschmerz darüber als verdiente Strafe willig tragen, wenn nur Gott und meine wahren Freunde mir ganz verzeihen."

Alban Marbach: „So wahr ich lebe, spricht Gott der Herr, Wohlgefallen habe Ich nicht am Tode des Sünders, sondern daran, daß der Böse von seinem Wege zurückkehre und lebe."*) Uns aber ist aufgegeben, täglich zu beten: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Und dieser Weisung fügt unser dereinstige Richter

---

*) Ezech. 33, 11.

die Betheurung bei: „Wenn nun ihr den Mitmenschen ihre Vergehen verzeihet, so wird euer himmlischer Vater auch euch eure Vergehen verzeihen; wenn aber ihr den Mitmenschen nicht vergebet, so wird euer Vater auch euch eure Vergehungen nicht vergeben." *) Wenn nun dein Bruder wider dich sündiget, so magst du es ihm verweisen, wenn es ihn aber reuet, so sollst du ihm verzeihen. Ja, wenn er siebenmal des Tages wider dich sündigt, und siebenmal des Tages wieder zu dir kommt und (aufrichtig) spricht: Es reuet mich, so sollst du ihm verzeihen." **) Wohlan, Hubert! so betrübet mich nicht ferner durch einen Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner vollherzigen Liebe gegen euch, seid wieder mein trauter Freund, wie ehedem, und vergebt auch Ihr mir aus Herzensgrund, daß ich dem Gedanken nicht entschieden genug widerstanden, als sei es doch möglich, daß Ihr in einem Zustande von Verwirrung die Unthat begangen, deren euch Alle beschuldigen zu dürfen glaubten. Sehet, ich komme heute mit der vollen Gewißheit zu euch, daß Alle euch in dieser Beschuldigung wirklich Unrecht gethan, nun aber auch ihr Unrecht bald einsehen werden."

H. Weismann, seinen Schwager, der die letzten Worte so eigenthümlich betont hatte, mit einer gewissen Verwunderung anblickend, frug hastig und wie beklommen: „Mit der vollen Gewißheit auch darüber, daß Alle ihr Unrecht bald einsehen werden?"

Alb. Marbach: „Auch darüber! ja, mein Bruder! Denn es wird sich nun in wenigen Tagen gerichtlich herausstellen, daß Ihr unmöglich der Mör-

*) Matth. 6, 12, 14, 15. — **) Luk. 17, 3, 4.

der eures Wohlthäters gewesen sein könnet, daß ein Andrer die Gräuelthat verübt haben muß."

H. Weismann, seinen Schwager bei der Hand ergreifend und sie fast krampfhaft drückend: „Das sagt Alban, es ist also wahr! es ist unbezweifelbar! aber sprecht, woher und wie könnt Ihr dieses so sicher wissen, so entschieden, so zuversichtlich mir betheuern?"

Alb. Marbach: „Nun, mein Freund! setzen wir uns hier zusammen, und ich will Euch nähern Aufschluß geben." Nachdem sie sich auf den in der Wandvertiefung angebauten Vorsprung niedergelassen, erzählte Alban, wie folgt:

„Als ich gestern Abend gegen sechs Uhr von J...., wo ich Geschäfte für meine gnädige Herrschaft besorgt hatte, auf der Heimkehr durch Deiwen kam, sah ich einen ausgespannten und abgeladenen Frachtkarren am Hause des Fuhrmannes Paul Wachtler stehen. Darüber erwachte sofort die Vermuthung in mir, derselbe möchte aus Hannover zurückgekehrt sein und daher nun bald das noch einzig rückständige und vielleicht entscheidende Zeugniß in eurer Angelegenheit ablegen können. Ich erkundigte mich und vernahm, daß er wirklich vor etwa einer Stunde angekommen. Da trieb es mich unwiderstehlich, in sein Haus einzutreten und nach ihm zu fragen. Er erschien und führte mich in sein Zimmer rechts, wo er die Frachtbestellungen zu empfangen pflegt. Ungemein freundlich lud er mich ein, mich neben ihn zu setzen und begann gleich mit dem Bemerken: „Ich habe meine Heimkehr beschleunigt, weil ich durch einen Brief, den ich in Detmold fand, vernommen, daß am Gerichte mein Zeugniß erwartet wird, von welchem ich hoffe,

daß es zu Gunsten Ihres Schwagers wichtiger sein werde, als ich auch nur zu ahnen vermochte. Von Detmold bis hier habe ich mich fast unausgesetzt auf jeden Umstand zu besinnen gesucht, der in einer so wichtigen Sache von einiger Bedeutung sein oder werden könnte. Um Ihre Geduld nicht auf die Probe zu stellen, will ich Ihnen nur einfach erzählen: Es war an jenem Abende, an welchem der gute Herr Forstner im Rahner Busche meuchlerisch ermordet worden, eben sieben Uhr auf dem Kirchthurme geschlagen, als ich Hubert Weismann im Zustande der Betrunkenheit unweit von seinem Hause liegen gefunden. Ich erinnere mich genau, daß ich eben meine Sackuhr nach der Kirchuhr von Rahne, die bekanntlich sehr regelmäßig nach der städtischen Postuhr gestellt zu werden pflegt, einige Minuten vorangesetzt hatte. Gerne würde ich Ihren Schwager bis zu seinem Hause geführt haben, wenn er sich nicht unter groben Scheltworten so gewaltig dagegen gesträubt hätte. Ich hatte eben durchaus keine Zeit zu verlieren, zumal ich mich an meinem Hause längst erwartet wußte und noch Mehreres dringend zu besorgen hatte, um am folgenden Frühmorgen bedungenermaßen nach Hannover abfahren zu können. Im Vorbeigehen klopfte ich noch am Hause Ihres Schwagers an, wo aber Niemand öffnete und ich nichts hörte, als das Bellen eines Hundes. Ich mußte weiter gehen und mich mit der Hoffnung beruhigen, daß der Betrunkene doch bald Besinnung genug gewinnen werde, um heimzukommen. Nachdem ich die Landstraße erreicht hatte und etwa zweihundert Schritte darauf einhergegangen war, wurde ich von meiner etwaigen Besorgniß um Ihren Schwager durch den Postwagen abgelenkt, der mir mit einem Mal, ohne daß ich vor-

her sein Heranrollen bemerkt hatte, ganz nahe war. Ich grüßte den Schirrmeister Schlenker — den Postillon kannte ich nicht — und frug ihn, ob in R..... die befürchtete Unruhe noch in keiner Weise ausgebrochen sei. Er verneinte dieses, meinte aber, sie könne mit jeder Stunde zum Ausbruche kommen, zumal die Polizei in ihrem Auftreten selbst gegen ungezogene Buben nur zu sehr merken lasse, daß sie sich für zu schwach halte. Indeß erwarte man auf den Abend Soldaten von J..... zur Handhabung der Ordnung, und alle ordentlichen Bürger hofften, mit Hülfe derselben jeden Versuch eines Aufstandes zu verhüten oder doch gleich im Anfange zu bewältigen. Weil wir gerade am Hügel hinter Rahne waren und die Pferde eben begonnen hatten, Schritt zu gehen, unterhielten wir uns etwa vier bis fünf Minuten über die besorgnißerregenden Zeitverhältnisse, und ich vernahm im Gespräche zufällig, als ich bemerkte, daß der Postwagen unbesetzt sei, Herr Stephan Forstner, der Einzige, der von R. aus mitgefahren, sei jenseits Rahne ausgestiegen, um durch den Busch auf dem kürzesten Wege zu seiner Spinnerei zu gelangen. Gleich darauf setzten die Pferde sich in Trab, und der Postwagen war dann bald meinen Augen entschwunden. An demselben Abende etwa gegen eilf Uhr brachte Franz Greith aus Rahne mir noch ein Packet, welches ich bis Münster mitnehmen sollte, und von diesem erfuhr ich zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß Herr Stephan Forstner im Busche einen Schuß bekommen und bereits an der Wunde im Pfarrhause gestorben sei. Näheres wußte er mir gar nichts zu sagen, weil er den ganzen Tag unter Wegs und nur eben einige Minuten zu Hause gewesen war. Bei dieser

Gelegenheit erinnerte ich mich des Meisterknechtes Hubert Weismann und erzählte dem Franz Greith, daß ich denselben gegen sieben Uhr in der Nähe seines Hauses betrunken gefunden und liegen gelassen hatte, und bemerkte dabei, wie beklagenswerth es sei, daß dieser sonst so ordentliche Mann in der jüngsten Zeit von dem herrschenden Schwindelgeiste sich habe mit fortreißen nnd in Verwirrung bringen lassen. Am folgenden Morgen war ich früh mit meinem Fuhrwerke an dem Wirthshause hinter der Rahner Kirche, wo ich noch einige Kleinigkeiten aufzuladen hatte. Ich traf Greith wieder und es kam abermal die Rede auf Hubert Weismann. Als ich hörte, daß man ihn rücksichtlich der geschehenen Mordthat in Verdacht genommen, äußerte ich die Meinung, daß dieses mir unmöglich scheine, hatte aber damals nicht Zeit, mich näher über die Gründe für meine Ansicht zu besinnen und zu äußern, weil Alles zur Abfahrt bereit und die äußerste Zeit dazu gekommen war. Wie mir nun eben meine Frau erzählt hat, war Greith einmal Ohrenzeuge davon gewesen, wie Weismann in dem Schleicher'schen Wirthshause eine Anzahl Arbeiter der Forstner'schen Spinnerei aufgewiegelt, die Arbeit stehen zu lassen, um ihren Herrn zu nöthigen, die Arbeitszeit zu verkürzen und den Arbeitslohn zu erhöhen. Deshalb ist Greith, der dieses keineswegs verheimlicht hatte, als Zeuge wider Weismann vor Gericht geladen worden. Erst nach dem Verhöre aller Zeugen soll ihm dann eingefallen sein, was ich ihm an jenem Abende und am andern Morgen über den Zustand von Betrunkenheit des Weismann zufällig gesagt hatte, und seine nachträgliche Anführung meiner Aussage soll dann das Gericht veranlaßt haben, das Ur-

theil über Ihren Schwager zu vertagen und mich als Zeugen vorzuladen."

„Ihr werdet begreifen, Hubert," fuhr Alban nach einer Pause fort, „mit welcher Aufmerksamkeit ich jedes Wort aus dem Munde des braven Wachtler vernommen, so daß ich versichern kann, keines überhört oder vergessen zu haben, was eure Angelegenheit betrifft. Nachdem ich seine Mittheilung gehört, war ich unbeschreiblich erfreut, und frug ihn nochmal, wie es einem in solchen Fällen zu geschehen pflegt, unwillkürlich, ob er auch ganz gewiß sei und es eidlich betheuern könne, daß der Postwagen ihn nicht diesseits, sondern jenseits von Rahne und zwar dann erst eingeholt habe, nachdem er euch in der Nähe eures Hauses im betrunkenen Zustande gesehen, gesprochen und liegen gelassen habe. Er aber bejahete meine Frage mit einer Bestimmtheit und Entschiedenheit, daß ich gewiß bin, er werde auch vor Gericht in seiner Aussage nicht schwanken und sein Wort zu eurer Rettung durchaus wahrhalten. Nie hab' ich, so viel ich mich erinnere, den Weg von Deiwen bis zu meinem Meierhofe in so kurzer Zeit zurückgelegt; nie eine frohere Nacht und einen heiterern Morgen erlebt, und auch nie mich lebhafter nach dem Momente gesehnt, eine Freudenbotschaft euch mitzutheilen, als diesmal."

Hubert Weismann athmete tief auf und rief: „Gott sei Dank! So wird denn der Schandname eines Mörders mich nicht mehr entehren und die Schmach auch von meinem armen Kinde genommen werden! Marie hat dieses erfleht, ihr kindliches Gebet ist erhört; ja, ihr Vertrauen wird belohnt, ihre Weissagung geht in Erfüllung! O meine arme Marie, Du bist mein Engel! Dein Schutzgeist hat um deinetwillen auch

für mich gesorgt und mir Gottes Erbarmen zugewendet! Jetzt ist Alles gut, ganz gut! Was ich bis zu dieser Stunde gelitten, das und mehr hatte ich durch meine Thorheiten verdient. O wie ist doch Gott unendlich langmüthig und erbarmungsreich! Jetzt habe ich ein neues Unterpfand, daß Er meine Reue gnädig angesehen und mir zu verzeihen bereit ist. O könnte ich nur gutmachen, was ich Andern geschadet habe! Keine Mühe will ich scheuen, die Irrthümer tilgen zu helfen, die ich nur zu eifrig verbreitet habe. Jetzt, wo ich ruhig über Alles nachdenke, begreife ich wirklich nicht, wie ich so thöricht und verblendet sein konnte, all' das Grundfalsche und Verkehrte, was in den Tagesblättern, Broschuren und Versammlungen gelehrt wurde, als Wahrheit anzusehen. O ich bin jetzt gewiß, daß ich ein entsetzlich betrogener Betrüger gewesen bin, der selbst viele Wahrheiten entstellt und gerade dadurch die verderblichsten Täuschungen nur mit desto größerm Erfolge zuerst mir selbst und dann auch meinen Untergebenen in die Seele gepflanzt hat. Wie möchte ich von dem ersten Augenblicke meiner Befreiung aus diesem Kerker bis zum letzten meines Lebens an der Ausrottung der schädlichen Irrthümer, die ich ausgestreut und an der Tilgung der Folgen jener vielen Vergehungen, die ich veranlaßt habe, unausgesetzt arbeiten! Allein ich bin dazu nicht im Stande. Mein Geist ist durch Alles, was ich in den letzten Zeiten gethan, gehört, gelesen und ersonnen habe, ganz verwirrt. Ich kann zu mir selbst kein Zutrauen mehr fassen; ich muß befürchten, die Wahrheit wider Willen zu entstellen und fühle, daß ich nicht vermögend bin, selbst die Irrthümer, deren Verderblichkeit ich jetzt anerkenne, mit haltbaren Gründen zu widerlegen. Doch ich weiß, Ihr

könnt und wollt gerne meiner Kurzsichtigkeit zu Hülfe kommen, und ich versichere euch, daß ich bereit bin, ein gelehriger Schüler zu werden und täglich zu Gott um die nöthige Erleuchtung zu bitten."

Alban Marbach: „Kaum weiß ich mehr, worüber ich jetzt am meisten mich freue, über Ihre bevorstehende Befreiung aus diesem Kerker, oder über euer Verlannen, das durch Beförderung falscher Ansichten angerichtete Unheil wieder möglichst gutzumachen: aber darin glaube ich nicht zu irren, daß ein Bischen Eitelkeit und eine an Schwäche grenzende Herzensgüte bei Mangel an hinlänglich gründlicher und klarer Religionskenntniß die Hauptursachen gewesen sind, weßhalb der herrschende Zeitschwindel auch euch so ergreifen und bis an den Abgrundsrand eines namenlosen Verderbens hinreißen konnte."

Hub. Weismann: „Ach, lieber Schwager, Ihr irret nicht, denkt aber noch viel zu gut von mir, weil Ihr die eigentliche Geschichte meiner Verirrung nicht kennt. Laßt mich euch dieselbe aufdecken, es wird dazu dienen, mir den letzten schweren Stein vom Herzen zu wälzen."

Alb. Marbach: „Euer Vertrauen kann nur meine Liebe und meine Bereitwilligkeit, euch zu allem Guten behülflich zu sein, vermehren."

Hub. Weismann: „Es sind nun zehn Monate, daß ich in N. einen mir ganz besonders empfohlenen Arbeiter in der Schenke zum rothen Huhn aufsuchte. Zu meinem Unglücke fand ich Niemanden in dem Hause, als die Magd, welche mit rothgeweinten Angen am Herde saß. Ihr Anblick rührte mich, und auf meine Frage nach der Ursache ihrer Betrübniß wurde die Heuchlerin zutraulich, erzählte mir eine Reihe meist er-

logener Geschichten von Mißgeschicken und erfahrnen Mißhandlungen und wußte mich dadurch so weich zu stimmen und für sich einzunehmen, daß ich von dieser Unglücksstunde an von ihr abzulassen mich nicht mehr im Stande fühlte. Alle Zeit, die ich nur gewinnen konnte, brachte ich nun einem leidenschaftlichen Verhältnisse mit dieser Dirne zum Opfer. Weil ich aber manchmal Stunden lang in der Schenke auf sie warten mußte, so fing ich bald an, ohne Durst zu trinken, schlechte Zeitungen zu lesen und mich mit unzufriedenen Menschen aller Art, die sich dort einfanden, in Unterhaltung einzulassen, während ich immer mehr jedem Biedermanne auszuweichen suchte, dessen näherer Umgang mich vielleicht noch hätte retten können. Was mich aber vollends in Verwirrung brachte, war der sich nach und nach immer mehr begründende Verdacht, daß die Dirne keineswegs mich allein überlistet und in ihre Netze gezogen hatte. Von da an überließ ich mich blindlings den Ausschweifungen, las und hörte zur Betäubung meines Gewissens nichts lieber und aufmerksamer, als irreligiöse und demagogische Schriften und Reden, suchte eifrig die wühlerischen Klubbs auf, und begann die mir untergebenen Arbeiter in einer dazu gestifteten Versammlung, endlich gar im Fabrikgebäude selbsten gegen alle Reichen, namentlich aber gegen ihren und meinen Herrn durch Vorlesung und Erklärung schlechter Zeitungen aufzuwiegeln, doch ohne je die Absicht gehabt oder wissentlich angedeutet zu haben, selber oder durch Andere Herrn Forstner einen Schaden an Leib oder Leben zuzufügen."

„An dem Tage, an welchem er erschossen worden ist, war ich früh zur Stadt gegangen, um zeitig zu einer Arbeiterberathung heimkehren zu können, die in der Schleicher'schen Schenke auf spätestens sechs Uhr

Abends verabredet war. Gegen zwei Uhr kehrte ich ein zum rothen Huhn. Der Wirth stand bei mehreren Gästen und erzählte mit Heftigkeit, während er abwesend gewesen, habe seine Frau an eben dem Morgen die Magd in einem unerlaubten Treiben mit einem längst der Dieberei sehr verdächtigen Kerle betroffen. Darüber aufgebracht, habe sie sich des Scheltens nicht enthalten können, sei aber dann von Beiden überfallen und so mißhandelt worden, daß mehrere Polizeidiener auf ihr Hülferufen herbeigeeilt, die Magd sammt ihrem aubern Liebhaber verhaftet und ins Gefängniß gebracht hätten. Demnach sei ein Commissar mit einem Polizeidiener und einem Schmiede gekommen, habe die Kiste der Magd in seiner Gegenwart öffnen lassen und in derselben nicht nur mehrere im Hause längst vermißte Gegenstände, sondern auch ein erst am vorhergehenden Tage bei einem Goldschmiede gestohlenes, sehr kostbares Halsgeschmeide gefunden, was er denn Alles zur Vorlegung beim Gerichte in Beschlag genommen."

„Wie mir über diese Erzählung zu Muthe geworden, vermag ich nicht auszusprechen. Es kamen immer neue Gäste, und ich mußte dieselbe Geschichte mehrmal wieder hören. Aerger und Neugierde nach nähern Umständen fesselten mich. Ich ergrimmte je mehr und mehr über mich selbsten, weil ich mich von einer so nichtsnutzigen Dirne hatte überlisten und verführen lassen, trank Bier und Branntwein durcheinander und suchte mit einigen wühlerischen Bekannten, die sich inzwischen eingefunden hatten, die Unterredung bald auf dieses, bald auf jenes zu lenken, was in der letzten Zeit in unsern Klubbs verhandelt worden. In meinem Zustande hörte und glaubte ich da begreiflichermaßen recht gerne, wenn es hieß: Gott hätte viel zu schaffen,

wenn er sich um alle Kleinigkeiten kümmern sollte. Laßt die Pfaffen plaudern, gescheidte Männer glauben ihnen nichts. Sie treiben ihr Gewerbe wie wir und andre Leute das ihrige, und glauben selber nicht, daß Gott ein solcher Tyrann sei, der die Irrthümer und Schwachheiten der Menschen mit ewiger Höllenqual bestrafe, sonst würden sie sich besser davor hüten. Die rechte Religion ist die, welche alle Menschen auf Erden frei, gleich und möglichst glücklich macht. — Mit diesen und ähnlichen Redensarten war ich nie so völlig einverstanden gewesen, als an jenem Nachmittage. Gerne ließ ich mich damit trösten und wiederholte sie im Laufe des Gespräches im zuversichtlichsten Tone, um mein Herz ja recht daran zu gewöhnen und mein Gewissen dadurch völlig zu betäuben. Inzwischen tractirte ich aufs freigebigste meine Zechbrüder, die es sich schmecken ließen und mir um so eifriger nach dem Sinne zu sprechen sich bemüheten. So war eine Stunde nach der andern verflossen. Um fünf Uhr war ich so betrunken, daß ich kaum noch vermochte, die Schläge der Hausuhr zu zählen und in der dunkeln Erinnerung an mein Versprechen, um sechs Uhr in Rahne bei Schleicher zu sein, mich von meinem Sitze zu erheben und die Hausthüre zu suchen. Wie ich zur Schenke hinaus, nach Rahne und endlich in mein Haus gekommen, weiß ich nach allem Besinnen bis zur Stunde noch nicht. Nur das schwebt mir halbdunkel vor, daß ich den Fuhrmann Wachtler an jenem Abende irgendwo im Freien gesehen, und, ärgerlich über sein Zureden, grobe Worte gegen ihn ausgestoßen habe. Dann aber weiß ich recht wohl, daß ich gegen neun Uhr in meinem Hause erwacht bin und mich dabei überaus verstimmt und mißlaunt gefühlt habe. Das Weitere ist euch bekannt.

XXXVI.

Alban Marbach: „Die Geschichte eurer Verirrungen ist im Wesentlichen die Geschichte der Verirrten überhaupt. Sie beginnt mit der Hingabe an eine erwachte Leidenschaft, geht dann zur Beschwichtigung der Gewissensregungen bald über in Leichtgläubigkeit gegen die Feinde der Religion, sodann in wirkliche Zweifelsucht und endet in Unglauben, Irreligion, Lasterhaftigkeit und Selbstverhärtung, woraus nur außerordentliche Gnade retten kann. Diese muß aber meist noch mit ungewöhnlich erschütternden und herben Fügungen verbunden sein um den Verirrten zur Besinnung zu bringen und zur Benutzung der übernatürlichen Erleuchtung und Stärkung zu bewegen. Hättet Ihr gleich, sobald Ihr die Macht der leidenschaftlichen Zuneigung zu jener verführerischen Person gemerkt, mit euerm Beichtvater euch berathen oder auch noch nach der ersten, zweiten oder dritten Versündigung die Rettungs- und Heiligungsmittel, welche unser Glaube in der Betrachtung, im Gebete, in den Bußübungen und in den Sakramenten uns bietet, mit einiger Selbstverläugnung und Sorgfalt angewendet, so würdet Ihr den grundlosen Angriffen auf die Wahrheiten und die Diener unsrer heiligen Religion nimmer ein so leichtgläubiges Gehör geliehen und mithin auch allen weiteren Verirrungen vorgebeugt haben. Das Geschehene läßt sich nun nicht mehr ungeschehen machen, sondern nur bereuen; aber diese Reue muß sich auch wirksam erweisen in dem Bestreben, die übeln Folgen der Versündigungen möglichst zu hemmen und zu vergüten. Eine Bewährung der Sinnesänderung ist demnach euer kräftiges Verlangen, die irreligiösen verderblichen

Vorurtheile nicht nur bei euch selbsten, sondern auch bei Andern nach Vermögen zu berichtigen und zu tilgen. Es bedarf nun aber keiner großen Geistesfähigkeit oder Anstrengung, um den boshaften Unsinn solcher Redensarten einzusehen und auch Andern darzuthun, wie Ihr sie das letzte Mal in der für euch so verderblichen Schenke so bereitwillig gehört und so blindgläubig nachgesprochen habt. Ach, was ist der Mensch, wenn er einmal Sclave seiner stolzen oder fleischlichen Gelüste geworden ist! Wagt er's in diesem jämmerlichen Zustande auch noch nicht, Gott, der sich ihm in der Vernunft, im Gewissen, in der Schöpfung und in der Ordnung der Welt so handgreiflich bezeugt, gradezu hinwegzuläugnen, so hat er doch auch weder Muth noch Lust, denselben so anzuerkennen und zu glauben, wie Er wirklich ist; denn dieser wahre Glaube, gehörig festgehalten, erwogen und beherzigt, würde sein Bewußtsein gegen die sündhaften Genüsse, von denen er nicht ablassen mag, dergestalt empören, daß ihm dadurch sein schlechtes Leben fast zur unerträglichen Höllenqual werden könnte. Was ist da zu thun, da der Gedanke an Gott sich nicht immer ganz verscheuchen läßt? Nun, er thut, was und wie schon seine Urahnen gethan, er erneuert die Urgeschichte der heidnischen Abgötterei."

Hub. Weismann: „Verdenkt es mir nicht, wenn ich euch mit dem Bemerken unterbreche, daß ich das nicht recht verstehe."

Alb. Marbach: „Ich hoffe, es wird euch schon klarer werden, wenn ich sage, daß die blinden Leidenschaften den menschlichen Geist in Bezug auf die höhern Wahrheiten verblenden, wodurch es dann möglich wird, daß der Mensch sich Gott zu einem armen Götzen umgestal-

tet, indem er sich Ihn nach seinem lüsternen Wohlgefallen einrichtet, statt sich und sein Leben nach dem göttlichen Wohlgefallen einzurichten. Um seine Vernunft über solche Missethat zu bethören, sucht und findet er dazu hintennach allerlei Scheingründe, und diese macht er dann auch vor gesinnungsverwandten Lüstlingen möglichst geltend, damit er mit seiner frevelhaften Thorheit nicht allein dastehe, sondern in der Zustimmung der Mitbethörten eine Stütze zur Gewissensbeschwichtigung gewinne."

Hub. Weismann: „Ein Beispiel würde mir das anschaulicher machen."

Alban Marbach: „Wohlan! Die Wahrheit ist denn doch, daß der unendlich Vollkommene Alles und Jedes in der aus purer Güte durch Allmacht und mit Allwissenheit erschaffenen, eingerichteten und geordneten Welt auch fort und fort aus derselben Allgüte, mit derselben Allwissenheit und kraft derselben Allmacht erhält und regiert und zwar so, daß Er ohne die allermindeste Mühe oder Anstrengung für jedes, auch das unscheinbarste Wesen nach Maßgabe seines wahren, wirklichen Werthes und seines Verhältnisses zum Weltall so sorget, als wäre es das einzige, was außer Ihm Dasein hat. Nun aber fühlt der Sündenknecht in sich die dringendste Anregung zu wünschen und somit auch zu glauben, daß der Allheilige sich um sein wüstes Treiben nicht kümmere. Er sucht und findet sodann auch Manches in der Welt, was ihm bei seiner Kurzsichtigkeit mit der göttlichen Weltregierung nicht gleich vereinbar scheint, und so ist er denn bald damit fertig, sich und seinen Gesinnungsverwandten einzureden, Gott überlasse die einmal gehörig eingerichtete Welt dem Zufall oder, wie er es lieber nennt, ihrer naturgemäßen Ent-

wickelung und könne sich am allerwenigsten in seiner unendlichen Erhabenheit um alle Kleinigkeiten, wozu insbesondere das Thun und Lassen der Menschen gehöre, noch weiter kümmeren. So ist denn der leidige Götze schon fertig. Denn dieser ist ja in diesem Falle nicht mehr der unendlich mächtige und gütige Gott, da es Ihm entweder an Weisheit und Macht gebricht, um Alles in der Welt mühelos regieren zu können, oder an Güte, um es zu wollen. War es aber der göttlichen Majestät nicht unwürdig, das Kleine wie das Große in der Welt zu erschaffen, zu gestalten und zu ordnen, so kann es diese Majestät doch auch nicht entwürdigen, Alles und Jedes zu regieren und — wohlgemerkt! — ohne die allermindeste Mühe für das Kleine wie für das Große liebreich zu sorgen. Was man die Kräfte und die Gesetze der Natur zu nennen beliebt, könnte keinen Augenblick bestehen, wenn es nicht durch Gottes allmächtige und allwissende Güte getragen und erhalten würde. Gott hat sein Werk nicht fix und fertig dahingestellt und demselben dann den Rücken zugewandt; sondern es bleibt die Schöpfung immerdar mit dem Allgütigen, als ihrem Seinsgrunde, in einem wirksamen Verhältnisse, und dieser regiert das All mit eben der unendlichen Freiheit, womit er es erschaffen und geordnet hat, ohne darum je die Willensfreiheit seiner vernunftbegabten Geschöpfe zu zernichten oder das Wesen der von Ihm gestifteten Naturordnung zu beeinträchtigen. Wenn der Uhrmacher eine Uhr macht, hinstellt und gehen läßt, so besteht der Stoff, woraus er sie gemacht, ohne ihn und unabhängig von ihm. So ist es nicht mit der Welt, die ihren Seins-Grund in Gott hat und behält und also immerdar in wesentlicher Abhängigkeit von Gottes Allmacht und Güte bleibt. Eine gewisse Unabhängigkeit von seinem Alles tragen-

den Willen hat Gott den Vernunftwesen in der Willensfreiheit für immer geschenkt, durch welche sie bei dem Vermögen zum Erkennen und Lieben des Uebersinnlichen und Ewigen seine Ebenbilder und zur unsterblichen Seligkeit wesentlich begabt und berufen sind. Wenn unserer Kurzsichtigkeit auch nicht immer und überall die göttliche Weltregierung einleuchtet, so tritt diese doch in manchen Erscheinungen so hell hervor, daß man sie muß verkennen wollen, um sie nicht wahrzunehmen. Soll etwa die göttliche Weisheit nicht zahllose Weisen kennen, um außer dem, was uns Naturordnung scheint, und auch ohne selbst diese zu stören, die Einwirkung seiner Güte namentlich gegen die Vernunftwesen zu offenbaren und augenfällig zu machen? Aus Furcht vor Gottes Weltregierung möchte man seiner Weisheit, Macht, Güte und Freiheit willkürlich Grenzen setzen, um selber nur desto ungestörter die eigene Freiheit gegen die göttliche Heilsordnung mißbrauchen zu können. Man will dann aber gar nicht daran denken, daß eben dieser Mißbrauch unserer Freiheit wirklich störend in die von Gott eingesetzte, sittliche Natur- und Heilsordnung eingreift, so daß die verderblichen Folgen davon durch die freie göttliche Weltregierung gehemmt werden müssen, damit nicht diese alle Sittlichkeit und das davon unzertrennliche Heil von der Erde verscheuchen! Jede außergewöhnliche Wirkung Gottes in der Welt ist über der Ordnnng der Natur; aber jede Sünde der vernunftbegabten Geschöpfe ist wider die Ordnung der Natur und ein Wiederspruch des geschaffenen gegen den schöpferischen Willen."

Hub. Weismann: „Wenn aber Gottes Güte so unendlich groß ist, daß seine allwissende Allmacht um ihretwillen die Welt erhält und regiert, und sogar zu unserem Heile sich übernatürlich wirksam oder wunder-

bar erweiset, so könnte man doch leicht auf den Gedanken kommen, daß das göttliche Vaterherz es doch unmöglich über sich zu gewinnen vermöge, uns schwache Menschen selbst wegen der allergrößten selbstverschuldeten Irrthümer und Laster mit ewigen Höllenqualen zu strafen."

Alb. Marbach: „Wer Gottes unendliche Vatergüte wirklich anerkennt, hochschätzt und liebt, wird Alles aufbieten, um sie nicht durch freiwillige Verirrungen und Laster thatsächlich zu verachten und zu leugnen; ja, er wird vielmehr diejenigen, welche dieses thun, der größten Strafe würdig erachten. Gott ist nothwendig eben so unendlich heilig und gerecht, als Er unendlich gut und gütig ist. Der Gedanke an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, dessen Wahrheit uns Vernunft und Gewissen unwiderruflich bezeugen, schreckt und ängstigt den Lustsklaven ganz besonders. Er fühlt die Unmöglichkeit, sich Gott unheilig oder auch nur gleichgültig gegen den Mißbrauch seiner schönsten Gaben vorzustellen. Was soll er nun thuen, um sich, ungestört von den Vorwürfen und Drohungen seines Gewissens, dem liebgewonnenen Lasterleben überlassen zu können? Vorerst sucht er seine Vergehungen durch Berufung auf die Kurzsichtigkeit und Willensschwäche des Menschen, so wie auf die Macht der Reizungen und die Stärke der unordentlichen Triebe möglichst zu entschuldigen; sodann aber bemüht er sich, die göttliche Güte in eine empfindsame Weichherzigkeit umzudeuten, welche es Gott unmöglich mache, den Sünder auf die Dauer große Qualen leiden zu sehen. Sowohl die Entschuldigung der Laster, als diese Herabwürdigung des Allheiligen zu einem weichmüthigen Götzen ist eine aus höchst strafwürdiger Verkehrtheit stammende Thorheit. Der Mensch, welcher da, wo es die Befriedigung seines Stolzes, seiner Rachgier,

seiner Habsucht, seiner Wollust und jeder andern Leidenschaft gilt, so überaus listig und erfinderisch und zugleich so ausdauernd und unbeugsam sich erweiset, der entschuldigt sich also den Versuchungen gegenüber mit Kurzsichtigkeit und Schwäche, um sein Gewissen darüber zu beschwichtigen, daß er jedesmal, wenn er wissentlich und freiwillig eine schwere Sünde begeht, eben durch das Sündigen Gottes Verheißungen verschmähet, dessen Drohungen verachtet, dessen Wohlthaten mit Undank vergilt, dessen Heilsordnung seinen Gelüsten unterordnet, dessen heiligen Willen seinem bösen Willen nachsetzt und so sein nichtswürdiges Ich über die unendliche Majestät frech, ja trotzig erhebet. Wahrlich, wer dieses Wesen jeder schweren Sünde nur einigermaßen gehörig auffaßt und durchdenkt, wird die entsetzliche Verdammungs- und Höllenwürdigkeit derselben kaum mehr verkennen können."

Hub. Weismann: „Dieses scheußliche Wesen der Sünde sieht doch der Sünder so nicht ein; die böse Lust verwirret ihn und reißt ihn, wie einen Willenlosen, von einer Sünde zur andern hin."

Alb. Marbach: „Wer aber ist es, der die böse Lust in sich genährt, großgezogen und ihr solche verwirrende und hinreißende Macht über Vernunft und Willen gegeben hat? Ist es nicht eben derselbe, der sich nachher zu seiner Entschuldigung auf diese feindliche Macht berufen möchte? Hätte er stets auf die Stimme seines Gewissens geachtet und seine Willensfreiheit dazu benutzt, die Mittel der Religion gegen die verkehrten Regungen seiner unordentlichen Triebe mit Entschiedenheit anzuwenden, so wär er ja nimmermehr in die Sündenknechtschaft gerathen. Wenn Jemand sich selber die Hände bindet und sich so einem Tyrannen zur Sklaverei übergibt, wird man den sonderlich bemitleiden, wenn man ihm nachher über sein

Joch klagen und jammern hört? Oder wenn ein Anderer auf dem Wege des Stolzes oder der Liederlichkeit seinen Verstand verliert, wird man ihn für schuldlos halten, wenn er am Ende ein tobsüchtiger, gefährlicher Narr wird, oder sich selbst mordet? Wer sich freiwillig in die Gewalt des Teufels gibt, und von dem Seelenmörder sich geknechtet und gemartert fühlt, hat nie Grund, sich über Gottes Zulassung zu beschweren. Der Allheilige kann in keinem Falle ungerecht sich erweisen, eben so wenig kann Er indeß auch die Güte gegen seine Gerechtigkeit walten lassen."

Hub. Weismann: „Aber, sagt ja doch die heilige Schrift, um uns Gottes Güte und Barmherzigkeit recht nachdrücklich zu bezeichnen: Gott ist die Liebe."

Alb. Marbach: „Ja, Gott ist die Liebe und eben deswegen auch der unerbittliche Richter der unbußfertigen Sündenknechte. Er ist die unendliche Liebe zu seiner unendlichen Vollkommenheit und zu Allem, was dieser, das heißt, Ihm selbst irgendwie wahrhaft verwandt und ähnlich ist. Diese Liebe ist zugleich seine Heiligkeit und seine Güte, seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit; denn diese unendliche Liebe ist nicht denkbar ohne einen eben so unendlichen Abscheu und Haß gegen Alles und Jedes, was seinem Wesen, seiner unendlichen Vollkommenheit widerspricht oder was die Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit ihm verdirbt, entwürdigt, zerstört. Dieses aber thut namentlich jede schwere Sünde wirklich, da sie die sittlichen Kräfte, wodurch der mit Vernunft, Gewissen und Willensfreiheit begabte Mensch Gottes Ebenbild ist, mißbrauchet, schwächt, entwürdigt und ihn so zum Gräuel vor dem Allheiligen macht. Denke man sich nun den Menschen durch Todsünde so zum Knechte seiner Leidenschaft erniedrigt, daß

die erleuchtende und stärkende Einwirkung der göttlichen Liebe, um ihn zu bekehren, die Willensfreiheit, durch die er vorzugsweise ein Bild Gottes ist, aufheben müßte, so ist er nothwendig unerrettbar ewig verloren, weil er sich mit aller Gnade nicht mehr freithätig bekehren kann. Er ist ein Teufel. Die bösen Lüste, deren Befriedigung ihn noch erfreute, der Rausch der Sinnlichkeit und der Welt — Alles was ihm noch eine Lust und Zerstreuung gewährte, schwindet für ihn, für seine Seele bei ihrer Trennung vom Leibe auf ewig dahin. Er ist mit sich selbst allein, also allein mit seiner schmachvollen Selbstentwürdigung, mit dem Gräuelzustande seines geschändeten Wesens. In diesem schauderhaften Selbstbewußtsein schaut er ewig, ewig, wie er selber seine sittlichen Kräfte mißbraucht, wie er seinem Gewissen zum Hohne seine Vernunft, seine Leibeskraft und Willensfreiheit entwürdigt, das Gottesbild in sich verunstaltet und sich so zum Scheusal vor Gott und all dessen Angehörigen und zum ebenbürtigen Genossen der Teufel und aller Verdammten unwiderruflich erniedrigt hat. Ja, sein Schuldbewußtsein, dann nicht mehr beirrt oder beschwichtigt durch Sinnenrausch und Selbstbetrug, verdammet ihn, sein ohnmächtiger Stolz empöret sich gegen seine Erniedrigung und Verworfenheit, sein Haß ergrimmt immer neu gegen seinen Richter und dessen Gerechtigkeit, sein Neid erbittert ihn gegen alle glückselige Geister, seine Hoffnungslosigkeit treibt ihn zur Verzweiflung, und während er unter dem Hohngelächter der Hölle seinem Dasein fluchet, stirbt er ewig, ohne zu verenden, in namenloser Qual. Da ist denn die Finsterniß ohne Schlaf und Ruhe in der gänzlichen Geschiedenheit von Gott und seinem himmlischen Reiche; da ist der ewig nagende und nie aufzehrende Wurm, der nicht stirbt, in dem entsetzlichen Schuld-

bewußtsein und in der Selbstverdammung des eigenen Gewissens; da ist das Feuer, das ewig brennt, ohne zu verbrennen und nie erlischt in dem unaufhörlich gegen die Schmach sich empörenden Stolze; da ist das Heulen und Zähneknirschen in dem neidischen Grimme oder grimmigen Neide über die Seligkeit Gottes und seiner Auserwählten: da ist die ganze Vollqual der Hölle in der ewig tobenden Verzweiflung unter Verhöhnung aller bösen Geister."

Alban Marbach merkte im Halbdunkel des Kerkers erst jetzt, daß sein Schwager, tief erschüttert, in ein düsteres Hinbrüten versunken und wie geistesabwesend war. Nach einer langen, unheimlichen Pause ergriff dann Hubert Weismann, wie Einer, dem an einem jähen Abhange schwindlich wird, mit beiden Händen Alban's Rechte, hielt sie krampfhaft fest und sprach mit dumpfer Stimme: „Ach ja, es ist wahr, entsetzlich wahr! Ich hab's erfahren, erlebt hab' ich's, wie die Leidenschaften gegen die klarsten Heilswahrheiten verblenden, wie sie unser Herz von Gott abwenden und losreißen, und wie ihr süßes Gift alle Kräfte der Seele durchdringt und zerrüttet und endlich den ganzen Menschen unaussprechlich elend und unglücklich macht. Jetzt begreife ich ganz, was ich einst nur mit halbem Verständnisse gelesen: Es ist schauderhaft, in der Abkehr von Gott mit seinem erwachten Gewissen allein zu sein! O, wie da schon die bloße Einbildung, wegen seiner Selbstentwürdigung verachtet, verhohnlacht zu werden, das stolze Herz mit furchtbaren Peinen martert! Wie da das Gefühl der Verworfenheit grimmigen Neid erzeugt gegen Alles im Himmel und auf Erden, was nur nicht höchst elend ist; und wie dieser Neid dann grausam das Innere durchwühlt und mit Hyänenbissen zerreißt! Wie da endlich

alle nur erdenkliche Qualen in der Verzweiflung, als in ihrem Glühpunkte, sich vereinigen und so das grausenhafte Elend vollenden! Wer das erlebt, erfahren hat, der hat eine Ahnung von der Hölle, die es ihm unmöglich macht, deren Wirklichkeit je wieder zu bezweifeln." —

Alban Marbach: „Wahr ist es, im Zustande der Verzweiflung ist der Mensch den Verdammten am ähnlichsten, steht er der Hölle am nächsten. Aber eben in diesem schrecklichen Zustande ist er am wenigsten fähig, den Gedanken an die Größe und Ewigkeit der Höllenqual zu erfassen und deren Wirklichkeit zu glauben; und statt von dem Abgrundsrande, daran er taumelnd schwebt, zurückzuschaudern, fühlt er zur endlosen Untiefe sich hingezogen, und stürzet er durch Selbstmord wie ein Wahnsinniger sich rettungslos hinein." —

Hubert Weismann: „Das ist die Zaubermacht des Teufels! Auch sie hab' ich erfahren; denn sie war mir nahe, sehr nahe! Und ich hab da die Ohnmacht zur Selbstrettung, wie nie, lebhaft empfunden und weiß nun, wie ich es durchaus der Barmherzigkeit Gottes zu verdanken habe, daß ich nicht bereits eine Beute der Hölle bin." —

Alban Marbach, der die fast beredsame Aufgeregtheit seines Schwagers zu beschwichtigen wünschte, suchte wieder mehr im Tone der besonnenen Erörterung fortzufahren: „Mit der Selbsthülfe zur Bekehrung und Besserung sieht es überhaupt mißlich aus. Gewiß ist es, daß wir Alle voll sind von unordentlichen, mehr oder minder heftigen Gelüsten der Selbstliebe und der Sinnlichkeit, und daß daher, jedoch nicht ohne unser Verschulden, alle Verirrungen und Laster entspringen. Der wahre Zweck des Selbstgefühls ist denn doch die rechte Erkenntniß und Liebe unserer leiblichen

und geistigen Kräfte, auf daß wir dieselben mit vernünftiger Umsicht erhalten und ausbilden, und sodann durch ihre gehörige Benutzung Gott und Dessen Geschöpfe der Wahrheit gemäß erkennen und lieben und in dieser Erkenntniß und Liebe ewige Seligkeit gewinnen. Nun aber werden wir gerade durch das Uebermäßige, Unordentliche des Selbstgefühles zu einer unwahren Selbstüberschätzung oder falschen Selbstliebe hingetrieben, die uns dann, inwiefern wir uns ihr hingeben, verhindert, Gott und unsere Mitgeschöpfe nach ihrer wahren Würde zu erkennen, zu schätzen und zu lieben, und uns zu unzählbaren Verirrungen und Versündigungen der Eitelkeit und der Hoffart mißleitet. Zu welchen Thorheiten und Sünden reizen uns die unordentlichen Triebe der unmäßigen und insofern auch zweckwidrigen und verderblichen Ohren-, Augen- und Gaumen-Lust! Ferner die Zuneigung zum andern Geschlechte bezwecket offenbar die Vereinigung der beiderseitigen, sich ergänzenden Kräfte und Eigenschaften, damit so die Menschen durch Uebung wahrer Wechselliebe einander wirklich vervollkommnen und beglücken und gemeinsam ihre Nachkommen in der rechten Erkenntniß und Liebe Gottes und der Geschöpfe zur zeitlichen Wohlfahrt und zur ewigen Seligkeit erziehen und heranbilden. Es ist aber gerade der Geschlechtstrieb, welcher durch seine Ordnungs-widrige Heftigkeit seinem erhabenen Zwecke am feindlichsten widerstrebt und dadurch das allermeiste und schauderhafteste Unheil und Verderben in der Welt anrichtet. Doch, um nicht allgemein Bekanntes und Anerkanntes weitläufig zu besprechen, kommen wir einfach auf die unleugbare Thatsache zurück, daß Selbstliebe und Sinnlichkeit, die ordnungsmäßig Grundquellen des dauerhaften Menschenglückes auf der Erde sein könnten, sein sollten und sein würden, nun

aber durch ihre Unordnung die Grundübel sind, aus welchen alle Verirrungen, Sünden, Laster und zahllose Schmerzen, Nöthen und Leiden aller Art entstehen. Kann nun Gottes Weisheit, Macht, Heiligkeit und Güte uns die Unordnung der selbstliebigen oder der sinnlichen Triebe anerschaffen haben?"

Hub. Weismann: „Wahrlich nein!"

Alb. Marbach: „Da aber alle Menschen mit dieser inwohnenden Unordnung geboren werden, so muß sie ein trauriges Erbtheil von den allen gemeinsamen Stammeltern sein, welche durch Mißbrauch der Willensfreiheit ihre gutgeschaffene Natur verdorben haben. Die göttliche Offenbarung allein erklärt uns näher das Räthsel vom Ursprunge des Bösen auf Erden in ihrer Lehre über die Erbsünde. Durch die uns ursprünglich nicht anerschaffene, sondern hinzugekommene Unordnung stehen Selbstliebe und Sinnlichkeit jedenfalls in Mißverhältniß zu den anerschaffenen sittlichen Kräften, und wenn daher nicht übernatürlich unsre Vernunft erleuchtet, unser Gewissen gestärkt, unser Wille gekräftigt würden, so wären und blieben wir nothwendig unfähig, die uns vom Schöpfer ursprünglich gegebene Bestimmung jemals zu erreichen, das heißt, unfähig, durch wahre Erkenntniß und Liebe Gottes und seiner Geschöpfe selig zu werden. Ja, noch mehr! Bei der Macht der unordentlichen Triebe würden wir, der Willensfreiheit ungeachtet, das Sündigen nicht vermeiden, durch das Sündigen aber immer mehr die sittlichen Kräfte abschwächen und die bösen Lüste nähren und stärken und so uns endlich ewige Höllenqual verdienen und bereiten. Um die aus der freien Hingabe an die unordentlichen Triebe stammende Geistesblindheit und Verdorbenheit der Menschen,

wenn sie ihren natürlichen Kräften von Gott überlassen sind, recht kennen zu lernen, muß man die Geschichte des Heidenthums betrachten, wie dieselbe in der Wirklichkeit vorgegangen und nicht wie die Geschichtsdichter sie verschönerend in ihren Schriften zurecht gemacht und nach ihrer Lust und Phantasie gestaltet haben. Am auffallendsten erscheint dann die Irreligion und Lasterhaftigkeit der Griechen und Römer, wohlgemerkt! gerade zu jener Zeit, die man die Epoche der Blüthe ihrer Wissenschaften nennt." —

Hub. Weismann: „Das Sprichwort sagt ja: Je schlauer, desto schlechter, oder je gelehrter, desto verkehrter." —

Alb. Marbach: „Recht verstanden, ist das wahr; allein man muß sich doch sorgsam hüten, diese Redensart zu mißdeuten und verkehrt anzuwenden. Je gründlicher und allseitiger die Wissenschaften und Künste betrieben werden, desto nothwendiger führen sie den Gutwilligen zum wahren Glauben und zur ächten Religiösität. Aber gewiß ist alles menschliche Wissen hienieden nur Stückwerk, und wer nun sein einseitiges Stückwissen allgemeingeltend machen will, verirrt sich in ein falsches System, nach welchem er sich dann alle Wirklichkeit zurechtconstruirt und die Wahrheit somit nach seinen vorgefaßten, fixen Ideen modelt, statt seine Ideen nach der Wirklichkeit und Wahrheit zu bilden." —

Hub. Weismann: „Wenn ich das auch nicht ganz deutlich verstehe, so habe ich doch erfahren, daß es manche gelehrte Leute gibt, welche an unsere heilige Religion nicht glauben und unsere Geistlichen verachten." —

Alb. Marbach: „Das ist leider eine unbestreitbare Thatsache, aber sie ist keineswegs schwer zu begreifen. Man muß nur nicht das eben Gesagte außer

Acht lassen, daß wir nämlich Alle voll unordentlicher, selbstliebiger und sinnlicher Triebe sind, und deshalb nur gar zu gerne Alles aufsuchen, ergreifen und festhalten, was diesen unordentlichen Trieben günstig ist und die sündhafte Befriedigung unserer verkehrten Gelüste zu entschuldigen scheint oder zu beschönigen vermag; und daß wir dann hingegen instinktartig alles das zu meiden und von uns abzuwehren geneigt sind, was uns in unseren ordnungswidrigen Genüssen zu stören, unser Gewissen dagegen aufzuregen und uns so darüber zu beunruhigen und zu ängstigen droht. Nun aber steht nichts der unordentlichen Selbstliebe und Sinnlichkeit so feindlich entgegen, als gerade unsere heilige Religion, eben weil sie die Religion der wahren Liebe ist und somit einen unversöhnlichen Krieg gegen alle unwahren, falschen und verderblichen Neigungen, Gelüsten, Begierden und Werke führet und führen muß. Je allseitiger man ihre Wahrheiten erfaßt und lieb gewinnt, desto gewaltiger treibt sie das Gewissen an, jede Nachgiebigkeit gegen die unordentlichen Gelüsten zu verwerfen und den zu verurtheilen zu seiner Qual, der sich der Einwilligung in dieselben schuldig macht. Darum muß denn jeder diese Religion scheuen und fliehen, der sich nicht entschließen mag, Selbstverleugnung zu üben und ernstlich nach voller Beherrschung alles Eigendünkels, alles Stolzes und aller sinnlichen Genußsucht zu streben und zu ringen." —

Hub. Weismann: „Um ohne Religion zu leben, braucht man aber wohl nur um dieselbe sich nicht zu kümmern?" —

Alb. Marbach: „Das geht aber nicht so leicht, als es scheinen könnte. Vernunft und Gewissen lassen sich wohl unterdrücken, aber nicht austilgen, und da regt

sich denn im Ungläubigen bei allerlei Anlässen deren unverwüstliche Macht, die ihn an das Göttliche mahnet und ihn in seiner Gottlosigkeit nicht ruhig, nicht lebensfroh bleiben läßt. Für solche Menschen ist dann jeder Diener der Religion natürlich ein Dorn im Auge und es ist daher begreiflich, warum sie insgesammt so sehr darauf ausgehen, die Fehler der Geistlichen aufzuspüren, die erspürten aufs ärgste zu deuten und die wirklichen oder erdichteten Vergehen Einzelner dem ganzen Stande zur Last zu legen. Hätte die Verkehrtheit unseres Herzens ein solches Interesse, um mit gleicher Feindseligkeit auch gegen alle andere Stände zu verfahren, so würden Verachtung, Verläumdung und grimmige Verfolgung aller Menschen gegen einander die nothwendige Folge sein. Ihr kennt denn doch schon manche Geistlichen hiesiger Stadt und in unserer Umgegend; würdet Ihr nun aber wohl solche unter diesen bezeichnen können, die schlecht genannt zu werden verdienen? Ich versichere euch aber, daß ich auf meinen weiten Reisen mit äußerst vielen Geistlichen theils persönlich, theils durch das Urtheil glaubwürdiger Männer bekannt geworden bin und darunter verhältnißmäßig selten solche kennen gelernt habe, die ihrem Berufe Schmach angethan. Ja, ich habe durch Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß es unter den Juristen, Aerzten, Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und allen übrigen Menschenklassen verhältnißmäßig fast unvergleichlich mehr Berufsschänder gibt, als in unserem katholischen Priesterstande, welcher doch so vorzugsweise der gehässigen Tadelsucht und Verläumdung ausgesetzt ist."

Hub. Weismann: „Unsre Geistlichen sind ja von Christus selbsten auf den Leuchter gestellt. An den Schwarzröcken sieht man die Flecken zuerst und zumeist.

Man würde aber die einzelnen unwürdigen Priester kaum bemerken, wenn nicht die sehr große Mehrheit wirklich tugendhaft wäre. Judas erscheint noch einmal so verabscheuungswürdig, weil er eben einer der zwölf Apostel war."

Alb. Marbach: „Wir dürfen nie vergessen, daß unsre Geistliche Menschen bleiben, die, wie wir übrigen alle, auch mit den unordentlichen Neigungen der Selbstliebe und der Sinnlichkeit zu kämpfen haben. Kennen sie auch die Waffen, welche die Religion zu diesem Kampfe bietet, besser als wir Andern, so gibt doch diese Kenntniß an und für sich noch keineswegs die Kraft und das Geschick, diese heiligen Waffen immer sieghaft zu führen. Nicht umsonst heißt es daher in der heiligen Schrift in Bezug auf die lasterhaften Verkündiger der göttlichen Wahrheiten: Thuet nach ihren Worten, aber nach ihren Werken thuet nicht. Wahrheit bleibt Wahrheit auch im Munde des Lasterhaften. Wir werden dereinst gerichtet werden nach der göttlichen Wahrheit und nicht nach dem Beispiele einzelner lasterhafter Verkünder derselben."

Hub. Weismann: „Unser Nahne kann sich glücklich schätzen, einen so musterhaften Pfarrer so lange Jahre zu besitzen."

Alb. Marbach: „Und doch gibt es Einzelne unter seinen Pfarrkindern, die ihn tadeln, weil er manchmal genöthigt ist, ihre ungebührlichen Zumuthungen zurückzuweisen, oder weil er bei seinem spärlichen Einkommen und seiner fast ärmlichen Lebensweise nicht vermag, ihre unbescheidenen Hülfsforderungen zu erfüllen."

Hub. Weismann: „Man sollte meinen, Jedermann müsse doch wissen, wie er sein nicht unbedeutendes Privatvermögen zur Herstellung und Zierde unsrer

Kirche hingegeben, und wie es sein größter Kummer ist, wenn er für die wirklich Nothleidenden nichts mehr übrig hat und aufbringen kann."

Alb. Marbach: „Es gibt aber genug Unbemittelte, welche das nicht einsehen und anerkennen wollen. So geht es übrigens unsern Geistlichen überhaupt. Man überschätzet gar sehr ihr Einkommen, welches im Vergleiche mit dem der Studirten anderer Stände durchgängig ein wirklich ärmliches zu nennen ist. Wenn man ihre gewöhnliche Lebensweise nicht nach dem Gerede der Neider und Tadelsüchtigen, sondern nach der Wirklichkeit beurtheilt, so müßten unsre Pfarrer, auch wenn sie kein Privatvermögen besitzen, in wenigen Jahren reiche Leute sein, falls sie in der That ein solches Amtseinkommen hätten, wie der große Haufen zu fabelen pflegt. Nun aber zeige man doch einmal z. B. in unserer Provinz die großen Reichthümer, welche alte Pfarrer bei ihrem Tode — wohlgemerkt von ihren Amtseinkünften — hinterlassen hätten! Und wenn hin und wieder Einer einiges Vermögen erspart hat, so sehen wir, daß es wenigstens in den allermeisten Fällen hauptsächlich zu frommen und wohlthätigen Zwecken vermacht wird. Wer seinen Heiland wirklich lieb hat, kann sich nur darüber freuen, wenn dessen Stellvertreter sich ohne irdische Sorgen in anständigem Leben ihrem heiligen Berufe allein widmen und dazu noch gegen Nothleidende hülfreich erweisen können. Wo die Seelsorger darben, da sind gewiß die Gläubigen durchaus arm an Mitteln oder an Religiösität. In wirklich armen aber recht frommen Gemeinden haben die Geistlichen nicht selten grade das meiste Einkommen, weil die heilige Liebe selbst die Armuth opferwillig macht."

Hub. Weismann: „Wäre es nicht besser, wenn die Einkünfte der Geistlichen mehr gleichmäßig unter sie vertheilt und dadurch alle so gestellt würden, daß die oft lästigen Gebühren für ihre einzelnen Dienstleistungen wegfallen könnten?"

Alb. Marbach: „Eine solche Vertheilung würden gerade diejenigen Gemeinden nicht gestatten, die einmal, vielleicht mit großer Mühe und Aufopferung, für ihre Pfarrgeistlichen reichlich gesorgt haben. Dazu haben nicht alle Geistliche gleiche Bedürfnisse, denn in ärmern oder in städtischen Gemeinden z. B. haben sie mehr Einkommen nöthig, als in reichern oder in ländlichen Pfarren. Ohne die Gebühren für einzelne Dienstleistungen wäre ihr Einkommen in den allermeisten Orten durchaus unzureichend. Auch muß man ja nicht wähnen, als ob diese Gebühren gerade nur den Geistlichen zuflössen. Dieselben sind von Anfang des Christenthums an bei verschiedenen Gelegenheiten mit Freude dargebracht worden als Liebesgaben zum Unterhalte der Geistlichen, der Gotteshäuser, der übrigen Kirchendiener und der Armen. Zur Verhütung von Unordnungen sind dieselben nun geregelt, und die Geistlichen erhalten von dem Betrage derselben da, wo sie für die Geber, wie z. B. bei Beerdigungen, lästig sein können, durchgängig eben nur den verhältnißmäßig geringsten Theil. Die Leistung der Gebühren ist für die Gläubigen eine heilsame Uebung der opferwilligen Liebe zu ihren Seelsorgern und deren Amtsverrichtungen, so wie zu ihren Gotteshäusern und den sonstigen Kirchendienern; denn wofür man kein Opfer mehr bringen mag, dafür ist bereits oder geht doch bald die Liebe und Hochschätzung verloren. Andrerseits dient auch das Annehmen der

Gebühren gar sehr dazu, die Geistlichen und übrigen Kirchendiener in dem demüthigenden Bewußtsein ihrer Abhängigkeit von der frommen Opferwilligkeit der Gläubigen zu erhalten und sie vor Nachlässigkeit in Erfüllung ihrer heiligen Obliegenheiten, wie auch vor Ungefälligkeit zu bewahren. Alle ächte Liebe, mithin auch die Frömmigkeit, hat einmal das Bedürfniß, sich durch Geben und Empfangen zu äußern und zugleich zu üben, zu unterhalten und zu beleben, und es wäre daher zweckwidrig, die Befriedigung dieses Bedürfnisses in Bezug auf die Religion, deren ganzes Wesen Liebe ist, abzuschaffen oder auch nur zu beschränken."

Hub. Weismann: „Sonderbar, daß selbst so manche Gelehrten dieses nicht einsehen, und daß sogar nicht Wenige unter diesen von den Stolgebühren Anlaß nehmen, unsre Religion selbst zu lästern und bei Andern verächtlich zu machen."

Alb. Marbach: „Auch die Gelehrten sind mit den Grundübeln des Menschengeschlechtes behaftet und mißbrauchen nicht selten ihre Kenntnisse und Verhältnisse nur zur Befriedigung und Vermehrung ihrer unordentlichen, eigenliebigen und sinnlichen Gelüste. Dazu sind viele von ihnen schon in der Jugend durch irreligiöse Lehrer und Bücher mit Vorurtheilen gegen unsere Religion und gegen die Geistlichen so angefüllt, daß sie es nicht der Mühe werth halten, die göttliche Offenbarung gründlich zu studiren oder sich gar mit tüchtigen Verkündigern derselben näher bekannt zu machen. Nur was die Feinde unsrer heiligen Kirche schreiben und sprechen, lesen und hören sie bereitwillig und eifrig, um sich nur noch mehr in ihren bequemen Vorurtheilen zu bestärken. Schriften und Personen, die unsre Re-

ligion so unbeholfen vertheidigen, daß es nicht schwer bleibt, über dieselben wenigstens scheinbar zu triumphiren, sind ihnen allenfalls auch willkommen; aber anerkannt gründliche Werke über unsern Glauben hüten sie sich anzurühren, geschweige ruhig und sorgsam zu prüfen, und jedem Geistlichen oder Laien, dessen Ueberlegenheit in der Religionswissenschaft sie kennen oder auch nur ahnen, weichen sie mit einer fast lächerlichen Aengstlichkeit aus. Es ist ihnen nun einmal nicht um die lästige Wahrheit, sondern einzig darum zu thuen, vor sich und ihres Gleichen Recht zu behalten und in ihrem Bewußtsein ungestört nach gewohnter Lust und Weise dahin zu leben. So viel ich wahrzunehmen Gelegenheit gehabt und auch von gewissenhaften, gründlich gebildeten und erfahrungsreichen Männern gehört habe, steht überhaupt bei den irreligiösen Gelehrten und sogenannten Gebildeten ihre Religionskenntniß durchgängig ganz und gar nicht im gehörigen Verhältnisse zu ihrem sonstigen Wissen und Treiben, und namentlich sind es Fachgelehrte, welche für die Heilswissenschaft am wenigsten Sinn und Lust übrig zu haben pflegen. Man kann ein stockgelehrter Sprachkenner, Mathematiker, Astronom, Naturforscher, Arzt, Apotheker, Jurist oder ein geistreicher Dichter, Musiker, Maler oder ein ungemein geschickter Fabrikant, Kaufmann, Oeconom, Rentner und alles dergleichen sein, ohne darum von unserer heiligen Religion auch nur die sonst bekanntesten Grundsätze richtig zu verstehen, geschweige sie in ihrer Begründung und in ihrem innern Zusammenhange unter einander und mit andern Wahrheiten erfaßt zu haben. Aus eigener Wahrnehmung weiß ich, wie manchmal sehr hochgerühmte Gelehrte, Künstler, Beamtete und sonst für hochgebildet geltende Leute aller Stände in der Reli-

gion so unwissend sind, daß sie bei einer einfachen Katechumenen-Prüfung höchst albern und lächerlich erscheinen würden. Indeß sieht es mit der Zahlengröße von wirklich gelehrten Ungläubigen wenigstens bei uns Katholiken doch keineswegs so arg aus, als man möchte glauben machen. Achtet man nun aber auch noch darauf, in welchem Alter und unter welchen Verhältnissen diese — verhältnißmäßig — sehr Wenigen ihren Glauben verloren haben, so wird man sich überzeugen, daß dieses bei ihnen durch Verführer in jenen Jugendjahren bewirkt worden, wo die erwachenden Leidenschaften sie verblendeten und sie nach Scheingründen zur Beschwichtigung des Gewissens lüstern waren. Einmal gewohnt, nur im Dienste der bösen Gelüste zu denken, bleiben sie dann blind gegen Alles, was sie zu einer bessern Ueberzeugung zurückführen könnte. Einen Gelehrten, der unsre heilige Religion nur einigermaßen gründlich kennt und bei redlicher Ausübung derselben erst in erfahrungsreichen reiferen Jahren in Folge gediegener, wissenschaftlicher Forschung ungläubig geworden wäre, wird man kaum jemals gesehen haben und auch wohl heute noch nirgend antreffen. Solche Ungläubige allein könnten aber für den vernünftig Denkenden nur eine Bedeutung haben, zumal wenn sie auch nach dem Glaubensverluste sich als durchaus gutgesittete pflichtgetreue Menschen erprobten. Allein wo sind diese? Nirgend! Und wenn's auch sogar hin und wieder einen gäbe, so stehen solchen einzelnen doch ganze Schaaren von wahrhaft großen Gelehrten, welche unsere heilige Religion als ihren kostbarsten Schatz treu bewahren und mit Sorgfalt befolgen, gegenüber und verdienen dann doch gewiß die Hochachtung jedes Gutgesinnten.

„So viel ich selber beobachtet und überdies von gründlichen Kennern der Literatur-, Kunst- und Weltgeschichte gehört habe, sind es gerade *unsere größten* Gelehrten, Dichter, Künstler, Fürsten, Feldherren u. s. w., welche sich zu allen Zeiten durchgängig durch strenge Rechtgläubigkeit und häufig auch durch wahre Frömmigkeit ausgezeichnet haben. Merkwürdig ist die Thatsache, daß man keinen glaubenskundigen Katholiken aufweisen kann, der im Gefühle des nahen Todes je von unserer heiligen Religion abtrünnig geworden wäre; während hingegen nicht nur viele Hunderte Irrgläubige auf dem Sterbebette katholisch geworden sind, sondern auch von all den gelehrten, gebildeten und anerkannt geistreichen Katholiken, die im Taumel des Lebens aller Religion entsagt zu haben schienen, die Allermeisten bei ernsten Erlebnissen oder im Angesichte der herannahenden Ewigkeit doch ihren Glauben nicht mehr zu verleugnen vermögen. Ein merkwürdiges Beispiel ist unter vielen andern *Napoleon* auf St. Helena. Dieser begann hier, ernstlich über den Glauben seiner Jugend nachzudenken und wurde von dessen Wahrheit und Lebendigkeit so durchdrungen, daß er die Tröstungen unserer heiligen Religion nicht länger entbehren wollte. Er bestand darauf, daß ihm ein katholischer Priester als Hauskaplan gegeben werde, dessen Messe er dann regelmäßig und mit unverkennbarer Andacht beiwohnte. Er untersagte es strenge, an den vorgeschriebenen Enthaltungstagen Fleischspeisen auf seine Tafel zu bringen, indem er anerkannte, wie nothwendig die Uebung des Gehorsams und der Selbstverleugnung dem Menschen sei, und wie es eine jämmerliche Schwäche verrathe, sich nicht einmal einen flüchtigen Gaumengenuß um höherer Zwecke willen versagen zu können. Gewohnt, nichts oberflächlich zu thun, drang er mit seinem schar-

sen Verstande so tief in die religiösen Wahrheiten ein, daß seine Verbannungsgefährten erstaunten, ihn über dieselben mit so großer Sachkenntniß sprechen zu hören. Als er das Ende seiner Tage herannahen sah, begehrte er von seinem Hauskaplan Vignali die heiligen Sakramente und wartete keineswegs, bis man ihn daran erinnerte oder bis er zu schwach gewesen wäre, um sie mit der gehörigen Vorbereitung und Andacht zu empfangen. Demnach sprach er zum General Montholon: „Wie fühle ich mich jetzt glücklich, diese Pflicht erfüllt zu haben! Ich wünsche Ihnen bei Ihrem Sterben eben dasselbe Glück. Gestehen muß ich, auf dem Throne meine Religionspflichten nur zu sehr versäumt zu haben. Die Gewalt betäubt den Menschen und macht ihn schwindeln. Indeß habe ich darum nie aufgehört zu glauben. Der Klang der Glocken hat mir allezeit wohlgethan und der Anblick eines Priesters hat oft mein Herz gerührt. Ich habe früher das Alles verheimlichen gewollt, sehe aber jetzt ein, daß das nichts Anderes wäre als Schwäche, und so will ich Gott die Ehre geben." — Das ist wahrlich nicht die Sprache eines Schwächlings, dessen Verstand durch Krankheit getrübt oder dessen Gemüth durch Todesangst verwirrt wäre. Aehnliche Erscheinungen gibt es unter uns unzählige, wie uns das die glaubwürdigsten Aerzte und Priester aus ihren eigenen Erfahrungen bezeugen."

Hub. Weismann: „Man hat mich aber versichert, daß die gelehrten Ungläubigen in protestantischen Ländern meistens dahinsterben, ohne sich um die Religion zu kümmern, und es dort ganz außerordentlich selten wahrgenommen werde, daß ein solcher sich am Ende seines Lebens bekehre oder gar auf dem Sterbebette einen Prediger zu sich kommen lasse."

Alb. Marbach: „Wenn die Bekehrungen bei erschütternden Lebenserfahrungen und namentlich auf dem Sterbebette sich bei den Nichtkatholischen unvergleichlich seltener zeigen, so kommt das wesentlich daher, daß sie mit der verkannten Autorität des katholischen Kirchen-Lehramtes alle höhere Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Glaubens-Meinungen und somit auch alle eigentliche Glaubens-Consequenz und Festigkeit verloren haben. Gott allein kennt vollkommen sich selbsten sowie das Wesen, den Werth und das rechte Verhältniß seiner Geschöpfe zu einander und zu Ihm, als ihrem Urheber und Herrn. Er allein kann uns darüber absolut zuverlässig belehren und zur treuen Befolgung dieser Lehre Licht und Kraft verleihen. Soll er nun den Menschen, dem Er Vermögen und Trieb zur Erkenntniß der Wahrheit anerschaffen hat und der doch nie ohne Belehrung zu dieser Erkenntniß mit Gewißheit zu gelangen vermag, ohne die nöthige Offenbarung über die für ihn allerwichtigsten Wahrheiten gelassen haben? Bedenke man doch, wie gerade der Mensch unter allen Erdenwesen am allerwenigsten am Leben bleiben und zur Entwickelung seiner leiblichen und geistigen Kräfte kommen kann, ohne die sorgfältigste Pflege und Erziehung. Wer hat nun die ersten Menschen gepflegt, belehrt, erzogen, wenn es nicht ihr Schöpfer selber gethan? Hat Er aber liebreich für unsere Stammeltern gesorgt und sie positiv über die ihnen nöthigen Heilswahrheiten belehrt, so ist kein Grund vorhanden, die weitere positive Belehrung des Menschengeschlechtes zu bestreiten, vielmehr muß uns die Wahrnahme zur willigen Anerkennung derselben bewegen, daß nämlich überall die Völker, welche keine fortwährende göttliche Offenbarung haben, in religiöser und moralischer Beziehung so ganz und gar verirren,

verkommen und verderben. Dieses einmal anerkannt, finden sich die Beweise für die Göttlichkeit der uns in Christo zu Theil gewordenen Offenbarung so überzeugend, daß man gänzlich in Lasterhaftigkeit versunken sein muß, um sie zu kennen und sie dann dennoch unzureichend zu erachten und zu verschmähen. Daher erklärt sich denn auch die Erscheinung, daß Alle, welche bei einiger Gutwilligkeit mit dem Leben und der Lehre Christi einigermaßen sich vertraut gemacht, gläubig bekennen, daß Er uns von Gott geworden zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung *). Hat nun Christus wirklich die uns nöthige Offenbarung über alle Heilswahrheiten gegeben, so muß Er doch auch das Kirchenlehramt, dem Er dieselbe zur ungetrübten Bewahrung und Verbreitung anvertraut hat, so eingerichtet und so begabt haben, daß zu jeder Zeit Alle, die Nichtgelehrten wie die Gelehrten, Seine göttliche Belehrung mit wirklicher Sicherheit rein und vollständig von diesem Lehramte vernehmen können: denn eine Offenbarung, deren Inhalt nicht mit voller Gewißheit erkannt werden kann, ist für uns ein Räthsel und keine Offenbarung. Daher sind nun die denkenden Nichtkatholischen nie über ihre Religionsansichten völlig gewiß, weil sie gewiß sind, daß weder sie selber noch ihre Prediger in Bezug auf deren Erkenntniß bei den zahllos unter ihnen herrschenden Widersprüchen die höhere, untrügliche Gnadenerleuchtung besitzen können. Es ist daher begreiflich, wie so Viele unter ihnen im Bewußtsein der Unzuverlässigkeit ihres Glaubens in ein vages Raisonniren hineingerathen und am Ende durch Dünkel und andere Leidenschaften in Zweifelsucht oder gar in platten Unglauben und völlige Irre-

*) 1. Kor. I. 30.

ligion so hineingetrieben sind, daß ihnen der Faden, der aus diesem Labyrinthe herausführt, ganz und gar verloren geht. Mögen nun noch so viele gelehrte und geistreiche Menschen den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an die göttliche Offenbarung und an das vom heiligen Geiste in alle Heilswahrheiten eingeführte katholische Kirchenlehramt leugnen und verhöhnen, was ist denn damit bewiesen gegen den vollherzigen Glauben von so vielen Millionen, darunter eine unvergleichlich größere Anzahl von mindestens eben so geistreichen Gelehrten sich findet, die durch ihre große Frömmigkeit und strenge Sittlichkeit nicht weniger als durch ihre bewunderungswürdige Wissenschaft ausgezeichnet sind und das größte Ansehen wirklich verdienen? — Zum Nichtglauben bedarf es denn doch in allen Zweigen des menschlichen Erkennens weiter nichts, als daß man sich um die betreffenden Wahrheiten nicht kümmert oder dieselben mißversteht, oder auch die Beweiskraft ihrer Gründe verkennt; zum Glauben hingegen ist es für den Nachdenkenden unabweisliches Bedürfniß, sich nicht nur mit den fraglichen Wahrheiten genau bekannt zu machen, sondern auch deren Beweisgründe gewissenhaft zu erforschen und mit aller Sorgfalt zu prüfen. Darum muß jedem Vernünftigen das Ansehen eines einzigen wirklich gelehrten und gewissenhaften Gläubigen mehr gelten, als alles Gerede von tausend gelehrten Ungläubigen, welche die wahre Religion nicht kennen oder durch Vorurtheile und Leidenschaften gegen sie eingenommen und feindlich gesinnt sind."

Hub. Weismann: „Es mag sonderbar lauten, aber ich will es darum doch nicht verschweigen, daß eure Bemerkung mich unwillkürlich an jene Geschichte des bekannten Trunken-

holdes A.... erinnert, der wegen Entwendung eines Stockfisches vor Gericht stand und zum Beweise seiner Schuldlosigkeit gegen zwei Zeugen, die die Entwendung gesehen, mehr als hundert andere beibringen wollte, die eidlich betheuern würden, sie nicht gesehen zu haben."

Alb. Marbach: „Dieser Vergleich lautet allerdings komisch, aber er ist darum doch nicht unrichtig. Die Ungläubigen finden es durchgängig gar nicht einmal nöthig, ihre Behauptungen, daß es keinen Gott, keine Offenbarung gäbe, auch nur scheinbar zu beweisen; und wenn Einzelne dieses doch versucht haben, so hat die gediegene Beleuchtung und Widerlegung ihrer Scheingründe allemal nur dazu gedient, die angefeindeten Wahrheiten in ein größeres Licht zu setzen und deren Begründung zu ergänzen und zu befestigen."

„Uebrigens finden die meisten Zweifler und Ungläubigen sich durchaus unter den halb-, viertel- und achtel-gelehrten Lebemenschen, welche ihre mehr oder minder seichten Kenntnisse nur gar zu gerne dazu mißbrauchen, um sich möglichst viele und große Genüsse zu verschaffen und alle höhere Wahrheiten von sich abzuwehren, weil sie befürchten, dadurch in ihrem Dünkel und in ihrer sinnlichen Genußgier gestört zu werden. Natürlich haben diese Menschen nicht nur keine Lust, sondern auch eben so wenig höhere Denkfertigkeit, um eine wirklich gründliche Beweisführung für die ihnen unwillkommenen Religionswahrheiten richtig aufzufassen, ruhig zu prüfen und treulich festzuhalten. Gelingt es nun auch einmal, ihrem befangenen Geiste in einem seiner lichten Momente einen triftigen Beweis für eine Heilswahrheit durch eine recht anschauliche Darstellung so einleuchtend zu machen, daß sie nichts Gescheidtes mehr dagegen einzuwenden vermögen, so lassen sie die ihnen bewiesene Wahrheit, ohne sie

wirklich anzuerkennen, auf sich beruhen und flüchten dann, ohne irgendwo recht Stand zu halten, von einer falschen Behauptung zur andern, so daß ihnen auf ihrer Flucht kaum beizukommen ist. Immer und immer wieder durch Gründe geschlagen, ergeben sie sich doch nimmer. Am Ende verkriechen sie sich in ihre eigene Seichtigkeit und hinter die nichtige Autorität religionsfeindlicher Gelehrten, deren Wissenschaft sie im Gegensatze gegen die Wissenschaft aller gläubigen Gelehrten gar gerne in's Ungeheuere hinein unsinnig überschätzen und als Schutzwall vor sich aufthürmen. Aus dem so gewonnenen sumpfigen Hinterhalte heraus erneuern sie dann unaufhörlich ihre Angriffe und zwar mehrentheils nur auf Nebenpunkte der Religion, gegen die sie dann dergestalt einen tollen Lärm zu erheben pflegen, daß sie darüber völlig Hören und Sehen für alle Widerlegung verlieren. Auch verschmähen sie es dann wohl nicht, mit dem gemeinen Straßenkothe der Entstellung, Verdrehung und Schmähung die mißliebigen Wahrheiten für sich und ihre blödsichtigen Gesinnungsgenossen unkenntlich zu machen und gegen die wirklich Gläubigen, besonders aber gegen die Geistlichen alle nur erdenkliche Verläumdungen in die Welt hineinzurufen."

Hub. Weismann: „Dieses Treiben erinnert sehr an die Trödelweiber, die aus ihren Schlupfwinkeln heraus auf jeden, der ihnen eine unwillkommene Wahrheit sagt, um so frischer losschimpfen, je weniger sie vermögen, etwas Vernünftiges zu entgegnen. Inzwischen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß manche Rechtgläubige durch ihr ärgerliches Leben den Irr- und Ungläubigen Anlaß gegeben, unsere Religion zu schmähen."

Alb. Marbach: „Man könnte diese Thatsache ohne Bedenken zugeben, wenn sie nicht so oft in unklarem

Denken ausgebeutet würde, ganz falsche Schlüsse daraus zu ziehen. Sagen wir ganz frei und deutlich heraus, daß es unter uns Gläubigen gar manche gibt, die mit vollem Rechte Abergläubige, Heuchler, ja Lasterhafte genannt werden. Allein was beweiset dieses gegen die Wahrheit und Heilsamkeit unserer Religion? Diese verwirft allen Aberglauben und verdammt alle Heuchelei wie jedes andere Laster. Soll sie denn auch für **das** verantwortlich sein, was ihrem ganzen Wesen zuwider ist? Wer sich mit der Geschichte des heidnischen Alterthums genug bekannt gemacht hat, um den Vergleich gehörig anstellen zu können, der weiß, daß das Christenthum die Völker durchgreifend zum Bessern umgestaltet und so überall, wo es herrschend geworden, die Gesetzgebung menschlicher gemacht, den Wissenschaften und Künsten einen höhern Aufschwung gegeben, kurz, das Angesicht der Erde erneuert hat. Wie viele Laster und Leiden der heidnischen Welt sind jetzt fast nur noch dem Namen nach bekannt; ja man darf behaupten, daß unter den Heiden in einem Jahre mehr Verbrechen begangen wurden, als jetzt unter gleicher Anzahl Christen in fünfzig Jahren vorkommen. Unsere Religion beherrscht überhaupt unsere Sitten und leitet uns in unzähligen Fällen, auch ohne daß wir immer darum wissen. Wie wir, ohne daran zu denken, fast instinktmäßig tausenden Todesgefahren ausweichen, so vermeiden wir auch auf Antrieb der in unser Herz aufgenommenen Heilswahrheiten eine unermeßliche Menge von Sünden und thuen häufig Gutes ohne uns der Lehren jedesmal bewußt zu werden, die unserer Gesinnung eigentlich zu Grunde liegen. Wenn nun aber dennoch unter den Christen Heuchelei und andere religionswidrige Laster und Verbrechen vorkommen, so begreife ich nicht, wie man dieses auch nur

mit einem Scheine von Recht der Religion zum Vorwurfe machen kann."

Hub. Weismann: „Das will mir freilich auch nicht richtig scheinen, allein es ist nun doch einmal bei den Irreligiösen so herkömmlich, darüber zu jubeln, wenn sie erzählen können, wie z. B. Diebe die Mutter Gottes und andere Heiligen eifrig verehren und um Hülfe zu ihren Gaunereien anrufen, oder wie Frömmler selbst ihre Freunde überlistet und arg betrogen, oder wie hin und her manche Betschwestern zum Falle gekommen. Da heißt es denn: Sehet da die Früchte des Glaubens und der Frömmigkeit! Die Religion macht den Menschen nicht besser, sondern nur die Bildung! Diese allein kläret den Geist auf, erzeugt Freisinnigkeit, Brüderlichkeit und Gesittung und begründet so der Völker ächtes Wohl."

Alb. Marbach: „Die so raisonniren, beweisen nichts so einleuchtend klar, als daß sie entweder keine Bildung besitzen, oder daß das, was sie unter Bildung verstehen, den Geist verwirrt und verdummt, den Freisinn und die Bruderliebe zerstört, die Sittlichkeit aufhebt und so zum Verderben der Völker durchaus das Gegentheil von dem bewirkt, was sie von der Bildung rühmen. Oder verräth das etwa Geistesklarheit und Freisinnigkeit, wenn man der Religion das als ihre Früchte zuschreibt, was sie verwirft oder verpönt, was nur im Widerspruch mit ihr geschehen kann und jedenfalls nichts beweiset als wirklichen Religionsmangel? Oder soll darin wahre Brüderlichkeit und Gesittung sich zeigen, wenn man splitterichterlich und lieblos fremde Fehler aufspürt und darüber jubelt, nur um die mißliebige Religiosität dadurch verdächtigen und verächtlich machen zu können? Bewahre Gott uns und alle Menschen vor einer solchen Bildung, die diese und ähnliche Früchte hervorbringt! Wie wenig

aber überhaupt das, was die Welt Bildung nennt, den Menschen wahrhaft zu veredeln vermag, das zeigt uns die Gesinnung und das Leben von so Vielen, die ihrer Niederträchtigkeit und Liederlichkeit ungeachtet in den religionslosen Kreisen als geistreiche und feingebildete Gesellschafter gelten und mit Auszeichnung behandelt zu werden pflegen. Wie selten sind die Einzelnen, welche ohne Religion auch dann noch der Verbrechen sich enthalten, wenn heftige Versuchungen sie zur Ausschweifung oder zur Untreue, zum Ehebruche oder zum Betruge reizen! Die große Mehrheit dieser Menschen haben schier gar kein Gewissen mehr, wo immer Habsucht, Ehrgeiz oder Genußgier Befriedigung zu finden hoffen können. Was sie noch einigermaßen in den Ausbrüchen ihrer gottlosen Schlechtigkeit zurückhält, das ist der flaue Rest der genossenen christlichen Erziehung und die Macht der öffentlichen Christen-Sitten. Was in aller Welt könnte den Ungläubigen von geheimen Lastern und Schandthaten zurückhalten? Oder was könnte ihn bewegen, nicht zu rauben, zu morden, wenn es ihm Vortheil brächte und er die öffentliche Gewalt und Gerechtigkeit nicht zu fürchten hätte? Wer aber noch allein durch diese Furcht gezügelt ist, der wird sich bei großer Versuchung auch dadurch nicht hemmen lassen, sondern sich, wie alle Verbrecher, der Hoffnung hingeben, daß er durch seine Schlauheit der Gerechtigkeit entkommen werde."

„Uebrigens werden die Phönizier, die Griechen und die Römer als hochgebildete Völker gepriesen; und doch ist bekannt, wie eben diese Völker sich mehr, als die rohesten, durch die schauderhaftesten Laster und die empörendsten Schandthaten aller Art ausgezeichnet oder vielmehr gebrandmarkt haben. Ja eben die hochgebildeten Phö-

nizier, Griechen und Römer hatten zur Betäubung ihres Gewissens sich ihre Götter nach ihren Gelüsten so gebildet, daß kein Laster denkbar ist, in welchem nicht wenigstens Einer dieser Götter alles Maß überschritten und rücksichtlich dessen er dann sogar auch verehrt wurde. So z. B. diente Jupiter (Zeus), der oberste der Götter, durch viehische Wollust, unmenschlichen Stolz und prahlerische Großsprecherei seinen Anbetern zur Beruhigung über die gröbsten Vergehungen ähnlicher Art. Der Cultus der Venus (Aphrodite), als der Göttin der sinnlichen Schönheit, bestand größtentheils sogar in einer mehr als thierischen Unzucht, während dem Weingotte Bachus (Dionysos) durch Trunkenheit und andere Ausschweifungen gedient wurde. Mercur (Hermes), der Gott der List und der Verschlagenheit, wurde von den Dieben, wie von den Kaufleuten verehrt u. s. w. Wie bei den Babyloniern der Cultus der Mylytta und bei den Phöniciern der der Astarte mit scheußlichen Liederlichkeiten verbunden gewesen, mag hier nicht länger erörtert werden. Diesen lasterhaften Göttercultus fanden die vornehmen wie die gemeinen Leute unter jenen hoch gebildeten Völkern ganz in der Ordnung, denn es war ihnen derselbe durch ihre ganze Religion durchaus empfohlen. Aber je eifriger sie ihn trieben, desto rascher mußte er sie ihrem schauderhaften Untergange entgegenführen. Dieses bestätiget denn auch ihre Geschichte, aus welcher es zugleich offenbar einleuchtet, wie wenig blos weltliche Bildung die menschliche Gesellschaft vor grenzenlosem Elend und Verderben zu schützen vermag."

„Wollte man solcher ohnmächtigen Bildung gegenüber die Wohlthaten des Christenthums aufzählen, so würde man kaum ein Ende in deren Darstellung finden können. Unsere heilige Religion ist es, welche die Millionen Scla-

venketten der alten Welt gebrochen, dem Frauengeschlechte die Anerkennung seiner Menschenwürde verschafft, den Kindern Anspruch auf Menschenrechte verliehen, für die Jugend aller Volksklassen Schulen gestiftet, den Armen die Hände der Reichen geöffnet, den mittellosen Alten und Kranken Versorgungsanstalten und liebreiche Pflege aller Art bereitet hat und für alle Menschen in jeder möglichen Lage leibliche und geistige Hülfe, Ermuthigung und Stärkung gewähret. Man denke sich ein Volk von ächten Christen, welche unsere heilige Religion nicht nur gehörig kennen und fest glauben, sondern auch durchaus gewissenhaft und treu befolgen, und frage sich dann, ob ein solches Volk nicht wahrhaft aufgeklärt, freisinnig, brüderlich, von aller Bedrückung wie von den meisten Krankheiten und Leiden völlig frei und überhaupt so glücklich, als auf Erden möglich, sein wird! Man bestrebe sich nur redlich, unsere Religion so, wie sie wirklich ist, gehörig kennen zu lernen und man wird ihre Göttlichkeit und Heilsamkeit nicht verkennen können; denn sie ist in der That die Religion der wahrheitgemäßen und daher in der Zeit beglückenden und in der Ewigkeit beseligenden Liebe zu Gott und seinen Geschöpfen, wie sie freilich nur durch die von Gottes wirksamer Güte in uns erzeugte Erleuchtung und Stärkung unter unserer Mitwirkung verwirklicht werden kann. Wer die Religion als solche Liebe wirklich aufgefaßt und liebgewonnen hat, der findet in ihr Licht und Kraft zur Beherrschung aller verkehrten Triebe und zur Erstrebung ächter Heiligkeit, dauernder Zufriedenheit und inniger Gottseligkeit, und es wird ihm, selbst ohne sonstige Gelehrsamkeit, nicht schwer fallen, die Richtigkeit aller Ein-

reden gegen dieselbe einzusehen und nöthigenfalls auch aufzudecken.“

Hub. Weismann: „Wie würdet Ihr nun aus der Liebe z. B. die Frömmigkeit denen gegenüber rechtfertigen, welche behaupten, daß das viele Beten die Menschen zur Besorgung ihrer Geschäfte unfähig und im Umgange verdrießlich und unausstehlich mache?“

Alb. Marbach: „Wer durch seine frommen Uebungen seine eigentlichen Berufsarbeiten versäumt oder mürrisch und ungesellig wird, besitzt sicher die ächte Frömmigkeit nicht, und es ist höchst unrecht, dem wahren Frommsinne die Folgen einer falschen Frömmelei zur Last zu legen. Ihr kennt doch gewiß so gut wie ich gar manche Menschen, die wenig oder gar keine Zeit auf's Beten verwenden und ihre Geschäfte vielfach vernachlässigen und dabei äußerst zänkisch, rechthaberisch, tadelsüchtig und ungesellig sind; hingegen sind uns ungemein fromme Leute bekannt, die recht viel und eifrig beten und dabei nicht nur mit großer Pünktlichkeit und Rechtlichkeit ihre Obliegenheiten besorgen, sondern auch immer heiter und gegen Jedermann milde, freundlich, gefällig und hülfreich sich erweisen. Die wahre Frömmigkeit, welche nach der Versicherung der heiligen Schrift zu allen Dingen nützlich ist, muß ihrer Natur nach vorerst Pflichttreue, dann Gewissensruhe, so wie auch Heiterkeit und rechte Nächstenliebe hervorbringen. Ihr ganzes Wesen ist ja wahre Liebe. Als wahre Liebe zu Gott hat sie ihre schönste Freude in der Lobpreisung seiner unendlichen Vollkommenheit und in der Beförderung seiner Ehre; denn was wir lieben, das loben wir gerne und wünschen wir von Allen hochgeschätzt und geehrt zu sehen. Indem der Fromme aber Gott die Ihm gebührende Verherrlichung darbringt, belebt und bestärkt sich unter dem

wirksamen Gnadeneinflusse der göttlichen Liebe seine Liebe zu Gott und er wird dadurch immer freudiger und zur beseligenden Vereinigung mit Gott desto fähiger. Je größer die wahre Liebe, desto reicher die Quelle der Seligkeit. Diese Liebe wird aber weiter noch vermehrt durch die Uebung des Dankgebetes. Der Fromme merkt auf die Erweise der göttlichen Güte und freut sich nicht nur der ihm und seinen Mitgeschöpfen zu Theil gewordenen Gaben, sondern er freut sich überdies auch und noch mehr der Liebe, womit Gott dieselben spendet. In dieser Doppelfreude sagt er dem allgütigen Geber den Ihm gebührenden Dank und durch diese Danksagung übt und bestärkt sich wieder zu seiner Beseligung seine Gottesliebe und eifert ihn an, die empfangenen Wohlthaten in richtiger Werthschätzung zweckmäßig anzuwenden. In Anerkennung der zu unserm zeitlichen und ewigen Wohle nothwendigen Abhängigkeit von der unendlich weisen und allmächtigen Vaterliebe Gottes wendet der Fromme sich gerne in allen leiblichen und geistigen Bedürfnissen mit Zuversicht und Ergebung an den Spender aller wahrhaft guten Gaben, wohl wissend, daß wir in unserer Kurzsichtigkeit oft nicht einsehen, was uns wirklich heilsam oder schädlich ist, und daß ein weiser und liebreicher Vater seine Kinder manchmal lange bitten läßt, um sie dadurch desto mehr an sich zu ziehen und ihnen den Werth der Gabe um so fühlbarer zu machen, auf daß sie dieselbe mit Sorgfalt zu ihrem Wohle benutzen und deren verderblichen Mißbrauch vermeiden."

Hub. Weismann: „So viel begreif' ich wohl, es kann ohne Liebe zu Gott keine Seligkeit geben; wer aber in treuer Mitwirkung mit der übernatürlichen Erleuchtung und Stärkung Gott liebt, der betet gerne und indem er das Lob-, Dank- und Bitt-Gebet recht verrichtet,

so übet und vermehrt er unter dem göttlichen Gnadenbeistande seine Liebe und diese treibt ihn an, die leiblichen und geistigen Gottesgaben auch nach dem Wohlgefallen des allgütigen Gebers sich und Andern zum Heile anzuwenden."

Alb. Marbach: „Wie nun das Gebet zu Gott, als Erguß und zugleich als stärkende Uebung der wahren, beseligenden Gottesliebe nothwendig ist, eben so ist auch die Verehrung und Anrufung der Engel und Heiligen zur Vervollkommnug der beseligenden Liebe von großer Wichtigkeit. Wir sind berufen, mit den Engeln und Heiligen auf ewig in Liebe vereinigt zu werden und in dieser Vereinigung Gott zu verherrlichen und in dieser Verherrlichung Seligkeit zu genießen. Darum sollen wir uns bemühen, durch Betrachtung dessen, was die wahre Würde der Engel und Heiligen ausmacht, die Liebe zu ihnen in uns zu erwecken und durch Verehrung zu erhöhen und somit uns auch zur Nachahmung ihrer Tugenden anzueifern. Ferner ist Geben und Empfangen nicht nur ein Bedürfniß, sondern auch eine kräftigende Uebung und Pflegung der Wechselliebe. Die Heiligen sind durch wahre Gottes- und Nächstenliebe heilig und selig geworden. Diese Liebe aber höret nicht auf*), sondern wird, wie auch die Erkenntniß**), im Himmel erst vollendet. Darum wäre es widersinnig zu wähnen, die himmlischen Geister könnten je aufhören, für uns, die wir noch im gefahrvollen Prüfungsleben leiden und ringen, ihre Liebeswünsche als Fürbitten zu Gott zu richten, der als die Urliebe dieselben gewiß nicht verschmähen wird. „Viel vermag das inständige Gebet des Gerechten"***). Indem nun Gott mancherlei

*) 1. Kor. 13, 8. — **) 1. Kor. 13, 12. — ***) Jak. 5. 16.

Gnadengaben auf die Ihm gewiß wohlgefällige Liebesfürbitte der Engel und Heiligen gewähret, so fordert Er eben dadurch uns auf, sie um ihre Fürbitte anzurufen und durch die Anerkennung ihrer Vermittelung die Liebe zu ihnen zu pflegen, damit wir desto fähiger werden, in der Vereinigung mit ihnen an Seligkeit zu gewinnen. Und wenn wir selber mit Hoffnung auf Erhörung für uns zu Gott flehen, warum nicht auch für unsere Mitmenschen, da uns geboten ist, den Nächsten zu lieben wie uns selbst? Hiernach ist nun auch leicht begreiflich, warum der Heiland uns anweiset, daß Jeder für Alle und Alle für Jeden beten sollen. Indem Er die Seinigen beten lehrt, erinnert er vor Allem daran, daß wir insgesammt nicht nur mit allen Himmelsbewohnern, sondern auch mit einander einen gemeinsamen Vater an Gott haben, da wir ja um Seinetwillen Gottes angenommene Kinder und daher berechtiget sind zu beten: Vater unser, der Du bist in den Himmeln. Der wahren Liebe ist aber die Verherrlichung des höchsten Gutes auch die erste und höchste Angelegenheit und darum sollen wir aus kindlicher Gottesliebe vor allem Andern wünschen und beten: Geheiliget werde Dein Name! Wo aber Gott aus Liebe über Alles verherrlicht wird, da erscheint auch das Reich der Gnade und der Gottseligkeit. Darum lautet die zweite Bitte: Dein Reich komme zu uns! In diesem Reiche wetteifern Alle aus lauterer Liebe, dem Könige der Liebe in all ihrem Denken, Wollen, Thuen und Lassen immer wohlgefälliger zu werden. Daher sollen wir weiter beten: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! Wenn wir aber in und aus ehrerbietiger Liebe zu Gott dessen heiligen und heilbringenden Willen erfüllen, so dürfen und sollen

wir von seiner allweisen und allmächtigen Güte mit voller Zuversicht erwarten, daß Er uns täglich Alles und Jedes reichlich gewähret, wessen wir für Leib und Seele irgendwie wirklich bedürfen und sind deshalb angewiesen, in aller Bescheidenheit einfach zu bitten: *Unser tägliches Brod gib uns heute!* Im Bewußtsein der Unvollkommenheit unserer Liebe, in reuiger Anerkennung unserer selbstverschuldeten Schwachheiten und im Geiste der willig verzeihenden Nächstenliebe sollen wir dann weiter beten: *Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!* Ja, im Andenken an unsere strafwürdigen Liebesverletzungen erwachet in uns der Liebeshaß gegen Alles, was Gott, dem unendlich Vollkommenen, zuwider und mißfällig ist; und bezeugend, wie wir deshalb nichts so sehr verabscheuen und fortan nichts sehnlicher zu vermeiden wünschen, als das einzig wirkliche Uebel, die Sünde, beten wir: *Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel! Amen.* Das ist also die göttliche Anweisung, daß wir beten sollen, um *was* wir beten sollen, und *wie* wir mit einander und für einander beten sollen, auf daß wir so der *wahren* Selbst- und Nächstenliebe Ausdruck geben, sie übend erhöhen und sie erhöhend uns immer mehr dazu vorbereiten, Gott in gemeinsamer Liebe zu verherrlichen und Ihn verherrlichend allesammt miteinander die ewige Seligkeit zu genießen. Gott, als die unendliche Liebe, sieht mit Wohlgefallen auf alle *wahre* Liebesübung, wodurch seine vernunftbegabten Geschöpfe Ihn verherrlichen, sich gegenseitig vervollkommenen, einander für Zeit und Ewigkeit erfreuen und so sich je mehr zur möglich größten himmlischen Liebesseligkeit befähigen. *Darum* will Er, daß *alle* seine Angehörigen im Himmel und auf Erden aus

Liebe für einander fürbitten und belohnet vielfach diese liebende Fürbitte mit seinen Gaben, um uns zur Uebung und zur Anrufung eben solcher Fürbitte anzueifern. Ueberhaupt beruht unsere ganze Religion in der wahren, beseligenden Liebe, was nicht zu oft bedacht und beherzigt werden kann."

„Man sollte meinen, es müsse Jedem einleuchten, daß es nichts herrlicheres, nichts beseligenderes geben könne, als die Heilswahrheiten unserer Religion zu erkennen, sie erkennend zu lieben, sie liebend in allem Sinnen und Wollen zu befolgen, und sie befolgend sich wahrhaft und auf ewig zu beglücken. Und dennoch erfahren wir an uns selbsten und an Andern, daß wir diese heilbringende Religion oft so sehr verkennen, ja sogar, selbst nachdem wir sie erkannt, dieselbe manchmal noch durch Sünde und Laster thatsächlich verleugnen."

Hubert Weismann fühlte in diesen Worten eine Verurtheilung seiner Verirrungen und konnte einen tiefen Seufzer nicht zurückhalten, der sich seiner beklommenen Brust entpreßte: „Ach! das ist die Macht der Sinnlichkeit und des Stolzes, wenn man ihr einmal Raum zu geben angefangen!"

Alb. Marbach: „Diese verderblichen Triebe der unordentlichen Selbstliebe und Sinnenlust erfährt Jeder in sich. Sie bringen zahllose Widersprüche in's menschliche Leben. Sobald wir dem Reize des gegenwärtigen Augenblickes nur nachgeben, fesselt er leicht unsere Aufmerksamkeit und steigert er das unordentliche Gelüste so, daß uns das zukünftige Wohl, ja die ewige Seligkeit selbst aus dem Andenken entschwindet und wir dann nicht mehr beachten, wie sehr unser wahres Heil von der Versagung des eben sich bietenden, momentanen Genusses abhängig ist. Die

unordentliche Lust, durch die Befriedigung genährt, gewinnt nämlich eine Uebermacht gegen alle bessere Einsicht und höhere Liebe, verwirret den Geist und betäubet das Gemüth, während sie je mehr und mehr zur Leidenschaft sich entwickelt, die am Ende den ganzen Menschen beherrscht, so daß er wie ein blinder, gefesselter Sclave ohnmächtig folgt, wohin immer sie ihn zerrt und treibt."

„Sehen wir z. B. einen Spieler, der das Thörichte und Verderbliche seiner Leidenschaft recht wohl einsieht und kennt. Er weiß, wie dieselbe ihn unzählige Male betrogen, wie sie sein schönes Vermögen zerrüttet, wie sie ihn sammt seiner Familie alles Wohlstandes beraubt und in entsetzliche Noth gestürzt hat. Er warnet Jeden vor dem verführerischen Spielen mit Nachdruck, hält die Seinigen, wenn nöthig, mit Gewalt davon zurück, und macht die besten Vorsätze, sich nie und nimmer wieder dazu verleiten zu lassen. Aber bald bietet sich Gelegenheit, und seine Einsicht ist wie erloschen, seine Vorsätze sind wie erstorben, nach einigem leichten Widerstande sitzt er wieder da und — spielt, bis er auch das Letzte, was er noch aufgetrieben, verloren hat und darüber hinaus, bis er gar keinen Credit mehr findet und so aufzuhören gezwungen ist. Wer wird nun sagen, daß es einem solchen Menschen an Einsicht oder an lobenswerthen Entschlüssen gefehlt habe? Oder war er etwa ein Heuchler, da er gegen das trügliche Spielen so nachdrücklich warnte und alle Gründe wider dasselbe so lebhaft schilderte? Oder war es ihm nicht aufrichtig gemeint, als er so gute Vorsätze faßte und äußerte? Wahrlich nein! sondern der in sich durch Befriedigung bis zur Leidenschaft gesteigerten Spielsucht gegenüber fehlt es ihm im Augenblicke der locken-

den Versuchung durch sein früheres Verschulden an sittlicher Kraft, die durch Gewohnheit übermächtige Neigung zu bemeistern und seiner wirklichen Ueberzeugung standhaft zu folgen.“

„Wer er immer sei, Jeder wird, wenn er sich näher kennt und dann aufrichtig sein will, das beschämende Geständniß ablegen müssen, daß er in unzähligen Fällen wider seine bessere Einsicht seinen unordentlichen Hoffarts- und Sinnlichkeits-Regungen nur zu viel nachgegeben und es allein der göttlichen Gnade und eigener Mitwirkung zu verdanken hat, wenn er nicht in grobe Laster versunken ist. Darum rühme sich ja Keiner oder wer sich rühmt, der rühme sich im Herrn, und wer steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle.“

„Jede Nachgiebigkeit gegen stolze, geizige, unkeusche, neidische, unmäßige, zornmüthige oder träge Neigungen ist ein Handgeld, das man dem Teufel gibt, und wer nicht entschlossen ist, den verkehrten Gedanken und Begierden gleich im Anbeginn zu widerstehen, möge sich ja nicht wundern, wenn er sich bald bis zum äußersten Rande des Verderbens hingerissen oder in den Abgrund des Lasters hinabgestürzt findet. Darum ist die Milde, womit die Welt das Belustigen in sündhaften Gedanken und Begierden gestattet, in Wahrheit eine fluchwürdige Grausamkeit und wird mit Recht von unserer heiligen Religion nicht weniger verdammt, als jene übertriebene Strenge, welche schon in allen, auch noch so leisen Regungen der Eigenliebe und der Sinnenlust gräßliche Sünden sieht, bevor der Wille noch nachgegeben oder zugestimmt hat. Aus der freiwilligen Gesinnung erhält all' unser Denken, Begehren, Thuen und Lassen seinen sittlichen Werth oder Unwerth. Wo aber das Herz mit bösen Gelüsten buhlt, da ist dasselbe

jedenfalls unrein und mehr oder minder wüst und strafwürdig, auch bevor es seine geheime Schlechtigkeit in äußern Schandthaten ausgegohren hat. Einem Uebel im Beginnen vorbeugen ist hundertmal leichter, als es heilen oder ausrotten, nachdem es einmal wirklich sich eingewurzelt hat. Wer den Versuchungen nicht im Anfange, wo er ihre Sündhaftigkeit inne wird, widerstehen will, verdient schon dadurch die Gnade Gottes zu verlieren, ohne welche Keiner gut bleiben kann, ja ohne welche Keiner sich schwerer Vergehungen enthalten wird. Der Gedanke, es habe die Sünde, die man begehen möchte, ja noch nicht viel zu bedeuten, und man wolle sich schon hüten, der bösen Lust allzu viel Raum oder Macht einzuräumen, ist wahrhaftig eine Einflüsterung des Teufels gegen die Gottesstimme, die im Gewissen uns warnend zuruft: „Wer immer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht [1]). Lasset die Sünde ja nicht herrschen in euerm sterblichen Leibe, um dessen Gelüsten zu gehorchen [2]). Hütet euch vor den Verführern, welche Freiheit verheißen, da sie selber doch Knechte des Verderbens sind; denn wovon Jemand überwältigt ist, dessen Knecht ist er [3]). Ihr seid zur Freiheit berufen, doch sollet ihr die Freiheit nicht mißbrauchen zur Erregung des Fleisches, sondern dienen sollet ihr einander kraft der Liebe des Geistes [4]). Der Herr ist Geist; wo nun der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit [5]). Hören wir denn auf Christi Wort, da Er spricht: Wenn ihr in meiner Lehre ausharret, so werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein, ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch

---

[1]) Joh. 3, 34. — [2]) Röm. 6, 12. — [3]) 2. Petr. 2, 19. — [4]) Gal. 5, 13. — [5]) 2. Kor. 3, 17.

frei machen. Wenn euch denn der Sohn Gottes frei macht, so seid ihr wahrhaft frei [1])." Dieses hat noch Jeder erfahren, der seit achtzehnhundert Jahren ernstlich den Versuch gemacht hat, der Lehre Christi gemäß zu leben uud hiezu die Mittel gehörig anzuwenden, die Er angegeben hat. Wer nämlich in der Lehre Christi beharren will, muß dieselbe fleißig hören und beherzigen, die Sakramente zu seiner Stärkung sorgfältig benutzen und überdies Wachsamkeit mit Gebet gehörig verbinden. Darum heißt es ja: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet; denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach [2])." Und selbst ein heiliger Apostel Paulus fand es noch nöthig, seinen Leib durch Züchtigung zur Unterwürfigkeit zu bringen, „damit ich nicht, sagt er, da ich Andern gepredigt habe, selber verworfen werde [3])." Wo es an Wachsamkeit oder an Gebet oder an Uebung in der Selbstverleugnung fehlet, da erweiset der Glaube sich todt und ohnmächtig, und wir sehen da auch gründliche Kenner, Verkündiger und Vertheidiger unserer heiligen Religion auf Irrwege gerathen und selbst in die gräßlichsten Laster verfallen."

XXXV.

Hubert Weismann war über die letzten Worte seines Schwagers in ein schweigsames Nachdenken versunken, als der Aufseher der Gefangenwärter durch das Rasseln mit dem Schlüsselbunde für Alban Marbach das verabredete Zeichen gab, daß die letzten Minuten der ihm gestatteten Besuchszeit fast abgelaufen

---

[1]) Joh. 8, 32, 36. — [2]) Matth. 26, 41. — [3]) 1. Kor. 9, 27.

seien. Der Gefangene fuhr zusammen. Auf die Frage seines Schwagers, was ihn denn so erschrecke, erwiederte er: „Während ich darüber nachsinne, wie ich endlich aus der Knechtschaft der Sünde völlig herauskommen und die wahre Freiheit der Gotteskindschaft wiedergewinnen möge, mahnt dieses Schlüsselgerassel mich schauderhaft daran, daß ich hier, obgleich auf einen ganz falschen Verdacht hin, darum doch nicht ohne alle Schuld im Kerker schmachte."

Alb. Marbach: „Unsere heiligen Glaubenshelden haben sich nie freier gefühlt, als wenn sie um der Gerechtigkeit willen Verfolguug litten und zur Ehre Christi in Kerkern und Fesseln lagen."

Hub. Weismann: „Ja wohl! aber gerade weil sie den Trost eines reinen Gewissens und eine so große Liebe zum Heilande hatten, fühlten sie sich über Bande und Tod erhaben."

Alb. Marbach: „Je gottergebener Ihr die Buße der nun bald zu Ende gehenden Gefangenschaft besteht, desto sittlich freier werdet Ihr daraus hervorgehen."

Hub. Weismann: „Die äußere Freiheit noch einige Zeit zu entbehren, würde mir weniger schwer werden, wenn nur diese Mauern mich nicht fortwährend daran erinnerten, wie ich selber mich so strafwürdig mit Stricken des Irrthums und der Sünde gebunden und umwunden habe."

Alb. Marbach: „Die wahre Reue zerbricht die Sündenstricke, und die priesterliche Lossprechung löset sie ab, und so werdet Ihr recht bald, innerlich und äußerlich frei, euer Kind und eure Freunde umarmen können!"

Der Aufseher der Gefangenwärter war inzwischen eingetreten. Er stand dem schmalen Fenster gegenüber,

durch welches das Licht geradezu auf ihn fiel und seine ganze Gestalt beleuchtete. Alban Marbach konnte daher wahrnehmen, wie diesem anscheinend gefühllosen Menschen dicke Thränen über die gebräunten Wangen in den dichtgekräuselten Bart hinunterrollten. Vor Verwunderung darüber konnte er sich's nicht wehren, zu fragen: „Was ist's, was stimmet euch so weich?"

Es erfolgte keine Antwort. In den Zügen des Angeredeten traten die Spuren eines inneren Kampfes so hervor, daß sie dem Gefangenen nicht weniger als seinem Schwager bemerklich wurden. Plötzlich tritt der Aufseher auf Hubert Weismann zu, erfaßt dessen rechte Hand, preßt sie an seine Brust und ruft, mit weggewandten Blicken seitwärts nach Oben starrend, in einem dumpfen, aber innigst flehenden, erschütternden Tone: „O, verzeihet einem Undankbaren, daß er euch in seinem Herzen eine große Unbilde zugefügt hat!"

Alban und Hubert, von gleichem Staunen ergriffen, wissen nicht, was sie von dem Manne denken sollen. Nach einer Pause spricht Hub. Weismann: „Freund, Ihr irret euch. Ich wüßte wenigstens nicht, womit ich je eure Dankbarkeit verdient haben könnte."

Der Aufseher sucht ihn scharf anzublicken und entgegnet, während er seine Hand noch immer festhält: „Ich irre nicht, wenn Ihr wirklich Hubert Weismann seid."

Der Gefangene: „Nun ja, der bin ich."

Der Aufseher: „Dann seid Ihr ja derjenige, durch dessen Vermittelung der leider ermeuchelte Herr Forstner meinem seligen Vater, mir und zweien Schwestern das Leben gerettet, und den ich ungekannt mit so vie-

len Andern für den Mörder dieses Edeln gehalten und daher verabscheut habe."

Hub. Weismann schwieg, weil er dunkel ahnete, wen er vor sich habe und weil die Erinnerung an das Unglück, welches seinem verkannten Herrn widerfahren war, ihm zentnerschwer auf dem Herzen lag. Da ergriff Alban Marbach, dem Alles noch ein Räthsel war, das Wort: „Fasset euch, mein Freund! Ich bin begierig, eine neue Edelthat des seligen Forstner zu vernehmen, zumal eine solche, wozu dieser mein unglücklicher Schwager in irgend einer Weise mitgewirkt. Kommt, setzet euch und erzählet!"

Indem er dieses sagte, zog er den Aufseher an seine linke Seite nieder, während er den Gefangenen bat, sich zu seiner Rechten zu setzen.

Der Aufseher schien mit den Beiden zu vergessen, daß die Besuchszeit für Alban Marbach fast abgelaufen sei, und sagte: „Die Geschichte ist nicht neu, aber wahrhaft gute Handlungen veralten nie, und dürfen am wenigsten von denjenigen vergessen werden, welche dadurch zur Dankbarkeit verpflichtet sind. Sie hat in meiner ganzen Familie oft zur Erbauung gedient, und Ihr werdet mir erlauben müssen, sie so umständlich zu berichten, wie es gebräuchlich geworden ist, so oft Einer von uns zur Mittheilung derselben veranlaßt wird."

Hub. Weismann: „Ich muß aber bitten, mich nicht in Verlegenheit zu bringen."

Alb. Marbach: „Und ich muß euch bitten, die Erzählung ungestört so geschehen zu lassen, als ob sie euch gar nicht beträfe." Zum Aufseher gewandt: „Je umständlicher Ihr das Geschehene berichtet, desto lieber wird's mir sein. Erzählet denn so, als ob wir Beide

mit einander allein wären." Bei diesen Worten rückte er auf dem Sitze so weit vor, daß der Gefangene für den Aufseher fast ganz unsichtbar wurde.

Demnach begann der Letztere also: „Mein seliger Vater war ein Schustermeister, der mit Hülfe zweier Gesellen und eines Lehrlings seine zahlreiche Familie anständig ernährte. Es war im Herbste des Hungerjahres 1816, als zuerst der elternlose Lehrling vom herrschenden Nervenfieber ergriffen wurde. Meine Eltern behielten und pflegten den Kranken in ihrer Wohnung. Er starb am zehnten Tage. Noch war seine Leiche nicht aus dem Hause, als fast zur selben Stunde zwei von uns sieben Kindern, ein Knabe und ein Mädchen, sich krank meldeten, die dann auch am Fieber nach neun Tagen starben. Jetzt befiel dieselbe Krankheit den Vater, zwei meiner Schwestern und auch mich. Wieder verloren wir eines der Mädchen, und wir übrigen genasen. Aber nun erkrankte die Mutter mit dem jüngsten Söhnchen und der ältesten Tochter. Am eilften Tage war sie eine Leiche und auch der Knabe wurde einen Tag später zu ihr in's Grab gelegt. Die Leute scheueten unser Haus, als wär' es verpestet, und auch die Gesellen ließen sich nicht mehr sehen. Der Vater blieb noch lange sehr schwach, wie geistesbetäubt und an einem Augenübel leidend. Von Arbeiten und Verdienen konnte daher noch gar nicht die Rede sein. Meine beiden Schwestern, von denen Anna fünfzehn und Rosa sieben Jahre alt waren, erholten sich schneller als ich, der damals eben in's zwölfte Jahr eingetreten war. Alle Ersparnisse waren theils verzehrt, theils auf die Pflege der Kranken und die Beerdigung der Verstorbenen verwendet. Die Hausmiethe fing an aufzulaufen, und wir nagten am Hungertuche. In dem

Maße, als mein Vater genaß, ging ihm unsere Noth auch mehr zu Herzen. Entschlossen, eher mit seinen Kindern zu verhungern, als die öffentliche Armenverwaltung um Unterstützung anzugehen, ließ er ein Hausgeräthe nach dem andern durch meine ältere Schwester nothgedrungen für Spottpreise verkaufen, und so war's endlich bis zur Veräußerung des Werkzeugs gekommen, welches vordem für die Gesellen gedient hatte. Er hätte nur den Herrn Pfarrer nochmal zu sich bitten und ihn mit unserer Lage bekannt machen sollen, um gewiß die allernöthigste Hülfe zu finden; allein auch dazu konnte er sich nicht entschließen, zumal er erfahren hatte, wie die allgemeine Noth diesen würdigen Seelsorger mit jedem Tage in größere Verlegenheit für die immer wachsende Anzahl von Hülfeflehenden versetzte. So waren wir unter vielen harten Entbehrungen bis zur Hälfte des Monates Dezember gekommen."

„Es war der zweite Tag, daß wir, außer dem Wasser zum Trinken, durchaus aller Nahrung entbehrten. Die ältere Schwester war ausgegangen, um im Geheimen an den Häusern umher zu suchen, ob sie etwas Gemüseabfall fände. Wir übrigen drei saßen zusammengekauert vor dem Feuerherde und froren. Die Handvoll altes Holz, welches noch da war, durfte nicht angezündet werden, bis die Anna zurückkehrte, um zu kochen, was sie etwa gefunden haben würde. Es schlug eben auf der Münsterkirche ein Uhr. Unserer Wohnung gerade gegenüber öffnete sich das Fabrikthor, und eine große Menge bleicher Arbeiter ging hinein zu ihrer Beschäftigung. Da begann meine kleine Schwester vor Hunger und Kälte laut zu weinen, so daß es einem durch Mark und Bein drang. Ich konnte mich nicht mehr halten und mußte mitweinen. Der Vater starrte

uns Beide eine Weile stumm an mit einem Blicke, der mir, so lang ich lebe, nicht aus der Erinnerung schwinden wird. Ach, wie gerne hätte ich meinen Schmerz verwunden, meine Stimme erstickt, meine Thränen zurückgehalten, aber ich konnte nicht; ich schluchzte und stöhnte, und je mehr ich mich anstrengte, es zu unterdrücken, desto gewaltsamer preßten meine Seufzer sich hervor und machte sich mein Schluchzen laut. Der Vater zog mein Schwesterchen an sich heran, nahm es zwischen seine Kniee, umschlang es mit seinen Armen, hielt es zum Erwärmen fest wider sich und erhob, ohne ein Wort zu sprechen, seine flehenden Augen zu einem kleinen Kruzifixe, das noch allein auf dem langen, kahlen Kamingesimse stand."

„Da fiel Jemand auf dem Eise vor unserm niedrigen Fenster. Der Vater und ich blickten um, und wir sahen einen jungen, anständig gekleideten Mann an der Erde liegen, der sich vergebens bemühete, aufzustehen. Mein Vater wollte sich erheben, um dem Gefallenen zu Hülfe zu eilen, aber er war zu matt dazu. Der Fabrikpförtner war eben in seiner gewohnten Weise herausgetreten, um die Straße hinauf und hinab zu sehen, ob nicht noch ein verspäteter Arbeiter nachzügelnd herangeschlichen komme, den er aus Mitleid noch hereinlasse, bevor er das Thor schließe. Er hatte den Gefallenen an unserer Wohnung wahrgenommen und war bereits bemüht, ihn auf die Beine zu bringen, als ich hinzukam und hörte, daß es demselben unmöglich sei, auf dem linken Fuße zu stehen, und daß er wünsche, in irgend ein nahes Haus gebracht zu werden. Er hinkte, so viel er konnte, und der Fabrikpförtner half ihm bis in unsere Stube, wo ich, vorauseilend, bereits einen Stuhl zurechtgestellt hatte. Den Pförtner er=

suchte er, den Fuhrmann der Forstner'schen Spinnerei, der eben in einer nahegelegenen Straße Wolle auflade, von seinem Falle zu benachrichtigen, daß er mit dem Wollkarren komme, um ihn nach Hause zu fahren. Mich hieß mein Vater einen alten, großen Eimer mit eisbedecktem Wasser, der hinter der Thüre stand, herbeirutschen, damit der Gefallene den verstauchten Fuß hineinthue, und ich half diesem dann, den Halbstiefel und den Strumpf auszuziehen. Während der Fremde so bei uns saß und den Fuß badete, sah er umher und frug dann meinen Vater: „Ihr seid wohl am Verziehen nach einer andern Wohnung?" — Mein Vater entgegnete: „Warum meinet Ihr das?" — Der Fremde erwiederte: „Weil ich an den weißern Flekken auf der Wand und an dem geringen Hausgeräthe merke, daß hier Vieles abgekramt und weggebracht sein muß." — Mein Vater bemerkte: „Die Noth hat hier abgekramt und weggeschafft." — Betroffen frug der Fremde: „Die Noth?" — Mein Vater entgegnete: „Wir Alle haben das Nervenfieber gehabt. Meine Frau und vier Kinder habe ich verloren. Ohne Verdienst in dieser theuern Zeit hab' ich alles Hausgeräth verkaufen müssen, um uns Uebrigen das Leben kümmerlich zu erhalten. Jetzt aber ist nichts mehr zu verkaufen und auch nichts zu verdienen und ...." Er konnte nicht weiter sprechen. Der Fremde sah uns einen nach dem andern an, zog dann ein längliches Graubrod hinten aus der Rocktasche hervor, rief mein Schwesterchen zu sich und sagte: „Da, meine Kleine! du mußt nicht mehr weinen." — Gierig griff das zwar sehr lebhafte, aber doch Fremden gegenüber sonst schüchterne Kind nach dem Brode, reichte es dem Vater und sagte: „Vater! Vater! da ist Brod!" Im Nu hatte

sie ein altes Messer herbeigeholt und bat: „Vater! da schneidet mir ein Stück ab.“ — Der Vater schnitt und gab dem Kinde ein ordentliches Stück, etwa den vierten Theil des Ganzen. Während die kleine Rosa mit Heißhunger hineinbiß, schnitt er ein zweites Viertel ab und reichte es mir. Mit beiden Händen griff ich zu und aß. Als er aber nun das Brod neben sich auf den alten Tisch hinlegte, da rief die Kleine: „Nein, Vater! auch Ihr müßt essen! Ihr habt ja auch großen Hunger.“ — Der Vater schien darauf nicht zu achten. Da eilte das Kind an den Tisch, legte ihr Brod hin und sagte: „Wenn Ihr nicht esset, dann will ich auch nichts mehr!“ — Der Vater, der seinen kleinen Liebling kannte und wußte, daß sie sonst durch kein Zureden dahin zu bringen sein würde, auch nur noch einen Bissen zu essen, nahm dann das Brod, schnitt das dritte Viertel davon ab und aß. Jetzt nahm Rosa hastig ihr Stück wieder und sagte, indem sie auf das noch übrige Viertel hinzeigte: „Das ist für Anna. Die hat ja auch gestern und heute noch nichts gegessen. Wie wird ihr das gut schmecken!“ — Bei diesen Worten funkelten ihre großen schwarzen Augen so vor Freude, daß dadurch auch mir froh zu Muthe wurde. Sie that einen herzhaften Inbiß und während sie kauete, wurde sie nachsinnend, faßte sich, nahete in dankbarer Zutraulichkeit dem Fremden und sagte: „Vergelt's Gott!“ Da er ihr freundlich die Hand drückte, ergriff sie diese und fuhr fort: „Nicht wahr, der liebe Gott hat euch zu uns geschickt, und da seid Ihr zu geschwind gekommen und auf dem Glatteis an unserer Thür gefallen?“ — Indem sie ihm bei diesen Worten fragend in's Gesicht sah, bemerkte sie Thränen der Rührung in seinen Augen, ward betrübt und sagte: „Thut euch

denn der Fuß so weh?" — Ohne eine Antwort abzuwarten, sank sie gleich da, wo sie an seiner rechten Seite neben ihm stand, auf ihre Kniee nieder, steckte ihr Stück Brod unter den linken Arm, faltete ihre Händchen nnd betete ein „Vater unser" und ein „Gegrüßet seist du, Maria" langsam und andächtig mit halblauter Stimme, küßte dann die Oberfläche seiner Hand, die ausgespreizt auf seinem Knie lag, stand auf und sagte mit kindlicher Zuversicht: „Jetzt müßt Ihr nicht mehr weinen; nun hört die Pein auf." — Der Fremde ergriff die Kleine, hob sie zu sich heran, küßte sie und sagte: „Du bist ein liebes Kind!" — Statt ihm zu antworten, rief sie, ihm über die Schulter zur Thüre hinsehend: „Anna! Anna!" Unaufhaltsam war sie von seinem Schooße zum Tische geeilt, hatte den Rest des Brodes ergriffen, lief der eben eintretenden Schwester entgegen und bot es ihr dar mit den Worten: „Sieh, das hat der liebe Gott geschickt. Nimm doch, iß, das ist für dich!" — Beim Anblicke des Fremden ward Anna etwas verlegen, und indem sie das Brod nahm, um die laute Zudringlichkeit Rosa's zu beschwichtigen, suchte sie mit ihrer gefüllten Schürze hinter dem Unbekannten so still und schnell als möglich vorbei und in die halb offenstehende Nebenkammer zu kommen. Dort schüttete sie den gesammelten Gemüseabfall in eine Ecke, ergriff dann die Kleine, die ihr dahin gefolgt war, bei der Hand und bat sie, in Gegenwart des Fremden ja artig zu sein und nichts von ihrem heimgebrachten Gemüse merken zu lassen. Das Kind schien für nichts, was Anna sagte, Ohren zu haben, bis sie auf sein zudringliches Bitten wenigstens drei Bissen von dem Graubrode gegessen hatte. Inzwischen erzählte die Kleine flüsternd,

was vorgegangen war, und wie der Fremde, der das Brod in der Tasche gebracht, gefallen sei und sich am Fuße sehr wehe gethan habe. Anna kam jetzt mit ihr in die Stube und begrüßte mit unbefangener Freundlichkeit den Fremden. Dieser erklärte, daß er am verstauchten Fuße keinen sonderlichen Schmerz mehr fühle. Anna holte gleich ein graues Leintuch herbei, half ihm den Fuß gehörig abtrocknen und den Strumpf anziehen, was trotz der Weite desselben nicht ohne Mühe gelang. Weil der Halbstiefel jetzt viel zu eng war, rieth der Vater, den Fuß mit zweien Sacktüchern, die der Fremde bei sich hatte, zu umwickeln, was kaum geschehen war, als eben ein blauer Wollkarren vor unserer Thüre hielt. Der Fuhrmann trat ein, entschuldigte sich, daß er nicht eher habe kommen können, und half, den Fremden auf den Karren zwischen die Wollsäcke bringen. Dieser aber dankte für freundliche Aufnahme und drückte mir an der Thüre unvermerkt einen Kronenthaler für den Vater in die Hand. Meine Schwestern blieben vor der Thüre stehen. Ich eilte zum Vater, gab ihm das Geld und kam dann auch an die Straße, um dem Karren, so lange er noch sichtbar blieb, nachzusehen. Als wir in die Stube zurückkamen, fanden wir den Vater auf den Knieen betend, die Augen mit Thränen freudigen Dankes gefüllt und zu dem Kruzifixe auf dem Kamingesimse erhoben. Ohne ein Wort zu sprechen, knieten wir alle drei gleichzeitig um ihn herum, Rosa ihm zunächst, und beteten still, bis er endlich aufstand und sagte: „Kinder, heute hat Gott uns geholfen und wird ferner helfen. Nie wollen wir im Vertrauen auf Ihn wanken.“ — Es war der erste frohe Tag, den wir seit der Erkrankung des Lehrliugs genossen, und es folgten ihm bald noch an-

dere nicht minder frohe. Es wurde sofort die nöthigste Nahrung für ein paar Tage beschafft, und der Vater fand sich am Abende schon so gestärkt und ermuthigt, daß er begann, sein Werkzeug zusammen zu suchen, um es am nächstfolgenden Morgen zu ordnen, und dann den Versuch zu wagen, ob etwa der Gerber, von dem er früher fast alles Leder bezogen, ihm borgen, und einige ehemalige Kunden ihm das eine oder das andere Fußzeug bestellen würden. Während der ersten Hälfte des folgenden Tages hatte er genug damit zu thuen, im Hause die erforderlichen Vorrichtungen zum Arbeiten zu treffen, wobei ich ihm einige Hülfe leistete. Gleich nach Tisch ging er aus auf Bestellungen und dann auch zum Erborgen der nöthigsten Stoffe. Die Sonne war bereits untergegangen, bevor er heimkehrte. Er fand uns vor dem Kruzifixe kniend beten. Obgleich der Erfolg seiner Bemühungen hinter seinen äußerst mäßigen Erwartungen zurückgeblieben war, so war er doch keineswegs kleinmüthig darüber geworden. Weil wir ihn heiter sahen, eilten wir freudig auf ihn zu, und während wir beiden älteren ihn freundlichst bewillkommten, kletterte Rosa an ihn heran, umschlang ihn mit beiden Aermchen und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Nur zwei seiner frühern Kunden hatten ihm aus Mitleid Pantoffeln bestellt, und der Gerber, der gerade in der jüngsten Zeit durch mehrere sehr empfindliche Verluste eingeschüchtert worden, hatte ihm auf vieles Zureden kaum so viel geborgt, als eben nöthig war, diese Pantoffeln anzufertigen. Ohne Verzug machte er sich daran, die Arbeit für den folgenden Tag einzurichten."

„Während er damit beschäftigt war, hörten wir ein Fuhrwerk auf unsere Wohnung zufahren, und sieh, es

hielt der blaue Wollkarren von gestern wieder an unserer Thüre. Wir Kinder eilten hinaus. Indem der Fuhrmann auf den Karren stieg, grüßte er uns so freundlich, daß wir gleich Hoffnung schöpften, er bringe was Gutes. So war's. Er ließ zwei Säcke herunter, folgte dann selber und brachte einen nach dem andern nicht ohne Anstrengung in's Haus. Der erste enthielt mehrere Rollen breiter Lederriemen, die stellenweise zwar verschlissen waren, aber noch immer eine große Masse gesundes Sohlleder lieferten; der zweite größere Sack war voll Kohlen. Mein Vater war verdutzt. Der Fuhrmann aber, der sich überhaupt benahm wie Einer, der schon oft derartige Aufträge ausgerichtet, ließ sich auf einen Stuhl nieder und sagte ganz ruhig, indem er den schweren Schuh am rechten Fuße losriemte und auszog: „Meister, seid so gut und meßt mir ein Paar Schuhe an." — Mein Vater ließ sich vor ihm, an die Ecke des niedrigen Arbeitstisches sich stützend, auf ein Knie nieder und nahm das Maß. Inzwischen sagte der Fuhrmann: „Meister! Ihr müßt mir versprechen, nie die Wohlthäter zu nennen, die zufällig eure Lage erfahren haben und euch nun gerne im Stillen helfen möchten. Versteht wohl! Keiner von Beiden und am wenigsten der, welcher das Meiste thuen kann, verträgt es, wegen Wohlthätigkeit gerühmt zu werden, und helfen am liebsten denen, die bereit sind, im Verborgenen milde Gaben anzunehmen, um solche später, wenn sie können, an andere Hülfsbedürftige wie eine Schuld zu erstatten. Nun, wollt Ihr darauf eingehen?" — Mein Vater erwiederte: „Darf ich denn diese edle Herren kennen?" — Der Fuhrmann sagte: „Weil's nicht wohl vermieden werden kann." — Mein Vater frug: „Ich werde aber doch von dieser

wundersamen Hülfe erzählen dürfen zur Verherrlichung der göttlichen Vorsehung?" — Der Fuhrmann entgegnete: „Aber euer Ehrenwort müßt Ihr mir geben, so lange die Wohlthäter leben, wenigstens denjenigen nicht namentlich zu bezeichnen, den Ihr bis jetzt noch gar nicht kennet." — Da sagte mein Vater: „Nun ja, darauf geb' ich, weil's so sein muß, mein Ehrenwort." — Meine ältere Schwester war bereits in's Nebenzimmer gegangen, hatte die Thüre hinter sich zugeschlossen und sich dort zu schaffen gemacht. In einer Ecke war ich beschäftigt, Hanffäden zu Pechdrähten zusammen zu legen, und Rosa wich keinen Augenblick von der Seite des Vaters. Dieser mochte mehr wohl mit Mienen als mit Worten zu verstehen gegeben haben, daß er mich hinausschicken wolle; denn ich hörte, wie der Fuhrmann sagte, er möchte mich nur ruhig fortarbeiten lassen, die Namen werde er allemal schon leise und selten genug nennen, das Uebrige werde ohnehin den Kindern nicht verborgen bleiben können. Mein Vater bemerkte: „Ihr irret, wenn Ihr voraussetzet, daß ich einen meiner Retter bereits kenne." — Der Fuhrmann entgegnete: „Nun, errathen könnet Ihr doch leicht, daß dieser kein anderer sei, als derjenige, den ich gestern hier abgeholt. Er heißt, sprach er ganz leise, Hubert Weismann, ist eben Meisterknecht auf der Spinnerei von Herrn Anton Forstner geworden, dessen Sohn Stephan sein Milchbruder ist und euer Haupthelfer werden will. Herr Stephan begegnete uns gestern auf der Landstraße diesseits von Rahne, und kaum hatte er die Ursache vernommen, weshalb der junge Meister sich heimfahren ließ, als er auf den Karren hinaufsprang, sich zu demselben hinsetzte und sich den Vorfall umständlich erzählen ließ. Der Meister verfehlte nicht, recht her-

vorzuheben, was er bei euch hier gesehen und erlebt hatte. Das rührte den jungen Herrn und in seiner gutherzigen Lebhaftigkeit äußerte er seinen Entschluß: „Dem armen Manne mit seinen drei Waisen muß geholfen werden, und Caspar — das ist mein Name — muß uns dazu wieder beistehen; denn der ist kein Schwätzer und weiß, wie es sich am besten, ohne Aufsehen zu erregen, so recht im Verborgenen werde ausführen lassen.“ — Daß ich gerne dazu bereit war, versteht sich, und so bring' ich euch denn für heute vom Meister den Sack Kohlen, vom jungen Herrn aber nebst den Lederriemen in diesem Beutelchen zehn Kronenthaler zu den nöthigen Anschaffungen. Es ist das Ersparniß von seinem Taschengelde. Sollte künftig noch etwas Barschaft nöthig werden, so habt Ihr es mir zu sagen. Gedeiht's, so sollt Ihr den Betrag, wann und wie Ihr eben bequem es vermögen werdet, an Nothleidende wiedererstatten, jedoch, wenn möglich, so, daß dadurch dem Einen oder dem Andern wirklich und auf die Dauer geholfen werden könne.“ — Mein Vater sagte hierauf: „Die Abtragung dieser Schuld erkenne ich mit Freude als eine heilige Pflicht, deren Erfüllung mir den schönsten Trost gewähren wird. Sollte Gott mich aber von der Erde abrufen, bevor ich im Stande wäre, diese Schuld abzutragen, so werde ich auf dem Sterbebette noch meine Kinder sich dazu verpflichten lassen.“ — Der Fuhrmann erwiederte: „Gut, gut! Nun macht mir ein Paar tüchtige Schuhe und laßt sie mich fertig finden, wenn ich über acht Tage nachsehen komme, wie es euch und euren Kindern geht.“ Mit diesen Worten war er aufgestanden und hinausgegangen, und bald hörten wir immer schwächer uud schwächer das Rasseln des blauen Wollkar=

rens. Der Vater rief Anna herbei, sagte ihr mit wenigen Worten, wie Gott geholfen, und wir knieten wieder zusammen vor dem Crucifixe nieder, dankten dem Geber alles Guten und beteten für unsere Wohlthäter, was seit der Stunde an keinem Tage von uns je versäumt worden. Gottes Segen war unverkennbar mit uns, und nach zwei Jahren hatte mein Vater die Freude, unserer Milchfrau, einer armen Wittwe, deren einzige Kuh einer Seuche erlegen war, den ganzen Betrag, womit wir gerettet worden, nebst Zinsen zu verabreichen und so auch sie mit ihren Kindern vor gänzlicher Verkümmerung zu bewahren. Ein Jahr später hatten wir wieder zwei Gesellen und einen Lehrling, und mein Vater ward allgemach bemittelt genug, um uns bei seinem Tode, welcher am 27. Oktober 1832 erfolgte, das Nöthige zu einem anständigen Fortkommen zu hinterlassen. Anna ist glücklich verheirathet, Rosa, welche in einer Klosterschule einen weitern Unterricht, als wir Beide, genießen konnte und denselben bei ihren guten Anlagen mit religiöser Gewissenhaftigkeit erfolgreich benutzte, ist als Armen-Schwester im Krankenhause zu J. Erzieherin der Waisenkinder und ich, als ausgedienter Soldat, versehe hier, nicht unzufrieden in meinem ehelosen Stande, die Stelle eines Aufsehers der Gefangenwärter."

Bei diesen Worten erinnerte er sich an seine Pflicht, die Ordnung im Gefangenhause zu handhaben und daher die bereits verflossene Besuchszeit, welche der Direktor dem Halbwinner Alban Marbach zugestanden hatte, nicht noch länger zu überschreiten. Kaum ließ er dieses, obgleich nicht ohne Selbstverleugnung, merken, als der Gefangene selber darum bat, daß sein Schwager ihn jetzt verlassen möchte. Dieser umarmte ihn,

ergriff dann die Hand des Aufsehers, drückte sie unter einem vielsagenden Schweigen an sein Herz, und verließ mit ihm den Kerker.

Auf dem Wege bis zum Ausgange des Gefangenhauses erkundigte der Aufseher sich mit dem lebhaftesten Interesse näher über den Beweis, den der Fuhrmann Wachtler für Weismann's Schuldlosigkeit in Bezug auf den an Herrn Forstner verübten Meuchelmord vorzubringen habe. Als er erfuhr, was Marbach desfalls seinem Schwager mitgetheilt hatte, konnte er sich's nicht versagen, seine Freude wiederholt zu äußern und die göttliche Vorsehung zu preisen, die hier so offenbar gewaltet, wo so mancherlei an sich unscheinbare Umstände zusammentreffen mußten, um einen Unglücklichen aus den Händen der menschlichen Gerechtigkeit zu retten und zu verhüten, daß er nicht die schwerste Strafe für eine Unthat erleide, die er doch nicht begangen hatte. „Unerträglich," bemerkte er schließlich, „würde mir mein Amt erscheinen müssen, wenn ich nicht festhielt an dem Glauben, daß die unfehlbare Gerechtigkeit Gottes endlich doch Alles ausgleichet und somit auch wieder das vergütet, was die menschlichen Richter selbst beim besten Willen aus Mangel an Einsicht und Erkenntniß der wahren Sachverhältnisse manchmal verfehlen."

Alban Marbach eilte nun nach Rahne zurück, um sofort auch dem würdigen Pfarrer, der inzwischen von seiner Erkältung sich erholt hatte, und dann auch dem Herrn Albert Forstner seine frohe Botschaft über die erweisliche Schuldlosigkeit seines Schwagers mitzutheilen.

XXXVI.

Durch reifliches Nachdenken über die Unterredungen, welche Max von Wolfing mit Schwester Gregoria gehabt, hatte er sich bereits vor Ankunft des Briefes seines Vetters Friz von Birkheim genöthigt gefunden, den platten Materialismus aufzugeben. Allein er hatte sich dann zu dem auf der Universität zu B..... kennen gelernten, noch bis unlängst verschmäheten und verhöhnten, nicht viel bessern Pantheismus geflüchtet, nach welchem das sogenannte göttliche Alleins als ewiges Weltleben im Organismus der Vernunftwesen zum vernünftigen Selbstbewußtsein gelangt und dieses dann auch mit der Auflösung des Organismus in jedem Einzelwesen wieder verliert. Einsehend, wie dieser Wahn ihn in hohem Grade hindere, die Gründe für den Glauben an das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Menschenseele im christlichen Sinne gehörig zu erfassen und zu würdigen, hatte Gregoria ihn veranlaßt, eine strenge Beweisführung für sein verderbliches Vorurtheil zu versuchen, wohl wissend, daß dieses das beste und leichteste Mittel ist, Irrende von ihren falschen Meinungen, wo möglich, zu heilen. Er hatte keinen der Scheingründe, womit der Pantheismus gestützt zu werden pflegt, vergessen, und diese um so nachdrücklicher geltend zu machen gesucht, als es doch immer empfindlich für ihn blieb, sich in einem wissenschaftlichen Kampfe von einer Nonne überwinden lassen zu müssen. Gregoria hatte all' ihre Umsicht und Güte aufgeboten, ihm die Niederlage möglichst schonend beizubringen, und deswegen ihre Gegengründe allemal aus den Schriften anerkannt großer

Männer, die sie jedesmal zu nennen nicht versäumte, entlehnt, aber diese dann mit solcher Geschicklichkeit angebracht, daß er endlich nicht mehr umhin gekonnt, einzugestehen, er wisse den Wahn von einem göttlichen Alleins und ewigen Weltleben nicht mehr zu behaupten und müsse zugeben, daß derselbe nur willkürlich erklügelt oder aus dem Heidenthum angenommen sein könne, um dem christlichen Glauben an den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der ihrer bewußten Menschenseele auszuweichen, ohne sich des offenbaren Vernunftmißbrauches wegen selber verurtheilen zu müssen. So weit war er gekommen, als das Schreiben seines Vetters anlangte.

An drei nach einander folgenden Tagen mußte Gregoria ihm dieses Schreiben ganz, jedoch abschnittweise vorlesen, während er mit all' der Aufmerksamkeit, deren er in seinem Zustande fähig war, zuhörte. Tag und Nacht war der Inhalt desselben der Gegenstand seines reiflichen Nachdenkens, und am Frühmorgen des vierten Tages empfing er dann Gregoria mit der Bitte, sie möchte seinem Vetter melden, daß er von Herzen mit dem wesentlichen Bestandtheile des Briefes einverstanden sei, und auch die darin bezeichnete Quelle des Un- und Irrglaubens als solche anerkenne. Die gute Schwester hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als diesen höchst erfreulichen Auftrag unverzüglich auszurichten. Der Bote, durch welchen sie ihre schriftliche Mittheilung an Herrn Friz von Birkheim besorgte, traf diesen in der Mitte seiner Familie, die am vorhergehenden Tage angekommen war. Kaum hatte dieser das Briefchen geöffnet, als sein Gesicht so freudig erglänzte, daß seine Gattin, es gewahrend, ihre gespannte Wißbegierde nicht verhehlen konnte. Er er-

zählte ihr in der frohesten Ueberraschung, was zwischen ihm und seinem unglücklichen, gefangenen Vetter vorgegangen, forderte sie auf, mit ihm für die weitere Bekehrung des armen Kranken zu beten, und übergab dann ein bereits fertiges zweites Schreiben, dem er nur einige jetzt passende Zusätze am Rande beifügte, dem harrenden Boten, der dann dasselbe kurz nach Mittag der Schwester Gregoria überbrachte. Aus ihren Händen empfing es sofort Max von Wolfing, der es ihr jedoch eröffnet gleich wieder zurückgab mit der Bitte, wieder seine Vorleserin sein zu wollen. Sie setzte sich daher zu ihm an's Krankenbett und las:

„Lieber Vetter! Wie schon Cicero gesagt hat, leugnet Keiner Gott, der sich nicht einen Vortheil davon verspricht, wenn Gott nicht wäre*). Daher bemerkt Rousseau sehr richtig: „Erhalte deine Seele nur stets in einem solchen Zustande, daß du wünschen kannst, es gäbe einen Gott, so wirst du diese Wahrheit nie bezweifeln.“ Wenn man nicht wüßte, bis zu welchem Grade die Leidenschaften den Menschen verblenden können, so müßte man die Gottesleugnung für unmöglich halten. Wer dem Lichte flucht, verdient zu erblinden, und wessen Leben Gotteslästerung ist, verdient die Gotteserkenntniß zu verlieren. Ach! ich kann es immer nicht aus meinem Sinne bringen, was Du mir von dem schauderhaften Ende jenes Sprachlehrers erzählt, der Dich nach dem frühen Tode Deines Vaters mit schlechten Büchern versehen und förmlich in der Gottlosigkeit unterrichtet hat, nachdem Du bereits in Deinem zwölften Jahre durch einen heuchlerischen Diener eures Hauses in anderer Weise verführt worden warst.

---

*) Nemo Deum negat, nisi cui expedit, Deum non esse.

Wie hätte die so nahe liegende, aber erhabene Realidee von dem unendlich Vollkommenen je in einem so verdorbenen Knaben zur Ahnung werden oder gar zum Bewußtsein kommen können, während er nichts lieber hörte, als wenn sein Lehrer jede Gewissensregung bei ihm mit den Worten des Lucrez beschwichtigte: „Die ersten Götter auf Erden hat die Furcht bei heftig wetterleuchtendem Himmel geschaffen*).“ Freilich wäre dieses Wort nicht so ein barer Unsinn, wenn es überall und immer nur ängstliche Kinder und Weiber und nicht auch von jeher so viele verständige und beherzte Männer gegeben hätte, die von dem Gottglauben durchdrungen gewesen. Allein welche Thorheit ergreift nicht ein bethörtes Herz, um sich gegen die lästige Wahrheit zu wehren und zu verhärten! Frage den Gottscheuen: Wann — wo — von wem ist denn die Idee der Gottheit erfunden? Wie hat der schlaue Erfinder es angelegt, um eine so schwere Pflichten auflegende Idee geltend zu machen? Was hat die Menschen bewogen, was die Völker angetrieben, solche folgenschwere Lehre gläubig anzunehmen und nie wieder aufzugeben? Sicher wird man diese Fragen mit nichts zu beantworten wissen, als etwa mit leichtfertigen Hypothesen, die einander an Unsinn überbieten. Sagt man, die alten Gesetzgeber hätten die Theologie erfunden, um ihren Gesetzen zur Zügelung der Völker ein höheres Ansehen zu geben, so gesteht man, daß also der Gottglaube — und mithin, wenn er eine grundlose Erfindung wäre, ein ungeheurer Irrthum und Betrug — nothwendig gewesen, sowohl zur Begründung der menschlichen

*) Primos in orbe Deos fecit timor, ardua coelo fulmina dum caderent.

Gesellschaft, als auch zur Erhaltung ihrer unentbehrlichen Ordnung. Man kann also nicht umhin, anzuerkennen, daß es ohne Gott keinen wahren Gesetzgeber für uns Menschen gäbe, daß mit dem Glauben an Gott jede wirkliche Verpflichtung für uns aufhört, mithin jedes rechtskräftige Band der menschlichen Gesellschaft sich auflöset, und sonach Familie und alle Volksbildung für die Sclaven ihrer Leidenschaften ganz und gar unmöglich werden. Aber nun möge man in haltbarer Weise auch noch erklären, wie es denn möglich geworden und wie es wirklich zugegangen, daß die sämmtlichen Gesetzgeber aller Völker der alten Welt gerade auf denselben Einfall gekommen sind, die Gottheit zu erfinden und diesen Einfall zur Bekräftigung ihrer Gesetze geltend zu machen? Ferner, weshalb und wie diese — also bis dahin noch unerhörte! — pflichtenschwere Lehre auch bei allen Völkern so allgemeine und dazu so dauerhafte Aufnahme gefunden? — Nun ja, dergleichen zu bewirken, muß wohl die allerkleinste Kleinigkeit sein für den ewigen, allweisen, allmächtigen und allgütigen — **Zufall**, der in — wie vielen? — Jahrtausenden das ganze Weltall aus ewigen, zahllosen Atomen so herrlich zusammenbuchstabirt und so bewunderungswürdig gestaltet und eingerichtet haben soll! Und was ist denn der Zufall, wenn er nicht das Bekenntniß ist, daß wir zu kurzsichtig sind, um die Ursachen mancher Erscheinungen wahrzunehmen? So wäre am Ende noch gar unsere Kurzsichtigkeit der Urheber, Ordner und Regierer der ganzen Welt! O Thorheit ohne Maß und Grenze! Oder soll vielleicht die Berufung auf den Zufall ein bescheidenes Bekenntniß unserer Geistesbeschränktheit sein? Fluch dann solcher falschen Demuth! Sie ist

nichts, als die strafbarste Selbstbethörung, um den Pflichten zu entkommen, welche der Glaube an Gott dem Menschen unvermeidlich auferlegt. Der Atheist kann seine Augen nicht zum Himmel erheben, ohne dort am Firmamente in der hellleuchtenden Sternenschrift die Verdammung seines freiwilligen Unglaubens zu lesen. Er kann nicht mit Nachdenken die Wandelbarkeit und Zeitlichkeit, die Planmäßigkeit und Ordnung der Welt wahrnehmen, ohne auf den ewig in sich gegründeten, unwandelbaren, unendlich weisen, mächtigen, gütigen und freithätigen Schöpfer, Ordner und Regierer der Welt zu schließen, oder gewissenlos seine Vernunft zu verleugnen. In dem ganzen Universum und in jedem, auch dem kleinsten Theile desselben zeigt sich überall Zweck, Plan, Ordnung, worin sich uns das Dasein eines Wesens von unermeßlicher Intelligenz so augenfällig zu erkennen gibt, daß dessen Verkennung nur dem von Natur oder aus freiem Willen Geistesblinden möglich bleibt. Welch eine Uebereinstimmung zwischen den Zwecken und den Mitteln in allen Theilen unseres eigenen Leibes! Man versetze oder verändere hier einen Fuß, eine Hand, ein Ohr, ein Auge, und man wird sich bald überzeugen, wie überaus thöricht man gehandelt hat. Und nun gar die Beschaffenheit unseres Geistes, welch ein Wunderwerk der göttlichen Weisheit und Güte? Woher sind wir im Besitze so mancher übersinnlichen Ideen, welche die räumliche Welt uns nicht darzubieten, höchstens in uns anzuregen vermag? Die Uebereinstimmung aller Menschen in der Anerkennung derselben bürgt uns dafür, daß wir selber ihre Urheber nicht sind. Wir können sie nicht erfinden, aber sobald wir sie in uns finden oder uns ihrer bewußt werden, können wir nicht

umhin, sie als wahr anzuerkennen. Ja, alle die Sinnenvorstellungen übersteigende Verstandesbegriffe und Vernunftideen in uns zeugen von der unermeßlichen Intelligenz des Schöpfers unseres Geistes. Doch der Gottscheue verzichtet noch lieber auf seinen eigenen Geist, als auf seinen Unglauben, und flüchtet sich hinter die Unergründlichkeit der Naturkräfte, die er während des Geständnisses, daß sie für den Menschen Geheimnisse sind, doch zuversichtlich, als wäre er ihr Urheber und Herr, mit Allmacht und Allwissenheit zur Weltgestaltung ausrüstet, um ja so nur dem persönlichen, gesetzgebenden und richtenden Gott auszuweichen und zu entkommen. Die wirklich geistlose Faselei von einer todten, blind und nothwendig wirkenden Naturkraft, die Alles bewegt, belebt und ordnet, ist denn doch gar zu abgeschmackt, als daß sie einer ernsten Beachtung werth sein könnte; denn um daran zu glauben, muß man ein Narr sein, und Narren Vernunft predigen zu wollen, wäre, glimpflich gesagt, wenigstens nicht sonderlich gescheid.

Es kann nicht bestritten werden, daß der Glaube an Gott, mehr oder minder rein oder verfälscht, sich zu allen Zeiten bei **allen** (nicht völlig verkommenen) Völkern der Erde findet. Woher ist aber dieser Glaube so allgemein? Statt diese Frage zu beantworten, verweisen die Gottscheuen immer nur auf die Entstellungen der wahren Gottesidee, als ob solche sich nicht aus der Hingabe an die Macht der unordentlichen Sinnlichkeit und Dünkelhaftigkeit gleichsam von selbsten und jedenfalls natürlicher, als der Atheismus erklärten. Wenn der Mensch seinen verkehrten Gelüsten nachgibt, so wird er je mehr und mehr deren Sclave. In dieser Knechtschaft trüben und verdunkeln sich un-

vermeidlich Vernunft und Gewissen, die Augen seines Geistes, und es erscheinen ihm dann die übersinnlichen Wahrheiten immer mehr von den Wolken der Körperwelt umhüllt und verdeckt. So wurde der Gottglaube bei allen Völkern, die einer fortwährenden positiven Offenbarung entbehrten, immer sinnlicher, bis sie, völlig unfähig zum Erfassen der Idee von dem einen, absolut vollkommenen Geiste geworden, ihren Gott in viele Götzen zersplitterten und diese Abgötter sich dann, unter Gegenständen der Natur und in Werken ihrer eigenen Hände verkörpert, sinnlich vorstellbar machten. So entstand die Abgötterei als die eigentliche Verweltlichung Gottes, in welcher wir selbst die Weisern unter den Heiden so befangen sehen, daß sie sich in ihren philosophischen Bestrebungen nicht davon loszumachen vermochten und durch dieses Unvermögen das Bedürfniß einer positiven Gottesoffenbarung auch ihrerseits bekundeten. Dieses darf uns um so weniger wundern, als wir ja noch heute selbst bei so manchen mitten unter Christen lebenden Philosophen die pantheistische Denkweise wiederfinden, welche das alte Heidenthum nur in mehr oder minder neuer Gestalt reproducirt. Berücksichtiget man die tiefe Versunkenheit der alten Völker, in welcher ihnen die Kunde von der absoluten Geistigkeit Gottes schier ganz abhanden gekommen war, so findet man es sehr erklärlich, daß die altheidnische Philosophie fast nur noch von der Körperwelt wußte, und deren mehr oder minder abstract gedachtes Wesen für die Gottheit selbsten hielt. Diese Gottheit ward dann von den sogenannten Philosophen nach der Landesgötterlehre vorzugsweise im Mineralreiche bei den Chinesen, im Pflanzenreiche bei den Indiern, im Thier-

reiche bei den Aegyptiern und im Menschengeschlechte bei den Griechen und Römern wirksam erachtet und verehrt. Der lasterhafte Unglaube gegen das Christenthum hat nun aber den alten Pantheismus in einer gewissen Philosophen- oder Sophisten-Classe fortgeführt und unter allerlei Umgestaltungen erhalten bis auf unsere Tage. Die heutige neuheidnische Philosophie will nach Spinoza nur eine einzige Substanz möglich finden, welche, als das Alleins, ihrem Wesen nach Gott und ihrer Erscheinung nach das Weltall sei. Zahmer ist das Kantische Nichtswissen von der Realität der Sinnenwelt. Nach Fichte wäre Denken und Sein identisch. Wir wüßten dann nur, was in uns ist und Alles, was wir wüßten, wäre in uns. Das liebe Ich wäre das Absolute, und die ganze Welt dessen Gedankenproduct*). Schelling verschmelzt dann das Ich mit der Welt zu dem einen absoluten und identischen Realen, welches zuletzt Hegel in ein rein logisches d. h. gehaltloses Sein abstrahirt oder verflüchtiget hat, darin denn das Ich sich seiner bewußt wäre „als unendlich mannigfaltiger Welt," wovon aber wenigstens mein Ich nichts oder vielmehr das Gegentheil weiß. Fassen nun die Neuheiden die Welt auch mehr oder minder in andrer Weise auf als die Altheiden, so haben doch Alt- und Neuheidenthum das mit einander gemein,

---

*) Ein populärer Practicant dieses subjectiven Idealismus wäre also jener dumme Junge, der seiner Zerstreutheit wegen in der Katechese vom Pfarrer hart angefahren wurde mit der Frage: „Wer hat die Welt erschaffen?" Verblüfft antwortete derselbe: „Ach ja, ich hab's gethan, will's aber nie wieder thun!" Alle Mitkatechumenen lachten laut auf und auch der sonst gestrenge Katechet mußte über den armen Schlucker mitlächeln. Die Herren Philosophen treiben's oft wie der Junge, nur gelehrter und krauser.

daß Gott darin von der Welt nicht wahrhaft unterschieden wird und er sich in ihren Erscheinungen ewig aus- und entwickeln müßte. Da soll denn Gott nichts Anderes sein, als das eigentliche Wesen der Welt, und Alles, was in der Zeit wirklich ist, wäre ewig Gott; denn es könne nur eine Substanz geben, dieselbe könne nicht die Ursache einer anderen Substanz sein, ohne diese in sich zu enthalten, und wenn es zweierlei Substanzen gäbe, so könne keine von beiden unendlich sein. — Wer sieht nicht, daß diesem Gerede eine durchaus grobsinnliche Auffassung der Begriffe von Substanz, Enthalten und Unendlichkeit zu Grunde liegt? Uebrigens ist der Pantheismus dadurch gerichtet, daß er mit allen unseren sinnlichen und übersinnlichen Erfahrungen in offenbarem Widerspruche steht. Freilich, wer uns im Ernste sagt: „Ich weiß nicht, ob ich bin; weiß nicht, ob etwas zugleich sein und auch nicht sein kann; weiß nicht, ob das, was einleuchtet, auch gewiß ist; weiß nicht, ob nicht durchaus alle sinnliche Vorstellungen bloße Täuschungen sind; und weiß nicht, ob dem gesunden Verstande und dem einstimmigen Zeugnisse der Menschen je zu trauen sei" — mit dem ist nicht weiter sich zu unterreden; denn er verleugnet alle Quellen der natürlichen Gewißheit und ist ein — Thor.

Man frage ja nicht nach einem Beweise für die neumodige Gott- und Sitten-feindliche Philosophie, welche so unverhohlen Vernunft, Gewissen, Willensfreiheit und Gemüth des Menschen schmählichst verhöhnt.

Statt aller Beweise bietet man eine endlose, stolz absprechende, kunstreich verschrobene, wahrhaft babylonische Declamation. Mit solchem Gerede mögen sich allenfalls wohl diejenigen recht gerne bethören und be-

friedigen lassen, denen es bei ihrem unheimlichen Schuld- und Schlechtigkeits-Bewußtsein recht sehr darum zu thun sein mag, unter dem Scheine der Aufgeklärtheit dem Glauben an den wahren, lebendigen, allrichtenden Gott und an die Unsterblichkeit der selbstbewußten Seele auszuweichen, zumal wenn sie in ihrer selbstsüchtigen Dünkelhaftigkeit und Genußgierde, die jeden Zügel haßt, weder Lust, noch Muth, noch Kraft in sich verspüren, um sich gründlich zu bekehren und zu bessern, weil sie dann von dem Allgerechten nach diesem mißbrauchten Erdenleben nichts Erfreuliches zu hoffen, wohl aber höchst Schreckliches zu fürchten haben.

Mit dem eben so schönen als wahren Glauben an die Lauterkeit und Würde der echtchristlichen Nächstenliebe, wie Dir solche die Armen-Schwestern thatsächlich bewiesen haben — „und noch fortwährend beweisen," fiel hier Max von Wolfing ein; die Leserin aber las, als gelte ihr seine Bemerkung nicht, in gewohnter Ruhe weiter: — hast Du bei weiterm Nachdenken auch den Glauben an wahre Christentugend überhaupt gewonnen und wirst nun auch ferner den Wahrheiten wenigstens nicht mehr geflissentlich widerstreben, welche der echten Tugend nothwendig zu Grunde liegen.

Ist doch offenbar das, was man Tugend nennt, nicht falsch und werthlos, sondern wahr und achtungswürdig nur dann, wenn die Gesinnung, welche ihr Wesen bildet, wirklich auf Wahrheit beruht, in Wahrheit wurzelt und in ihrer Entwickelung und Aeußerung auch der Wahrheit gemäß und entsprechend ist. Bei der in unsern Tagen — namentlich unter den sogenannten Gebildeten — herrschenden, nebelgrauen Begriffsverwirrung und seichten Oberflächlichkeit ist es ein Glück, wenn man so recht zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangt, daß

das wirklich und wesenhaft Gute durchaus nichts Anderes ist, als das in's Leben freithätig übersetzte Wahre, und daß also zwischen Gut und Bös ganz und gar derselbe Widerspruch besteht, wie zwischen Wahr und Falsch. Es verräth offenbar eine schlechte Gedankenlosigkeit und nicht selten auch eine gedankenlose Schlechtigkeit, wenn man den wesenhaften Unterschied und Widerspruch zwischen Tugend und Laster leichthin übersieht oder muthwillig verkennt, und darin nichts als die Folgen einer leidigen Sittenconvention sehen will, und zwar dieses deshalb, weil — namentlich unter den Heiden — bei dem einen Volke manche Handlungen gerühmt und belohnt werden, die bei dem andern Volke für schlecht gelten und sogar bestraft werden. Wer die Verblendungsmacht schlechter Gewohnheiten kennt, wird den mehr oder minder großen Mangel an Einsicht über das wirklich Gute und wirklich Böse sehr wohl begreifen, und denselben namentlich in der Beschränktheit oder Verkehrtheit der Religionsansichten begründet finden. Denn wer zur Erkenntniß gekommen, daß die Tugend nichts Anderes ist, als die in Liebe freithätig ausgeübte Wahrheit, der begreift auch deren Gegentheil, das Laster, als die durch den Willen in's Leben übersetzte Unwahrheit und Lüge, und sieht ein, wie es ohne den wahren Glauben keine echte Moral und Moralität geben kann und wie überhaupt die wahre Sittlichkeit durch die wahre Religion bedingt ist. Je mehr der Mensch die wirkliche Beschaffenheit, Würde und Wechselbeziehung des Schöpfers und seiner Geschöpfe erkennt und glaubt, desto mehr wird er inne, wie er gegen Gott und die verschiedenen Arten der geschaffenen Wesen gesinnet sein und handeln soll. Je gewissenhafter er demnach seine

Pflichten erfüllt, desto heller wird sein Geist zur weitern Erkenntniß der religiös-sittlichen Wahrheiten; je mehr er hingegen seine Pflichten verletzt, desto mehr verdummen in ihm Vernunft und Gewissen, und somit verliert er auch an der Fähigkeit, die höheren Wahrheiten zu erfassen. Daher erklärt sich der Abfall vom wahren Glauben aus der Unsittlichkeit, und hinwiederum auch die Unsittlichkeit aus dem Irr- und Unglauben; denn Religionskenntniß und Tugend stehen in wesentlicher Wechselbeziehung, so daß sie einander gegenseitig in hohem Grade bedingen. Die Tugend des Ungläubigen ist, genau besehen, wenn nicht ein geschminktes Laster, höchstens ein bloßer Tugendschein, weil ihr die wesentliche Grundlage der Wahrheit fehlt. Wer von den wirklichen Religionswahrheiten einmal überzeugt und beseelt ist, wird es nimmermehr vermögen, Betrug, Raub, Unlauterkeit, Mord wie Tugenden zu schätzen, oder gar Wahrhaftigkeit, Treue, Keuschheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Barmherzigkeit zu mißachten oder gar, wie Laster, zu verabscheuen; gleichwohl kann er doch durch Unterdrückung der Gewissensstimme bei Ausübung der genannten und sonstigen Laster endlich die Liebe zur Wahrheit und Tugend in sich so ersticken, daß die Zweifelsucht sich seiner bemächtigt, ihn verblendet und verwirrt und den Heilswahrheiten zuletzt allen wohlthätigen Einfluß auf sein ganzes inneres und äußeres Leben raubet.

Aus dem Gesagten möge Dir nun klar werden, wie Dir in der Anerkennung und Hochschätzung der erprobten, echt christlichen Nächstenliebe ein fester Anhaltspunkt und zugleich ein sicherer Schlüssel zur Gewinnung einer großen Reihenfolge wahrer Erkenntnisse zu Theil geworden ist. Weil Du zur Ueberzeugung

gekommen, daß keineswegs ein bloßer, sich ausgleichender Gegensatz, sondern durchaus ein eigentlicher Widerspruch besteht zwischen Gut und Bös, Tugend und Laster, sowie zwischen Sein und Nichtsein, Wahrheit und Falscheit und zwischen Freud und Leid, Seligkeit und Verdammniß, so kannst Du folgerecht nie mehr dem Pantheistenwahne fröhnen, als sei Gott das Weltwesen selbst, welches als ewiges Weltleben zu seiner anfang- und endlosen Selbstentfaltung in unabänderlicher Veränderlichkeit mit Nothwendigkeit Alles in Allem, mithin im Menschen auch die Falschheit wie die Wahrheit, das Laster wie die Tugend, die Qual wie die Seligkeit wirke und immerdar sein Werk wieder verschlinge, um es ohne Unterlaß immer wieder neugestaltet zu reproduciren. Die entschiedene Verwerfung dieses thörichten Wahnes ist nothwendig, um den vernunftgemäßen Beweis für das Dasein und die Beschaffenheit des wahren Gottes gehörig zu erfassen, zu würdigen, anzuerkennen und festzuhalten, und so mit Gottes Hülfe zum aufrichtigen Glauben an einen absolut vollkommenen, ewigen, unwandelbaren, reingeistigen, allgegenwärtigen und durchaus unendlich weisen, mächtigen, freiwollenden, heiligen, gütigen, seligen Schöpfer, Erhalter und Regierer der ganzen Geister- und Körperwelt zu gelangen. Ohne den Glauben an diesen allein wahren Gott wäre alles sogenannte Philosophiren ein durchaus eiteles und unnützes Spielen mit nichtigen Phantasien und wahrlich keinenfalls werth, daß man daran Zeit und Mühe vergeudete. Ja, ohne diesen Glauben gäbe es nur eine Frage, welche den Menschen interessiren könnte, nämlich die, wie er dazu gelangen möge, möglichst viel und möglichst lang Erdenlust zu genießen. Dann wäre es aber folgerecht auch die abgeschmackteste

Thorheit, die man begehen könnte, wollte man noch vor irgend einer Gräuelthat zurückschrecken, welche einmal nöthig oder auch nur dienlich erschien, den möglichst größten Lustgenuß hienieden zu erstreben. Nur bei dem wahren Gottglauben gewinnen die Fragen: wer bin ich? woher und wozu bin ich auf Erden? ein wirkliches und zwar das höchste Interesse für jeden Menschen. Darum können wir denn auch jetzt, nachdem Du die Zweifel gegen diesen Glauben überwunden, mit einander übergehen zu dem Versuche, die Frage über Wesen und Bestimmung des Menschen zu lösen. Hierüber nächstens."

Dein Friz.

XXXVII.

Ein paar Tage später vernahm Herr von Birkheim mit Vergnügen, daß der Kranke auch seinen zweiten Brief recht gut aufgenommen und bei einigen scharfen Bezeichnungen der Unglaubensquellen nicht, wie sonst, kalt und unempfindlich geblieben sei. Dieses bewog ihn, sofort folgendes Schreiben an ihn abzugeben:

„Lieber Vetter! Bekanntlich stimmen die Völker aller Zeiten und aller Länder in dem Wesentlichen des Glaubens überein, daß der Mensch nicht nur durch die Vorzüge seines leiblichen Organismus, sondern noch weit mehr nnd am meisten durch die Geistigkeit und Unsterblichkeit seiner Seele vor allen übrigen Wesen der Erde ausgezeichnet und auch einer höheren Welt angehörig sei. Woher nun dieser Glaube und dessen Allgemeinheit, da wir doch in der veränderlichen Körperwelt keine Anregung

dazu finden, da wir nicht vermögend sind, die Idee eines Wesens zu bilden, von welchem durchaus nichts existirt, und da der besagte Glaube uns Pflichten auferlegt, gegen welche unsere Sinnlichkeit sich sträubet? Derselbe muß uns wohl naturnothwendig und durch göttliche Belehrung ursprünglich gedeutet sein. In der That muß der Mensch seine Seele durch Mißbrauch völlig der Sinnenlust verknechtet haben, um bei dem durch die allgemeine Ueberlieferung aufgeklärten Selbstbewußtsein für die Geistigkeit und Unsterblichkeii noch eines weiteren Beweises zu bedürfen.

Das unter allen Veränderungen außer, an und in uns stets wesentlich unwandelbare Selbstbewußtsein, dem wir vertrauen müssen, bezeuget uns, daß unser Ich das Vermögen besitzet, nicht nur Sinnliches und Vergängliches, sondern auch Uebersinnliches und Ewiges zu erkennen und zn lieben, dieser Erkenntniß und Liebe gemäß frei zu wollen oder auch nicht zu wollen, und in diesem Erkennen, Lieben und Wollen, und zwar vorzugsweise in dem übersinnlichen, die höchste und dauerhafteste Wonne zu finden. Nun aber verbürgt eben die Einheit des Bewußtseins und das Vermögen zum vorzugsweis übersinnlichen Erkennen, Wollen, Lieben oder Hassen, Freuen oder Leiden, daß unser eigentliches Ich nicht eine sogenannte Blüthe des leiblichen Organismus sein kann, sondern ein selbstständiges, einfaches, untheilbares Wesen sein muß, welches zwar mit dem räumlichen Leibe, als seinem Werkzeuge zur irdischen Wirksamkeit, innigst verbunden und daher auch in gewisser Beziehung hienieden noch von ihm abhängig ist, aber denselben zugleich in hohem Grade, ja selbst bis zur Zerstörung zu beherrschen vermag und nicht nur wie alle körperliche Dinge nie ganz vernich-

tet, sondern mit all' seinen unzertheilbaren Kräften ewig fortbestehen und ohne Ende sein wird.

Weil unsere Sinne uns täuschen können, ließe sich allenfalls gegen die Materialisten in Bezug auf ihre ganze Körperwelt der Zweifel erheben, ob nicht alle Sinnen-Wahrnehmung blos ein vom Geiste geschaffenes Trugbild sei, dem das wirkliche Dasein ebenso sehr fehle, wie es sicher den Phantasiegebilden abgeht, die den Träumenden im Halbschlafe so überaus lebhaft umgaukeln. An und für sich hat und gibt die Sinnenwahrnehmung keine volle Gewißheit; hingegen nöthigt uns unser ganzes Wesen, dem wohlverstandenen Selbstbewußtsein unbedingt zu vertrauen. Ohne dasselbe hätten wir überhaupt keinen natürlichen Stützpunkt der Gewißheit mehr, müßten die Wirklichkeit der Körperwelt nicht weniger als die der Geisterwelt bezweifeln und verfielen somit am Ende jener unsinnigen Zweifelsucht, die in der Anwendung auf's Leben nirgend sicherer, als zum Tollhause hinführt. Auf die Zuverlässigkeit des Zeugnisses unseres Selbstbewußtseins sich stützend, hat daher schon der heilige Augustinus (de Trinit. X. n. 13.) gesagt: „Unbezweifelbar gewiß ist es, daß Niemand erkennen kann, ohne zu leben und daß Niemand leben kann, ohne zu sein. Ebenso unbezweifelbar wissen auch Alle, daß sie wollen, wie sie denn auch gewiß sind, daß sie nicht wollen können, ohne zu leben und zu sein."

Es ist wahr, die Seele ist von ihrem Leibe, wie der geschickte Tonkünstler von seinem Instrumente, gewissermaßen abhängig; allein es darf doch auch andererseits ihre große Meisterschaft und volle Obmacht über denselben nicht unberücksichtigt bleiben. Man weiß, die Außendinge müssen vorerst, auf die Sinne einwirkend,

in der Seele Empfindungen anregen, dann folgt das Gewahren der innern Zustände, deren Spuren das Gedächtniß mit dem Bewußtsein, daß, wie und wann sie da gewesen, so aufbewahrt, daß das Ich dadurch die wirklich gehabten Anschauungen von den bloßen Einbildungen zu unterscheiden vermag. Je nachdem die Wahrnehmungen unserer Sinnlichkeit entsprechend oder zuwider sind, folgen dann in uns angenehme oder unangenehme Empfindungen mit Zu- oder Abneigung bezüglich der wahrgenommenen Gegenstände, die so manchfaltig sind, daß da meist noch ein Wahlkreis übrig zu sein pflegt.

Mit dem aus dem sinnlichen Erkennen hervorgehenden Begehren oder Verabscheuen ist die Wirkungssphäre für die Seelen der Thiere, so viel wir von ihrem äußeren Verhalten auf die Vorgänge in ihrem Innern zu schließen vermögen, völlig begrenzt, und indem sie ihren sinnlichen Trieben folgen müssen, erscheinen sie einzig für ein bestimmtes Leben in der Körperwelt geschaffen. Von höheren Funktionen findet sich bei ihnen keine Spur und so auch nicht von irgend einem Fortschritte. Es bauen die Schwalben ihre Nester, die Bienen ihre Zellen, die Spinnen ihre Gewebe heute noch ganz so wie vor tausend Jahren. Hingegen zeigen sich wie bei den gebildeten Nationen, so auch bei den rohesten Barbaren, sobald sie in die geeigneten Verhältnisse versetzt werden, dieselben geistigen Gaben zu einem übersinnlichen Leben in einer höheren, unvergänglichen Welt.

Es bildet nämlich unser Ich nach den ihm eigenen Thätigkeitsgesetzen durch den Verstand die übersinnlichen Begriffe des Seins, der Substanz, der beharrlichen Eigenschaften und der wechselnden Zustände

Diese bezieht es urtheilend auf die Erkenntnißobjecte und auf einander, und gewinnt so das intellectuelle Verstehen. Weiter strebt es, das Verstandene zu begreifen, indem es durch die Vernunft dem zu jedem Daseienden und dessen Modificationen nöthigen zureichenden Grunde nachforscht, den es rücksichtlich der ganzen wandelbaren Welt, als eine thätige Kraft oder Ursache, endlich nur in Gott finden kann. Mit dieser Gotterkenntniß erwacht in seinem Gefühlsvermögen eine Hochschätzung Gottes und zugleich im Gewissen das Gebot für den freien Willen, diese Hochschätzung nie zu verleugnen, sondern vielmehr aus allen Kräften übend zu erhöhen. In seinem geistigen Gesammtvermögen ein achtungswerthes Bild des Schöpfers erkennend, findet das Ich sich verpflichtet, dieses Gottesbild in allen Menschen, wie in sich selbsten, wohlwollend zu lieben und diese Liebe zu bethätigen. Als geschaffenes Wesen sieht das Ich in all' seinen Kräften, vorzugsweise in den geistigen, Gottes Gaben, und somit im Gewissen des Schöpfers Stimme vernehmend, muß es dessen Gebote als heilig und unverletzlich, und deren Uebertretung als strafwürdig anerkennen.

Wenn schon das sinnliche Vorstellen, Begehren, Verabscheuen und überhaupt das instinktmäßige, unfreie Leben der Thiere keineswegs als ein bloßer Prozeß ihres leiblichen Organismus begriffen werden kann, so ist es offenbar der größte Unsinn, die Funktionen unseres Geistes aus unserer Leibesbeschaffenheit herleiten und erklären zu wollen. Ein ausgedehntes, räumliches und theilbares Wesen vermag nie ein einheitliches, wesentlich unwandelbares Selbstbewußtsein, nie ein Gedächtniß zu produciren, vermag nie Vorstellungen und Begriffe wissentlich zu verbinden und zu

denken, vermag nie Gedanken und Entschlüsse auf einander zu beziehen und frei zu wollen, vermag nie höhere, übersinnliche Wesen zu achten und zu lieben, und vermag nie die Entsagung der Genüsse zu gebieten und sogar bis zur Aufopferung des Leibeslebens zu verpflichten. Da schon die Einheit und Unwandelbarkeit des Selbstbewußtseins die Substanzialität und Geistigkeit unseres Ichs bekundet, so findet sich dafür die weitere Bestätigung in allen höheren Thätigkeiten unseres Ichs, namentlich im übersinnlichen Erkennen, Freiwollen, Lieben und Freuen. Wenn das Ich um der erkannten Pflicht willen kraft seines freien Willens, wo das Gewissen es fordert, den Leib den größten Entbehrungen und Schmerzen unterwirft und sogar dessen Leben aufopfert, wie könnte dann dieser Wille doch nur ein Theil eben dieses Leibes sein, und was vermöchte je, ihn zu tödten? Ferner, wie bewährt sich auch die geistige und unsterbliche Kraft des Gewissens in der Hochachtung, die Niemand dem Heldenmüthigen versagen kann, der freiwillig aus Pflichttreue leiblich leidet und stirbt! Und doch wäre dieses die allerhöchste Thorheit, wenn die Seele nicht als ein selbstständiges Wesen ohne den Leibesorganismus fortbestehen und ewig glücklich leben könnte. Fast ist es unbegreiflich, wie je ein denkender Mensch die echten Christentugenden, namentlich die reine, selbstaufopfernde Liebe für ein bloßes, unwillkürliches Nervenspiel, und die Herrschaft des Willens über den Leib und dessen Gelüste für ein Product eben dieses Leibes hat ansehen und halten können.

Mag der Leib noch so gut genährt und entwickelt, noch so gesund und vollkräftig sein, so ist er darum doch noch immer zu irgend einer der eigenthümlichen

Thätigkeiten unseres Geistes nicht befähigt. Wie oft findet sich in einem ausgewachsenen, schöngestalteten, üppig-blühenden und riesenstarken Menschenkörper eine äußerst beschränkte, stumpfe und matte Seele, während nicht selten höchst geistreiche, willensstarke, edele und glückliche Menschen dem Körper nach verkrüppelt, entstellt, schwächlich und krankhaft sind. Mag immerhin die Beschaffenheit des leiblichen Organismus, als Werkzeug des Geistes, auch dessen Entwickelung und Bethätigung in gewisser Weise bedingen, so kann daraus doch nimmer gefolgert werden, daß derselbe nun auch die eigentlich bewirkende Ursache der geistigen Thätigkeiten sein könne oder gar sein müsse. Woher sind nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker bei aller leiblichen Vollkräftigkeit und Gesundheit immer noch Barbaren und in dem übersinnlichen Denken, Lieben und Wollen, wodurch der Mensch vorzugsweise sich vom Thiere unterscheidet, so überaus dumm und ungeschickt? Die Erfahrung antwortet: Weil ihre Geistesanlagen noch nicht von bereits geistig Gebildeten mit höheren, übersinnlichen Wahrheiten **genährt** und in deren Aneignung und Anwendung **geübt**, das heißt, weil sie noch nicht religiös-sittlich **erzogen** worden. Diese Erziehnng ist dem Menschen zur Ausbildung des Gottesbildes in ihm so unumgänglich nothwendig, daß wir sicher nie zur wirklichen Bethätigung unserer höheren Geistesanlagen gekommen sein würden, wenn nicht Gott unsere gemeinsamen Ureltern positiv in den religiösen Grundwahrheiten unterrichtet oder auch wenn Er darnach alle Gnadenerziehung unsres Geschlechtes unterlassen hätte.

So wie der räumliche, theilbare Leib als ein Sy-

stem ausgedehnter Kräfte andrer Körper zu seiner Speisung und Tränkung bedarf, aus denen er vermittels der Verdauung mit seinem Wesen verwandte, räumliche Säfte und Kräfte an- und in sich zieht und so sich nähret, eben so bedarf auch unser geistiges Ich, als ein System von unräumlichen, unausgedehnten, untheilbaren Kräften, zu seiner Stärkung und Entwickelung einer mit seinem Wesen verwandten geistigen Nahrung, die es in allen, vorzugsweise aber in den religiös-sittlichen Wahrheiten findet und sich durch das Erkennen, Lieben, Wollen und Ausüben derselben anzueignen hat. Als sinnlich-geistiges Wesen haben wir auch sowohl sinnliche, als geistige Gegenstände, die wir erkennen, lieben und wollend anstreben können. Je mehr wir nun aber unsern Geist nach seinen eigenthümlichen Thätigkeitsgesetzen mit dem Alimente der übersinnlichen Wahrheiten nähren und seine Kräfte in diesem ihrem höhern Lebenselemente durch Erkennen, Lieben uud Wollen üben, desto mehr entwickeln und stärken sich diese Kräfte, desto glückseliger finden wir uns, desto unabhängiger werden wir von den wechselnden Zuständen unsers leiblichen Organismus und desto freier und mächtiger erheben wir uns als Herren und Herrscher über Alles, was räumlich ist und der Körperwelt angehört.

Wer selber nicht Gelegenheit gehabt, öfter am Sterbebette wahrhaft erleuchteter, echt religiöser und entschieden tugendhafter Menschen unbefangene Beobachtungen anzustellen, der möge es sich von erfahrungsreichen und gewissenhaften Aerzten und Geistlichen sagen lassen, wie manchmal gerade solche Sterbende selbst in hohem Alter und während der schmerzlichsten Krankheit bis zum letzten, letzten Athemzuge eine wahr-

haft erstaunenswürdige Klarheit, Innigkeit, Kraft und Ruhe des Geistes und eine nicht minder bewunderungswürdige Selbstbeherrschung und Unabhängigkeit von ihren leiblichen Zuständen bewähren. Von dem berühmten Naturforscher Cüvier ist es bekannt, wie er selber mit hellem Geiste sein Absterben bis zum letzten Augenblicke beobachtet und kund gegeben hat. Aus den glaubwürdigsten, urkundlichen Lebensgeschichten vieler Heiligen ist für jeden Unbefangenen ersichtlich, wie sie durch die treue Ausübung der Religion eine außerordentliche, ja wunderbare Obmacht über ihren eigenen Leib und selbst über die ganze, sie umgebende Natur errungen und bis zum Hinscheiden aus diesem Leben ausgeübt haben. Was sind gegen so erwiesene Thatsachen alle möglichen Raisonnements? Stellen wir nun aber denselben auch noch die nicht minder gewissen Erscheinungen zur Seite, welche es außer Zweifel setzen, daß nämlich die irreligiöse Sättigung der sinnlichen Wollust und Genußsucht alle geistigen und leiblichen Kräfte entnervt, insbesondere die Vernunft abstumpft, den Verstand verdummt, das Gewissen einschläfert, den Willen den Leidenschaften verknechtet, das Gemüth entweiht und endlich Ekel, Mißmuth und Verzweiflung erzeugt. Da sprechen abermal Thatsachen und keine Fictionen! Wer nun das Bisherige recht sorgsam prüft und erwägt, der kann meines Erachtens nicht länger verkennen, daß Leib und Seele zwei durchaus verschiedene Substanzen sind und letztere unräumlich, einfach und geistig sein muß, und daß des Menschen wahre Bestimmung auf Erden ist, unter Beherrschung aller unordentlichen Lüste seinen Geist durch — vorzugsweise religiöse — Erkenntniß und Uebung möglichst auszubil-

den, damit er auch nach der Trennung von seinem Leibe vollkräftig und reich auf ewig glückselig fortleben könne und möge. Doch hierüber noch Näheres, nachdem ich zuvor vernommen haben werde, wiefern Du mit dem Vorliegenden einverstanden bist.

Dein Friz.

XXXVIII.

„Lieber Vetter! Gerne habe ich von Dir die Aeußerung vernommen, daß die Pantheisten neuerer Zeit vor übermäßigem Verstande nicht zu Vernunft kommen und daher auch die Brücke zwischen dem Idealen und Realen nicht finden können. Weil sie Gottes Schöpfermacht verkennen, bleibt ihnen nothwendig der Uebergang vom Nichts zum Dasein unglaublich, und so müssen sie die zeitliche, veränderliche Welt für anfangslos und ewig halten und den Widerspruch, der in dieser Annahme liegt, würgend verschlucken. Die platonische, ewige Weltmasse, der Gott Bewegung und Gestalt gegeben haben sollte, hat nun der dialectischen Erfindung eines ewig aus und in sich werdenden Alleins weichen müssen, welches als die einzige Substanz Gott und als immer anders und anders sich gestaltende Erscheinung die Welt sein muß. In den Menschen käme dann Gott vorübergehend zum vernünftigen Selbstbewußtsein, um immer wieder, wie eine stets neu auftauchende und zerplatzende Wasserblase, in das unbegrenzte Meer der unendlichen, bewußtlosen Allheit hinein sich selbsten recht eigentlich zu verlieren. Weil jeder ordinäre Menschensohn in sich nichts davon gewahr wird, wie Gott und die Welt, als Alleins, im menschlichen Bewußtsein zu sich und dann

auch wieder von sich selbsten kommen, so muß es ihm sonderbar zu Muthe werden, wenn er so ein pantheistisches Sonntagskind aus seinem Selbstbewußtsein ganz ernstlich betheuern hört: „Meinem innersten Wesen nach bin ich das seiner selbst bewußt gewordene gottweltliche Alleins, bin also eine und dieselbe Substanz, die im Lichte leuchtet, in der Luft wehet, im Wasser fließet, im Stein kristallisirt, in den Pflanzen vegetirt, in den Thieren sinnlich wahrnimmt, empfindet und begehrt, und in den Menschen vernünftig oder auch unvernünftig denkt, liebt, will, sich freut und betrübt; ich bin es meinem Wesen nach, der also auch in der blühenden Rose lieblich duftet, im gummiharzigen Teufelsdreck stinket, im stolzen Rosse wiehert und im Mastochsen geschlachtet und von mir verzehrt wird, und bin's nicht weniger auch, der im geistreichen Menschen gescheidt, im Wahnsinnigen tobsüchtig, im Frommgläubigen tugendsam, im Gottlosen lasterhaft, im Zufriedenen heiter und im Verzweifelten selbstmörderisch sich erweiset.

Was ließe sich nun wohl einem solchen fixen Pantheisten entgegnen? Ich denke: Nichts! Aber gar Viele werden zurückschrecken vor den ihnen sonst wohlgefälligen, weil ihren Leidenschaften schmeichelnden Lehren dieses sophistischen Systems, wenn ihnen dessen offenbar absurde Consequenzen gehörig vorgehalten werden, und darum sollte man diese nur recht laut und oft verkündigen. Die Erinnerung daran möge hier als Präludium zur nähern Erörterung über die Unsterblichkeit der Seele dienen, welche die Pantheisten zwar zugeben aber so, daß sie der Seele im jenseitigen Leben die Individualität und das Selbstbewußtsein absprechen, indem sie dieselbe in das ewige Alleins zer-

fließen lassen. Eine bewußtlose Unsterblichkeit ist offenbar für uns nichts mehr werth. In dieser Beziehung steht dann der Pantheist ganz gleich mit dem Materialisten, der in der Seele nur die Blüthe des leiblichen Organismus sieht und sie mit diesem durch den Tod nicht vernichten, sondern nur zerfallen und ihr selbstbewußtes Denken, Wollen und Fühlen verlieren läßt, um ja nur hier auf Erden ohne Höllenangst all seine Genußsucht befriedigen zu können.

Eine eigentliche Vernichtung irgend eines einmal existirenden Wesens gibt es aller Erfahrung gemäß nicht, sondern nur unzählige Veränderungen. Schon der Gedanke, daß Gott das einmal durch seine weise und mächtige Güte in's Dasein Gerufene je wieder ganz vernichten wolle, hat etwas Unwahrscheinliches, zumal weil zum Vernichten ein größeres Wunder als zum Erschaffen nöthig wäre, da ja diesem nichts widerstanden hat, jenem aber die Existenz der Dinge entgegen stehen würde. Was wir das Sterben, Vergehen, Verschwinden der sichtbaren Dinge nennen, ist nichts, als eine Auflösung und Andersgestaltung ihrer Bestandtheile, ohne daß diese doch je ihr Dasein selbst verlieren. Wenn z. B. der allgemein verbreitete Sauerstoff durch heftiges Zusammentreffen mit einem Körper Wärme und Licht erzeugt, so entsteht der Prozeß des Verbrennens; aber so auffallend auch der verbrannte Körper sich auflöset und anders gestaltet, wird doch keines seiner Theile wirklich zernichtet. So wird beim Brennen eines Baumes der Wasserstoff vom Kohlenstoffe ausgetrieben, aber darum doch nicht vernichtet, sondern nur zu Dämpfen verflüchtigt, die sich durch Abkühlung wieder verdichten und flüssig machen lassen. Oder wenn man den aus einem

der Weingährung unterworfenen, zuckerhaltigen Vegetabilienstoffe gewonnenen, möglichst wasserfreien Weingeist (Alkohol) verdünnt und mit Chlorkalk vermengt, so erhält man durch Destillation das äpfelartig riechende Chloroform, wovon zwanzig bis dreißig Tropfen auf einem Tuche, durch Mund und Nase eingeathmet, völlig hinreichen, einen Menschen in den Zustand empfindungsloser Betäubung zu versetzen. Aber eben diese Wirkung des Chloroforms beweiset ja, daß bei seiner Verduftung keines seiner gasartigen Bestandtheile sein Dasein verlieret oder zu bestehen aufhört. Wo möglich noch auffallender zeigt sich der Fortbestand der einmal daseienden Naturkräfte an den elektrischen Erscheinungen, die wir bei künstlichen Versuchen oder auch bei Gewittern beobachten können. Weil es nun überhaupt keine eigentliche Vernichtung irgend einer einmal existirenden Naturkraft gibt, so muß also auch die so vielkräftige Substanz der menschlichen Seele unvertilgbar fortbestehen. *Weil ich einmal bin, so bin ich auch fortan ewig!*

Allein dieses zu wissen, kann keineswegs genügen. Das geben ja auch die Ungläubigsten zu, daß kein Wesen vernichtet werde. Es fragt sich, *wie* unsre Seele nach der Trennung vom Körper noch fortbestehe. Es ist aber im vorigen Briefe nachgewiesen, wie die Seele ein selbstständiges System von *unräumlichen* und somit *unzertheilbaren* Kräften sei, welches daher nach dem Leibestode als ein einfaches Wesen von übersinnlichem Vermögen fortbestehen muß. Das heißt: *Weil die menschliche Seele einmal als Geist existirt, so muß sie fortan auch ewig als Geist fortbestehen bleiben.*

Indeß ist jetzt noch immer die wichtigste Frage

übrig; denn was wäre an unserm Seelenfortbestande gelegen, wenn ihr jenseitiges Leben nicht ein solches wäre, das sich an dieses Erdenleben anschlöße oder wenn sie dort etwa ihr Erkennen, Lieben, Freiwollen oder auch nur ihr Selbstbewußtsein verlöre. Die pflichtenscheuen Ungläubigen fürchten nichts so sehr, als das Fortbestehen ihres Selbstbewußtseins nach dem Erdenleben, und darum lassen sie nichts unversucht, dieses mit einigem Scheingrunde zu leugnen oder wenigstens in Zweifel zu ziehen. Da muß ihnen denn wieder die Abhängigkeit der Geistesbethätigung von den Zuständen des leiblichen Organismus die Hauptwaffe liefern. Sie sagen: „Sehen wir doch, wie die Seele mit ihrem Leibe entsteht, mit ihm sich entwickelt, mit ihm erkrankt, mit ihm unempfindlich, bewußtlos wird und stirbt. Ohne die Sinne gewinnt die Seele keine Vorstellungen und kein Bewußtsein. Der Blindgeborene kann sich so wenig je von Farben, als der Taubgeborne von Tönen eine Vorstellung machen. Das Selbstbewußtsein erwacht erst bei einem gewissen Grade der Leibesentwickelung und wird durch den Schlaf unterbrochen und durch mancherlei Krankheiten völlig zerstört, und so mag es denn mit dem Tode um so mehr für immer aufhören, als der Seele nach der Trennung von ihrem Leibe die ihre Vorstellungen vermittelnden Sinne ja gänzlich fehlen."

Es ist früher schon hiegegen bemerkt worden, wie die Seele zu ihrer Bethätigung auf der Körperwelt nothwendig ihres Leibes als eines unentbehrlichen Werkzeuges bedarf und daher auch in der Vereinigung mit ihm unvermeidlich in gewisser Weise von ihm abhängig erscheinen müsse. Daß sie zur Gewinnung der Vorstellungen von den körperlichen Dingen die Ver-

mittelung ihrer körperlichen Sinne nicht entbehren kann, ist durchaus natürlich. Aber schon darin zeigt sich gleich auch wieder ihre Selbständigkeit, daß sie die einmal gewonnenen sinnlichen Vorstellungen im Gedächtnisse festhält und zwar auch dann noch festhält, nachdem sie die Sinne, vermittels welcher sie selbe gewonnen, verloren hat. So verliert der Sehende mit den Augen ja keineswegs auch die Kenntniß des einmal gehörig Gesehenen. Ferner, wenn auch das Erkennen, Fühlen und Wollen überhaupt vermittels der Sinnenwahrnehmungen angeregt werden muß, so ist der Mensch doch namentlich zum übersinnlichen Bethätigen seines Geistes auch dann noch fähig, wenn seine körperlichen Sinne theils verloren und theils abgestumpft sind. Es gibt kaum eine Leibeskrankheit, in welcher sich nicht bei dem Einem oder bei dem Andern die einmal geweckten und entwickelten Geistesvermögen noch vollkräftig erwiesen. Wie oft zeigt sich die Klarheit des Geistes, die Stärke des Gefühls, die Macht des Gewissens und die Herrschaft des Willens bei den leiblich Todkranken bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens! Der freie Wille vermag sich ohne alle Erkenntniß nimmer zu bethätigen. Wenn nun aber er seine Meisterschaft über den Leib bis zu dessen Ertödtung bekundet, was soll denn diesen Willen tödten oder seine Kraft entkräften?

Aber, aber — mag die Seele all ihre Kräfte ewig behalten, wenn nur das Selbstbewußtsein nicht fortdauerte! Da sitzt den schuldbewußten Lebemenschen der scharfstechende Spitzdorn grade mitten im Geistesauge. Darum suchen sie in den — manchmal nur noch seltenen Momenten der Gewissensangst — ihre Beruhigung darin, daß sie sich erinnern, wie das

Bewußtsein ja schon im Schlafe und in manchen Krankheiten schwinde, also im Tode auch wohl für immer ersterben könne — möge — werde. Bei der schmerzlichen Augenkrankheit, womit ihre Seele behaftet ist, mögen sie nur nicht mehr sehen können oder wollen, wie der Menschengeist in unzähligen Fällen immer wieder mit derselben Denk-, Fühl- und Wollens-Fähigkeit und namentlich auch mit demselben Selbstbewußtsein zu sich kommt und sich fortbethätigt, so oft nämlich die Ursachen der Betäubung in dem Leibesorganismus gehoben sind und so das Instrument zu seiner irdischen Wirksamkeit ihm hinderlich zu sein aufgehört hat. Wie oft erwachen wir nach ganz fremdartigen Träumereien mit dem Bewußtsein desselben Gedankens, der bis zum Einschlafen unsern Geist beschäftigt hatte, als ob weder Schlaf noch Traum dazwischen vorgegangen wäre. Es gibt Fälle, wo Menschen mitten in einer Unterredung durch einen Sturz, einen Schlag oder eine sonstige Erkrankung die Besinnung plötzlich auf Wochen oder Monate lang verloren, dann aber nach einer Veränderung in ihrem Leibesorganismus dieselbe zurückerhielten und jene Unterredung eben da fortsetzten, wo sie durch die Betäubung unterbrochen worden, als hätten sie keinen Augenblick das Bewußtsein verloren gehabt. So erlangen bekanntlich auch manche Wahnsinnige in dem höhern Stadium ihrer letzten Krankheit das Bewußtsein und den vollen Gebrauch aller Geisteskräfte wieder und bethätigen dieselben, zumal wenn sie früherhin gehörig ausgebildet gewesen, sogar in einem höchst auffallend hohen Grade, während doch ihr Körper seiner Auflösung unaufhaltsam entgegeneilt. Wie Einige bis ins höchste Alter bei geschwächtem Körper und selbst wäh-

rend schwerer Krankheiten eine ungemeine Thätigkeit ihres Geistes, besonders wenn er in höherm Maaße religiös-sittlich ausgebildet worden, bekunden und bewahren, ist eine anerkannte Thatsache. Auch weiß man, daß Gebrechen an den edlern Theilen des Organismus, welche bei dem Einen von einer Geistes- oder Gemüths-Störung begleitet sind, doch wieder bei dem Andern eine solche Folge gar nicht haben. Wie wären aber all diese und ähnliche unbestreitbaren Erscheinungen möglich, wenn der Geist durch die leiblichen Störungen eine eigentliche Wesensentkräftung oder eine wirklich vernichtende Bewußtseinsstörung erführe? Eine einzige solcher Thatsachen, wie sie angeführt worden, würde schon genügen, alle Berufungen auf jene Vorkommnisse zu entkräften, wo der Geist des Menschen mit dem Altern, Erkranken und Sterben des leiblichen Organismus abzunehmen und das Bewußtsein zu verlieren scheint; denn ein positiver Beweis überwiegt alle negative Scheingründe.

Die Entwickelung und Gesundheit des Körpers beruht auf einem regelmäßigen Wechsel, indem der Organismus sich immerdar durch Zersetzung und Vereinigung neugestaltet. Das Seelenleben ist aber durch ein solches beständiges, reproductives Werden nicht bedingt, weil der Geist, als einfaches Wesen, keiner wirklichen Zertheilung oder Zersetzung fähig ist, daher er sich denn auch bei ungestörtem Bewußtsein unter allen Veränderungen allzeit als ein und dasselbe Ich weiß, welches denkt, will, liebt, haßt, froh oder betrübt und überhaupt in all seinen verschiedenen Thätigkeiten wirksam ist.

Das diesseitige Sinnenleben erscheint nur als eine durchaus untergeordnete Sphäre für den Menschen,

während er sein eigentliches Element in der Erkenntniß, Liebe und Ausübung der übersinnlichen Wahrheit findet. Versenkt er sich in den sinnlichen Genuß, so verdummt er nicht nur für seine höhere Bestimmung, sondern erndtet endlich auch nur Unzufriedenheit, Qual und Verderben. Je mehr er erkennend, liebend und wollend mit dem Ueberirdischen, Ewigen, Göttlichen sich nähret, desto heller wird sein Verstand, desto kräftiger sein Wille, desto inniger und beseligter sein Gemüth. Während er so mit der Ewigkeit und mit Gott in engere Gemeinschaft tritt, wird er um so unabhängiger von seiner Sinnlichkeit und sieht er allem irdischen Wechsel mit Gleichmuth und der sonst so gefürchteten Trennung von allen Erdengütern, selbst von seinem Leibe mit ergebener, hoffnungsfroher Zuversicht entgegen, weil ihm dann die schöne Aussicht auf eine glückselige Unsterblichkeit ganz natürlich, um nicht zu sagen, naturnothwendig ist. Mit der Stillung der sinnlichen Bedürfnisse sind alle übrigen Erdenwesen befriedigt; beim Herrn der Erde aber erzeugt die völlige Sättigung der leiblichen Gelüste endlich Ekel und Ruin. Hat er Alles genossen, was die Körperwelt zu bieten vermag, so findet er sich unbefriedigt und getäuscht und er jammert: Alles ist Eitelkeit! Es gibt hienieden kein Glück! Wie soll mich befriedigen können, was ich in kurzer Frist verlieren muß?! — Das ist wahr gesprochen, aber nur weil der Mensch für den Himmel geschaffen und auf Erden nur in der Vorbereitungs-Schule ist.

Der Drang nach Unvergänglichkeit ist uns angeboren. Daher sprechen wir von *ewiger* Liebe, von *unsterblichem* Ruhm, von *endloser* Freude und Qual. Mitten unter lauter Vergänglichem erscheint

uns unser Tod unnatürlich — denn er ist es eben so, wie seine Quelle, die Sünde. Ja, Alles predigt uns Vergänglichkeit und doch sträubt sich unser ganzes Wesen dagegen so, daß wir uns die Sterblichen nennen müssen, um uns zu vergegenwärtigen, daß wir hienieden nicht ewig verbleiben. So bauen wir für die Nachwelt, errichten den theuern Hingeschiedenen Monumente und streben, einen guten Namen zurückzulassen. Wer das Bedürfniß nach ewiger, persönlicher Fortdauer für Täuschung halten will, muß vorerst den Menschen, als solchen, verleugnen.

Der Unsterblichkeitsglaube kann nur deswegen ein so allgemeiner sein, weil er unsrer Seele angeboren ist. In ihrer Fähigkeit, Uebersinnliches, Ewiges, Göttliches zu erkennen, zu wollen und zu lieben und eben in diesem höheren Erkennen, Wollen und Lieben die reinste, höchste und dauerhafteste Wonne zu finden, liegt auch die augenscheinliche Bürgschaft des Schöpfers, daß Er sie zu himmlischer Seligkeit begabt und also auch berufen hat.

Das Gewissen verdammt Alles und Jedes, was erkennbarer Weise diesem höheren Berufe widerspricht und die Erstrebung der himmlischen Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit verhindert. Ohne den Unsterblichkeitsglauben fiel aber aller wirksame Beweggrund zu dieser Erstrebung und zur Abwehr dessen, was ihr entgegen ist, hinweg. Dieser Glaube muß also wahr sein, weil er zu unsrer Vervollkommnung nöthig ist, und weil der unendlich weise, mächtige und gütige Gott uns den Vervollkommnungstrieb nicht zwecklos anerschaffen haben kann.

Wenn auch nicht immer offenbar jedes einzelne Individuum, so erreicht doch allemal jede Art von

Erdenwesen hienieden das Ziel, wozu sie vom Schöpfer mit Kräftenanlagen begabt worden. Für das Menschengeschlecht ist aber dieses Erdenleben unverkennbar nichts Anderes, als eine bloße Vorschule zur Entwickelung seiner höhern, geistigen Vermögensanlagen, und es muß also noch ein anderes jenseitiges Leben für ihn geben, in welchem sein Geist, frei von den hinderlichen Fesseln des Leibesorganismus, im übersinnlichen Erkennen, Wollen, Lieben und Genießen Gottes und seines himmlischen Geisterreiches seine volle Ausbildung, Vollendung und Befriedigung zu erreichen vermag.

Weil ich einmal bin, so bin ich unvergänglich. Weil ich eine einfache, unausgedehnte, unkörperliche Seele habe, so ist diese unzertheilbar, unauflöslich, unsterblich. Weil meine Seele ein zum Erkennen, Wollen, Lieben und Genießen übersinnlicher, ewiger Wahrheiten von Gott befähigter Geist ist, so werde ich, auch vom Körper getrennt, in meiner ganzen Wesenheit als Person ewig fortbestehen.

Die große Verschiedenheit der Substanzen läßt eher die Trennnng des Geistes vom Leibe, als deren innige Verbindung begreifen. In dieser Vereinigung erscheint der Leib gehoben, der Geist aber so herabgedrückt, daß große Denker dadurch zu der Vermuthung verleitet worden, er müsse wohl zur Strafe für Versündigungen in einer andern Welt in den Leib verbannt sein. Durch die Trennung vom Körper verliert nur dieser und zerfällt, während die Seele in die Region hinübergeht, für die sie geschaffen und begabt ist, und muß da glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie vorbereitet ist, sich dort heimisch zu finden oder nicht. Hiefür zeugt besonders nachdrücklich das Gewissen, durch wel-

ches sie vom göttlichen Weltgesetze weiß und sich über dessen Befolgung rechenschaftspflichtig erkennt.

Vernunft und Gewissen fordern so entschieden und gewaltig eine allvergeltende Gerechtigkeit, daß selbst der Bösewicht — zumal wo es sein Interesse betrifft — diese Forderung nicht verkennen kann. Die menschliche Gerechtigkeit vermag kaum, das Wesen der guten und bösen Handlungen, nämlich die Gesinnung, zu erforschen und zu berücksichtigen und muß sich durchgängig auf die Beurtheilung des äußerlichen Thuens und Lassens beschränken. Sie kann fast nur bestrafen, nicht aber ausreichend belohnen. Dazu ist sie gar sehr dem Irrthume unterworfen und von allerlei Zufälligkeiten und selbst von den Fähigkeiten und Launen ihrer Handhaber abhängig. Wie oft entgeht ihr der Verbrecher; wie oft täuscht der Taugenichts sie durch Heuchelei und Tugendschein. Ferner, das Elend sehen wir nicht selten wie geheftet an die Fersen des Braven, während dem Lasterhaften das Glück entgegen lacht. Der Tugendhafte wird oft wegen kleiner Vergehen von Gewissensbissen gequält, während der verhärtete Bösewicht gewissenlos in Lust dahinlebt, bis er im hohen Alter, von einem Schlagflusse betäubt, schmerzlos verendet. Soll nun auch nach dem Tode der schwerbedrängte Gerechte unbelohnt und der wollusttrunkene Lasterknecht unbestraft bleiben? Soll der Edle, der unter tausend Mühsalen und Aufopferungen Segen verbreitet hat, auch im Tode noch verhöhnt werden von dem Wüstlinge, der durch Verführung und Tyrannei nur Jammer und Elend gestiftet und seine Bosheit an dem Wehklagen seiner Unterdrückten mit teuflischer Schadenfreude geweidet hat? — Nein, nein! Es muß jenseits noch eine wahre, allvergeltende Gerechtigkeit

geben, also auch eine persönliche, eine selbstbewußte Fortdauer der menschlichen Seele!

Wer diese Unsterblichkeit nur bezweifelt, muß vorerst die göttliche Gerechtigkeit, also Gott selbst geleugnet haben. Das Gewissen täuscht uns nicht! Sein Wohlgefallen an der Tugend ist eine Ahnung der ewigen Seligkeit, wie sein Abscheu gegen das Laster eine Anklage auf die ewige Verdammniß ist. Diese Gottesstimme in uns begleitet uns bis zum Tode, und tausendmal unterdrückt, erhebt sie sich beim Sterben laut und mächtig, um dem Hinscheidenden zu verkündigen, was er jenseits zu hoffen oder zu fürchten hat. Möchte sie uns in der letzten, letzten Erdenstunde frohe Botschaft zu geben haben!

Dein Friz.

XXXIX.

Ein paar Tage später folgte nachstehende Zugabe zum vorigen Schreiben:

„Lieber Vetter! Nachdem ich meinen letzten Brief bereits an Dich abgeschickt, in der Hoffnung, daß das Gesagte genügen werde, Dir jeden Zweifel in Bezug auf die christliche Lehre von der Unsterblichkeit der Menschenseele besiegen zu helfen, weil Du nun doch einmal des guten Willens bist, diese Wahrheit aus zureichenden Gründen anzuerkennen, so finde ich mich durch die eben vernommene Aeußerung eines hochangesehenen Chemikers über Geistererscheinungen veranlaßt, Dir hiemit nachträglich noch einen Vorfall eigener Art zu berichten, der mir unlängst im Hause meiner Mutter begegnet ist.

Als ich vor drei Monaten hieher gekommen, um das Nöthige zur wohnlichen Einrichtung des damals eben angekauften und nun bereits bezogenen Landhauses anzuordnen, fand ich in N. bei meiner Mutter unsre Base, die Wittwe v. Ulbach aus M****, auf Besuch. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft hatten wir uns bei Tische bis gegen drei Uhr ungemein angenehm unterhalten. Die Base verließ das Speisezimmer, um einer auf dem Hofe beschäftigten Magd einen Auftrag zu geben, der eine etwas umständliche Erklärung nöthig machte. Du kennst ihren eben so kräftigen als gutmüthigen Charakter, und begreifst also, warum sie die Magd nicht durch Abberufung von ihrer Arbeit stören mochte, sondern sich lieber zu ihr hinbemühte. Ehe sie aber noch bis zur Magd gekommen, sah diese sie mitten auf dem Hofe plötzlich erbleichend stillstehen und dann nach einer kurzen Pause ins Haus zurückwanken. Die Magd legte, was sie in Händen hatte, bei Seite, eilte ihr nach, erreichte sie aber erst, da sie wieder zu uns in's Zimmer eintrat und dann ohnmächtig auf einen Stuhl niedersank. Erschrocken eilten wir herbei und thaten Alles, was uns möglich war, ihr wieder zum Bewußtsein zu verhelfen, während die Magd auf meinen Wink hineilte, den benachbarten Arzt herbei zu holen. Dieser war eben zu Hause, kam unverzüglich und bemühte sich recht angelegentlich, bis es ihm denn auch nach etwa einer halben Stunde gelang, die Ohnmächtige zur Besinnung zu bringen. Das Erste, was sie, zu meiner Mutter aufblickend, sagte, war: „Ich habe Mama gesehen. Sie hat Abschied von mir genommen.“ Umsonst bestrebte der Arzt sich mit uns, ihr diesen Gedanken auszureden. Sie blieb dabei und beschrieb uns genau, wie die Gestalt

bleich, aber freundlich ihr erschienen und gesagt: „Bleibe im Wittwestande Gott getreu, so werden wir uns im Himmel wiedersehen. Gott mit uns!“ Dann habe dieselbe sich schwebend erhoben und sei verschwunden.

Du weißt, wie ich von meinem Vater schon einen Widerwillen gegen alle Arten von Spukgeschichten geerbt und denselben stets genährt und bei jeder Gelegenheit kund gegeben habe, und ich kann es Dir nicht verhehlen, daß die Base bei mir durch ihre Ohnmacht über die vorgebliche Erscheinung gleich nicht wenig an der Achtung verlor, die ich seit meiner Kindheit mit vollestem Rechte für sie gehegt hatte. Die Hartnäckigkeit, womit sie all unsrer Einreden ungeachtet bei ihrem Glauben an die Wirklichkeit der Erscheinung beharrte, ärgerte mich und reizte mich sogar zu mehrern unzarten Bemerkungen. Nachdem der Arzt und ich die gute Frau noch über eine Stunde lang mit allerlei ungläubigen Fragen und Bemerkungen belästigt oder vielmehr gequält hatten, machte meine Mutter uns aufmerksam darauf, daß dieselbe doch recht sehr angegriffen und der Ruhe bedürftig sei. Der Arzt nahm daher Anlaß, ihren Puls nochmal zu untersuchen, ordnete Einiges an und rieth ihr, sich zu Bette zu legen. Ohne die mindeste Einrede folgte sie diesem Rathe und begab sich in das an unser Speisezimmer anstoßende Schlafgemach.

Der Vorfall gab uns nun Anlaß zu einer langen Unterredung über das Traumleben, Hellsehen und dergleichen. Meine Mutter erzählte von einem Verwandten, der in seinen T r ä u m e n gar manche schwere Probleme mit ungewöhnlichem Scharfsinne gelöst, geheime Beziehungen entdeckt und dunkle Verhältnisse aufgehellt hatte, so daß seine Freunde, denen allein er

sich im Vertrauen mitgetheilt, einander ihre Verwunderung darüber nicht zu verhehlen vermocht hätten. Dann sprach sie von den vielen höchst interessanten Ahnungen, die sie selber gehabt und nicht selten meinem Vater geoffenbart und mit ihm ganz genau in Erfüllung gehen gesehen hatte. Ferner berichtete sie uns von einer schlichten, verständigen, fleißigen und sehr frommen Magd, die sie öfter in ihrem Kämmerlein in einem Zustande von Entzückung gefunden, und die ihr erst in ihrer letzten Krankheit auf zudringliches Bitten Manches anvertraut von dem, was sie in solchen Momenten, wo ihre Seele vom Körper gewissermaßen abgelöst sich gesehen, in naher oder auch manchmal in ferner Zukunft aufs deutlichste geschaut und was nun bereits großentheils auch wirklich schon in Erfüllung gegangen, so daß nicht zu zweifeln sei, das Uebrige werde ganz genau zu seiner Zeit ebenfalls erfolgen. Der Arzt erzählte dann von mehrern Schlafwandlern, die er in seiner langjährigen Praxis näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und deren einige er noch immer beobachte. Er habe sich überzeugt, wie dieselben die Außenwelt nicht vermittels der gewöhnlichen Sinnenorgane wahrnehmen. Ihre Augen seien entweder ganz fest verschlossen oder ohne die mindeste Empfindung für das Licht starr nach Oben verdreht. Eben so seien ihre Ohren dermaßen taub, daß ein Schuß in ihrer nächsten Nähe sie nicht störe. Beim Erwachen wüßten sie von dem, was sie im Schlafe gethan, nichts. Die Seele scheine sich in der Herzgrube concentrirt zu haben und das Gangliengeflecht müsse das Gehirn vertreten. Die Empfindlichkeit der Haut sei so gesteigert, daß sie mit der ganzen Leibesoberfläche zu hören und zu sehen schienen. Er habe sich

durchaus darüber vergewissert, wie einige im Finstern ganz ordentlich Geschäfts- und Freundschaftsbriefe geschrieben, diese dann laut und genau gelesen, stellenweise verbessert, zusammengefaltet, versiegelt und zur Absendung bereit gelegt; wie andere aus dem Bette aufgestanden, unangekleidet in's Freie gegangen, dort längere Zeit in Nässe und Kälte, ohne Schaden zu nehmen, schwierige Arbeiten mit auffallender Umsicht und Behändigkeit ausgeführt; dann auch wie einer im Dunkeln an einer Wand hingeklettert, dabei jede noch so kleine Hervorragung mit den Fingern und Zehen, als seien diese mit hellen Augen versehen, wahrgenommen und mit staunenerregender Sicherheit und Gewandheit benutzt hätte. Aehnliche Erscheinungen seien ihm auch bei Magnetisirten vorgekommen. Wie bei sonst Gesunden das Geistesleben durch das Celebralsystem, das Denken namentlich durch das vordere, das Fühlen durch das mittlere und das Wollen durch das hintere Gehirn vorzugsweise vermittelt werde, so scheine bei Magnetisirten die ganze Seelenthätigkeit durch die magnetischen Striche vom Kopfe zur Herzgrube hin auf das Ganglienſystem reducirt und ein erhörter, vom natürlichen sehr verschiedener Schlaf erzeugt zu werden, in welchem die Lungen, der Magen, die Nieren und das Herz, als ursprüngliche Geburtsstätte alles Gefühls, fast ausschließlich bei den geistigen Geistesfunktionen zu dienen und mitzuwirken scheinen. Es finde bei dem Magnetisiren ein Ineinanderwirken des Nervensystems des Magnetiseurs und des Magnetisirten statt, wodurch beide in die innigste Beziehung zu einander treten, und diese könne vom Magnetiseur eben so leicht mißbraucht, als auch zur bessern Heilung verschiedener Krankheiten benutzt werden. Schließlich ge-

dachte er auch noch gewisser Personen, die er beobachtet, wie sie in w a ch e m Zustande vermocht, in der Seele Andrer, die ihnen bis dahin nicht näher bekannt gewesen, gleichsam zu lesen und sie an Thatsachen aus ihrem geheimsten Leben zu gemahnen. — Beim Abschiede versprach er, am nächsten Morgen in der Frühe sich bei uns wieder einzufinden, um sich über das Befinden unserer Base näher zu erkundigen, weil ihn die Erfahrung gelehrt, daß das Gespenstersehen der Vorbote ernster Krankheiten zu sein pflege.

Am andern Frühmorgen trat bei uns fast gleichzeitig mit dem Arzte ein Mann in das Vorzimmer, der während der Nacht von M*** abgegangen und also bereits fünf Stunden gemacht hatte, um meiner Mutter einen schwarzversiegelten Brief einzuhändigen, durch welchen sie gebeten wurde, der Wittwe v. Ulbach auf die möglichst schonende Weise mitzutheilen, daß ihre Mutter am Tage vorher gegen drei Uhr Nachmittags bei Tische während einer heiteren Unterhaltung vom Schlage gerührt worden und dann wenige Minuten nachher, mit der heiligen Krankenölung gesalbt, sanft im Herrn entschlafen sei. Meine Mutter las den Brief über den plötzlichen Tod einer ihrer nächsten und liebsten Anverwandten mit einer Fassung, die sie unmöglich in dem Grade hätte haben können, wäre sie auf diese Trauerbotschaft nicht durch den gestrigen Vorfall vorbereitet gewesen. Als sie dem Arzte und mir das Schreiben ruhig und deutlich vorlas, sahen wir einander verwundert an, und ich muß gestehen, daß die Nachricht mich tief erschüttert und einen unvergeßbar starken Eindruck auf mich gemacht hat. Was aber damals mein Erstaunen vollendete, war dieses: Als wir drei noch so beisammen standen, öffnete sich

nach einem leisen Anklopfen die Thüre, die Base v. Ulbach trat gesund und unverstört in augenfälliger Gemüthsruhe herein, sprach ihren gewohnten Morgengruß, näherte sich meiner Mutter und sagte: „Von dem Rentmeister meines Bruders, der mir eben hier im Hause begegnet ist, habe ich bereits erfahren, daß er der Ueberbringer eines Briefes ist, in welchem Sie gebeten sind, mir mitzutheilen, daß Mama gestern etwas nach drei Uhr in Folge eines Schlagflusses nach empfangener heiliger Oelung sanft im Herrn entschlafen ist." Als meine Mutter ihr Bedauern auszudrücken suchte, fuhr sie fort: „Ich danke herzlichst für Ihre innige Theilnahme und bitte sehr, meinetwegen ja nicht besorgt zu sein. Mir ist ganz wohl, so daß ich unbedenklich heute Morgen noch abfahren kann, um meinen guten Geschwistern einigen Trost zu bringen und die Leichenfeier mit anordnen zu helfen. Der Ueberbringer des Briefes ist noch im Hause und wird mir zur Abreise gerne behülflich sein." Demnach erneuerte sie ihren Gruß und zog sich in ihr Schlafgemach wieder zurück, um das Nöthige vorzubereiten, und fuhr dann gegen zehn Uhr in Begleitung des Rentmeisters ihres Bruders nach M*** ab. Wie wir in diesen Tagen aus ihrem letzten Briefe ersehen, befindet sie sich noch immer recht wohl, und es hat die Erscheinung durchaus keine ihrer Gesundheit nachtheilige Folgen gehabt.

Du magst nun von dieser Geschichte denken und halten, was Du willst, mir ist sie eine Thatsache, die mir alle Sophisterei der Welt nicht wegdemonstriren kann und der ich gerne die Vernichtung meines unbedingten Unglaubens in Bezug auf alle Geistererscheinungen verdanke. Noch an demselben Tage, an wel-

chem meine Mutter die Trauerbotschaft von M.*** erhalten, habe ich den Entschluß gefaßt, „die christliche Mystik von J. v. Görres," von der ich sonst nicht hören mochte, zur Hand zu nehmen, um sie mit prüfender Aufmerksamkeit zu lesen. Demnach habe ich auch verwandte Schriften für und wider, die mir als die gediegensten bezeichnet wurden, mit Sorgfalt erwogen und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier der völlige Unglaube eine noch **größere** Thorheit ist, als der Leicht- und Aberglaube, für den ich gewiß kein Vertheidiger sein mag.

Seit mehr als fünfzig Jahren hat die sogenannte Aufklärung den Glauben an Geistererscheinungen, Besessensein u. drgl. m. als einen in der gebildeten Welt völlig überwundenen, getödteten und tiefbegrabenen Unsinn so verschrien, daß seiner kaum noch unter dem gemeinen Volke Erwähnung geschehen durfte. Es war nun einmal von vorn herein ausgemacht, daß an allen derartigen Geschichten nichts sei, als Täuschung der Dummheit, Lug, Trug und Köhlerglauben, und wer es wagte, darauf bezügliche Thatsachen nur in Erwägung zu ziehen, war schon der Verspottung und der Verhöhnung in jeder honnetten Gesellschaft preisgegeben. H. Jung-Stilling (geb. 1740 † 1817) wagte es kaum, seine „Theorie der Geisterkunde" (1808) und deren „Apologie" (1809) und endlich „Scenen aus dem Geisterreiche" (1817) an's Tageslicht treten zu lassen, und G. K. Horst (1769—1832) konnte nur dadurch der bittersten Verfolgung einigermaßen entgehen, daß er erklärte, die in seinen Schriften, namentlich in der „Mysteriosophie, Dämonomagie (1817) und Zauberbibliothek" (1820—1826) berichteten Thatsachen,

seien zwar zuverläßig und gewiß wahr, aber er glaube dennoch nicht daran. Freier traten aber schon Chr. Ad. von Eschenmayer und Justinus Kerner mit der „Seherin von Prevorst" und dem „Magikon" hervor, bis endlich der große J. v. Görres mit seiner „Mystik" (1836—1842) nicht nur dem flachen Rationalismus, sondern aller dem Uebernatürlichen irgendwie feindlichen Philosphie entgegen in gewohnter Sieghaftigkeit sich erhoben hat. Es war seiner Zeit schon viel, wenn Professor Fischer erklärte, das Wiederaufkommen des Gespensterglaubens sei nicht sehr wunderbar, weil der Rationalismus diesen Glauben nicht durch Gründe widerlegt, sondern bloß durch Machtsprüche und Schimpfreden niedergeschlagen und so die Leute, die wirklich mehr gesehen und gehört, nur erbittert habe, „und es sei daher an der Zeit, daß der Proceß desselben wieder aufgenommen werde." So ungenügend nun auch Fischers ebenso zuversichtliche als leichtfertige Erklärungen der unbegreiflichsten Thatsachen sind und so unhaltbar dann ferner die durchaus neupantheistische Theorie des Somnambulismus von J. U. Wirth oder auch die christelnden Hypothesen von N. Gerber über „das Nachtgebiet der Natur" bei ernster Prüfung erscheinen, so ist doch immerhin viel damit gewonnen, daß die Philosophie sich gegenwärtig gedrungen oder vielmehr gezwungen findet, „das Hereinragen einer höheren Geisterwelt in die unsrige" wieder in ernste Erwägung zu ziehen, und die dafür sprechenden Thatsachen nicht mehr vornehm zu ignoriren oder von vorn herein ohne alle Prüfung als entschieden unmöglich in das weite Reich der Fabeln, Selbsttäuschungen und Betrügereien zu verweisen.

Schon die Allgemeinheit des Glaubens an Geistererscheinungen sollte jeden Besonnenen vor einer leichtfertigen Verwerfung desselben bewahren, und ich gestehe unverhohlen, daß ich mich jetzt der Leichtgläubigkeit schäme, womit ich so lange dem wirklich blinden Vorurtheile gegen Alles, was mit Geistererscheinungen einige Verwandtschaft hat, gehuldigt habe. Unsre Jugendzeit hat den Widerwillen gegen jenen Glauben durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel gewiß zur vollen Genüge in uns genährt. Allein was ist die Scheu, womit wir Allem auswichen, was unsern affectirten Unglauben hätte erschüttern können? Und wovon zeugt das Hohngelächter, womit wir jeden auch noch so glaubwürdig bezeugten Bericht über geisterhafte Erscheinungen niederzuspotten uns anstrengten? Im Grunde bekundete sich dadurch doch recht auffallend, wie wenig der ganze Spukglaube wirklich aus dem Innersten unsres Herzens vertilgt war. Dieses endlich einsehend, hab' ich mich gefragt: Wie ist die Ahnung der Einwirkung von Geistern auf die Menschen in meine Seele gekommen, während ich nie ein solches Einwirken mit Bewußtsein erfahren und seit meiner zartesten Kindheit den Glauben daran nur verachten und verhöhnen gehört habe? Dieser Frage folgte gleich die zweite: Woher kommt es, daß dieser Glaube sich bei allen Völkern zu allen Zeiten gefunden hat und trotz aller Bekämpfung durch das Heer der Aufklärlinge dennoch fortwährend sich erhält und jetzt wieder selbst unter den Wissensstolzen vielfach auftaucht und Geltung gewinnt? Bei den gebildeten Griechen stand der Glaube fest, daß die Seelen, von Hermes als Schatten in die Unterwelt geführt, durch Zauber wieder in die Erscheinung (φάςμα) heraufbe-

schworen würden, (Homer, Odyss. XI, 93.) und daß die, welche der Sinnlichkeit übermäßig ergeben gewesen, von der Erde nicht scheiden könnten, sondern immerdar auf derselben umherschweifen müßten. Die altlateinische Mythologie unterscheidet unter den abgeschiedenen Seelen (lemures, manes) die guten (lares) und die bösen (larvae), welche manchmal auf Erden erschienen, und die Römer gaben nie den Glauben auf, daß die Geister der erschlagenen Bösewichter umherwandelten und manchmal als Gespenster sichtbar würden. Diesen Glauben hegten auch die Germanen. Von den Altdeutschen haben wir das Wort Gispan (von spanan, eingeben) Gespenst zur Bezeichnung solcher Seelen, welche (nach J. Grimm's Mythologie) noch nicht zur ewigen Freude gelangt, zwischen Himmel und Erde schwebend und manchmal an ihre ehemalige Heimathstätte zurückkehrend geglaubt wurden.

Die katholische Kirche hat die unter den heidnischen Völkern erweislich vorgekommenen Geistererscheinungen nirgend in Abrede gestellt, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannt. Einige Kirchenväter sehen darin dämonische Täuschungen, alle aber eine Bestätigung der Unsterblichkeitslehre. Die heilige Schrift berichtet uns, daß Jesus auf dem See wandelnd zu seinen Jüngern gekommen, deren Schiff in der Nacht von den Wellen umhergeworfen wurde: „Und da sie Ihn auf dem See wandeln sahen, erschraken sie und sprachen, vor Furcht aufschreiend: Es ist ein Gespenst! Jesus aber redete sie alsbald an und sprach: Seid getrost, Ich bin es, fürchtet euch nicht.“ (Matth. 14, 22—27.) So lesen wir auch, daß sie, als Er nach seiner Auferstehung, plötzlich in ihrer Mitte stehend, sie grüßte, erschraken und vor Furcht meinten, sie sähen einen Geist.

„Da sprach Er zu ihnen: Was seid ihr erschrocken und warum steigen Bedenklichkeiten in euch auf? Sehet meine Hände und Füße. Ich selber bin es, berühret und sehet! denn ein Geist hat nicht Fleisch und Gebein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 36—40.) In seiner Schrift de cura pro mortuis äußert der heilige Augustinus die Meinung, daß die Erscheinungen abgeschiedener Seelen nur äußerst selten auf besondere Zulassung Gottes wirklich vorkommen, und der heilige Thomas von Aquin stimmt dieser Ansicht bei mit dem Bemerken, daß kein Geist aus sich den Himmel, die Hölle oder das Fegfeuer verlassen könne, um in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt den Menschen zu erscheinen. Die Leichtgläubigkeit, womit man in unzähligen Fällen bloße Phantasiegebilde für wirkliche Geistererscheinungen gehalten, setzt die in unsrer Natur begründete Ahnung voraus, daß die Seelen der Abgestorbenen keineswegs außer aller Verbindung mit uns völlig hinausgetreten sind. Durch gründliche Naturkunde und Herzhaftigkeit im Nachforschen über Begegnisse, welche erschreckend die Phantasie aufregen, hat man sich in den allermeisten Fällen überzeugt, daß es ganz natürliche Vorfälle oder absichtlicher Betrug gewesen, was die leichtgläubige Furcht für Spuk und Gespenster gehalten. Allein es gibt doch auch außergewöhnlicher Weise einzelne Thatsachen, die nicht nur historisch feststehen und bestens beglaubigt sind, sondern auch nach der strengsten und allseitigsten Prüfung ihren Charakter als Geistererscheinungen unantastbar bewahrt haben. Gegen richtig aufgefaßte und als wirklich erwiesene Thatsachen hilft alles Sträuben des zweifelsüchtigen und ungläubigen Unverstandes gar

nichts, und das noch so übermüthige Pochen auf den Fortschritt in den Naturwissenschaften erscheint da nur als blinder Lärm, wo Uebernatürliches sich factisch bekundet und beglaubigt hat. Erwiesene Thatsachen sind die Grundlage aller Naturwissenschaft, und warum sollten denn erwiesene Thatsachen da ihre Geltung völlig verlieren, wo sie über unsre immerhin beschränkte Kenntniß der Naturordnung hinaus auf Uebernatürliches hinweisen und vom Einflusse höherer Wesen auf die Natur Zeugniß geben? Erwiesene Thatsachen bleiben, was sie sind und fordern Anerkennung, sie mögen nun von Uebernatürlichem oder bloß von Natürlichem zeugen. Da gilt bei deren Abwägung dasselbe Maaß und Gewicht, und jede willkührliche Abänderung desselben ist Fälschung, somit verpönt. Ist dieses überhaupt zu beachten, so übersehe es ja in Bezug auf Folgendes insbesondere nicht.

Es hat einer der größten Naturforscher neuester Zeit gesagt: „Es nöthigen uns Verstand und Erfahrung, an die Wahrheit einer Menge Ereignisse zu glauben, die wir nicht erlebt haben, an eine Menge Thatsachen, die von Andern aufgefunden und niemals von uns beobachtet worden sind. Wir glauben in der That an alle Vorgänge, Ereignisse und Thatsachen, welche von glaubwürdigen Personen behauptet werden, wenn sie bekannten Naturgesetzen nicht widersprechen, oder wenn ihre Wirkungen in irgend einer Weise oder zu irgend einer Zeit von uns oder von andern glaubwürdigen Personen bemerkt worden sind. Wir glauben z. B. an die Existenz von Julius Cäsar, den wir nicht gesehen haben, nicht bloß deßhalb,

weil ihn seine Zeitgenossen gesehen haben, sondern weil seine Existenz durch Ereignisse festgestellt ist, deren Wirkungen in der Geschichte der Menschheit noch Jahrhunderte nach ihm wahrgenommen wurden." — Hiemit kann nnd wird jeder Vernünftige einverstanden sein, und dann aber auch folgerecht an — Christus und das Christenthum glauben müssen. Aber wie stimmt nun mit dem eben Gesagten, wenn derselbe große Chemiker fortfährt: „Wir glauben aber nicht an Gespenster, obwohl Tausende von Menschen Gespenster gesehen haben, **weil** wir aus der Lehre vom (Lichte freilich nur durch beobachtete Thatsachen, Erscheinungen,) wissen, daß selbst die körperliche Materie von einem gewissen Grade von Feinheit, wie z. B. die atmosphärische Luft, nicht mehr gesehen werden kann, und **weil** einem körperlosen Wesen die Eigenschaft, Licht zu reflectiren, die Hauptbedingung um gesehen zu werden, nicht mehr zukömmt." Woher aber weiß der große Chemiker dieses Letztere denn so gewiß? Und wenn er das nicht unbezweifelbar sicher wissen kann, was beweiset denn seine Behauptung, da er versichert: „Der Glaube, welcher Gespenster sieht, gehört der Wissenschaft nicht an, er ist des Wissens schlimmster Feind, denn (?) das Wissen ist dieses Glaubens Tod." Nein! des wahren Wissens Feind ist allein das unrichtige Denken, der Irrthum, die Lüge, die Unwahrheit. Vorausgesetzt, dem unter allen Völkern der Erde unvertilgbar herrschenden Gespensterglauben liege auch nur eine einzige erweisbar wirkliche Thatsache zu Grunde — und ohne alle factische Begründetheit wäre dessen Allgemeinheit die außerordentlichste Erscheinung der Welt,—

so gehört er der wahren Wissenschaft eben so sehr und mit ganz gleicher Berechtigung an, wie die Naturkunde selber, die ja auch durchaus keine andre Grundlage hat und haben kann, als erweisliche Thatsachen, und eben der Glaube an außerordentliche Geistererscheinungen ist dann offenbar eine wirkliche Ergänzung des echten und rechten menschlichen Wissens. — Aber Geistererscheinungen sollen ja deshalb unmöglich sein, weil einem körperlosen Wesen die Hauptbedingung zum Sichtbarwerden, nämlich die Eigenschaft, Licht zu reflectiren, nicht mehr zukomme. Man könnte hiegegen auf die Thatsache sich berufen, daß Somnambulen ohne Licht und mit fest geschlossenen Augen Briefe schreiben, lesen, verbessern u. s. w., oder daß Magnetisirte noch auffallendere Proben vom Sehen im Finstern ablegen. Auch könnte man zur Annahme eines übersinnlichen Lichtes für die Sichtbarmachung der Geister seine Zuflucht nehmen. Wichtiger aber ist es, zu erwägen, daß wir Alle und insbesondere auch alle Naturforscher der Welt das Wesen des menschlichen wie jedes andern Geistes noch viel, sehr viel zu wenig kennen, um recht eigentlich beweisen zu können, daß demselben alle Fähigkeit, Licht zu reflectiren, gänzlich abgehe. Von unserm Nichtwissen nun sofort auf das Nichtsein oder sogar auf das Unmöglichsein zu schließen, das ist zwar ein höchst leicht und vorschnell fertiger, aber auch ein so schlechter Schluß, daß er Niemanden Ehre machen kann, und daß man ihn gerade am allerwenigsten von einem anerkannt tüchtigen Naturforscher erwarten sollte, der sich gegen alle Vorurtheile und für seine Ansichten immer nur auf erweisliche Thatsachen zu stützen behauptet. Man sieht, wie sehr selbst ein solcher For-

scher von dem herrschenden Vorurtheile gegen alle Geistererscheinungen befangen ist, wenn man seine Behauptung richtig so ausdrückt: „Weil wir nicht wissen können, ob einem Geiste die Eigenschaft, in irgend einer uns unbekannten Weise Licht zu reflectiren, noch zukomme, so glauben wir nicht an Geistererscheinungen, obwohl Tausende von Menschen solche Erscheinungen wahrgenommen haben." Gegen diesen offenbaren Fehlschluß läßt sich noch erinnern, daß dem Geiste eine Art Lichthaftigkeit eigen sein muß, da er es ja ist, der im Menschen vermittels der Sinnenorgane das natürliche Licht wahrnimmt und sich vorstellt. Ferner, die Einwirkung von Geist auf Geist ist natürlicher und somit weniger räthselhaft, als die durch unleugbare Thatsachen bekundete Wechselwirkung zwischen Geist und Leib. Unmöglich ist es daher nicht, daß z. B. ein hingeschiedener Geist, gradezu auf unsre Seele einwirkend, das Bild des Verstorbenen in ihr hervorrufe, so daß es, wie im Traume, durch die Phantasie die Sinnennerven anregend, wie eine äußerliche Erscheinung von uns wahrgenommen werde. So würde die innere Einwirkung des Geistes auf unsere Seele sein äußeres Erscheinen völlig ersetzen, und, was zu merken, dieses könnte gleichzeitig auch bei Mehrern durch denselben Geist bewirkt werden. Doch auch abgesehen von dieser und von jeder ähnlichen Hypothese und überdies auch noch zugegeben, die Geister überhaupt hätten an und für sich die Fähigkeit nicht, das natürliche Licht zu reflectiren und diese Reflexion wäre zu ihrer Sichtbarwerdung nothwendig, so würde Gott doch ebenso wenig irgend einem bekannten Naturgesetze widersprechen, wenn Er einem Geiste außerordentlicher Weise die fragliche Fähigkeit verlieh, als Er dadurch einem

bekannten Naturgesetze widerspricht, daß Er zwei so höchst verschiedene Wesen, wie Seele und Leib es sind, zu der allerinnigsten und unbegreiflichsten Wechselwirkung in uns hienieden thatsächlich vereint. Die bange Besorgniß, der wirksamen Liebe des Allmächtigen zu viel Einfluß auf seine Welt und namentlich auf uns Menschen einzuräumen, ist jedenfalls unvergleichlich verderblicher und verwerflicher, als alle Gespensterfurcht. Bei unbefangenem Nachdenken wird man nicht bezweifeln, daß die allerersten Menschen von Gott übernatürlich-positiv erzogen worden. Wenn aber Gott seit Adam und Eva alle außerordentliche Liebesbeweise und somit jeden positiven Lebensverkehr mit dem Menschengeschlechte eingestellt hätte, so würde Er gewiß längst aufgehört haben, für dasselbe noch erkennbar zu existiren, zumal da das uns anerschaffene Gottesbewußtsein durch das hinzugekommene Naturverderben zu einer so schwachen Gottesahnung herabgedrückt erscheint, daß es nur zu leicht durch sträfliche Gedankenlosigkeit entkräftet und durch fortgesetzte Lasterhaftigkeit schier völlig unterdrückt werden kann."

Dein Friz.

XXXX.

Die dem Herzen des gefangenen Kranken tief eingewurzelten, wahrheitfeindlichen Vorurtheile und Leidenschaften hatten ihm natürlich die richtige Auffassung und Würdigung der Briefe seines Vetters in hohem Grade erschwert. Wo immer in einem für die Hauptsache noch so unwichtigen Punkte eine Schwäche an der Beweisführung zu erspüren war, da hatte seine

Zweifelsucht sich sofort angeklammert. Schwester Gregoria hatte daher mehrmal nicht geringe Mühe gehabt, ihm über seine Einwendungen hinweg zu helfen und seine Aufmerksamkeit immer wieder auf die eigentlichen Beweise für die Grundwahrheiten zurückzulenken. Nicht leichter, ja manchmal noch schwerer war es ihr geworden, ihn dahin zu bringen, mit den einmal gewonnenen Ueberzeugungen auch stets deren praktische Folgen für's Leben anzuerkennen und festzuhalten; denn da die verkehrten Neigungen ja weit weniger der Wahrheit als der Heiligkeit der Religionslehren widerstreben, so hatte auch er in seinem Innern harte Kämpfe zu bestehen, wo er dieselben in Bezug auf die Anwendung und Ausübung erfassen und bewahren sollte. Vier bis fünf Mal und stellenweise noch öfter hatte er sich die Briefe nach und nach vorlesen lassen, und es war der Schwester Gregoria nicht entgangen, wie fast jedesmal der Schweiß ihm ausgebrochen, wenn er sich genöthigt fand, der Gewalt der Beweise für eine folgenreiche Wahrheit endlich nachzugeben.

Die Tragweite der Lehre von der Geistigkeit der Seele recht wohl kennend, hatten seine Vorurtheile gegen dieselbe es ihm besonders erschwert, den Gedanken recht zu fassen und festzuhalten, wie der leibliche Organismus unmöglich das Leben produciren und nicht einmal wahrnehmen, geschweige denn als einheitliches Bewußtsein sich bethätigen kann. Es gelang endlich doch der Schwester Gregoria, ihm einleuchtend zu machen, wie die Materie, weil aus unzähligen Einzelwesen oder Theilen bestehend, nicht zu bewirken vermag, daß Jemand wissen und sagen könne: Ich, der sieht, bin derselbe, der auch hört, riecht, schmeckt und

empfindet, weil den verschiedenen Sinnen, als Körpern, das nothwendige Centrum der Wahrnehmung fehlt. Wenn jeder Sinn den vier übrigen Sinnen alle seine Sensationen mittheilen könnte so, daß das Auge zugleich hörte, röche, schmeckte und empfände, so wäre nur ein Sinn nöthig, die andern aber überflüssig, ja hinderlich, weil dem einheitlichen Bewußtsein widerstrebend. Ferner, die unendliche Theilbarkeit jedes Sinnenorgans gäbe ja nur eine unzählbare Menge von wahrnehmenden Wesen, wodurch die Einheit des Bewußtseins unmöglich würde, wenn nicht das eigentlich Wahrnehmende etwas über alle Körperlichkeit Erhabenes wäre. Endlich sind die leiblichen Organe einer unaufhörlichen Veränderung unterworfen, wobei der ununterbrochene Fortbestand des Selbstbewußtseins unmöglich wäre, wenn die körperlichen Sinne selber eigentlich das Wahrnehmende in uns wären. Dem Körper nach sind wir im Alter andre als in der Jugend und doch weiß Jeder im Alter, daß er — also sein übersinnliches Wesen — derselbe ist, der in seiner Jugend dieses und jenes gesehen, gehört, geschmeckt, gedacht, gewollt, geliebt, begehrt hat u. s. w. Freilich bleibt bei der Veränderung der Materie unserer Sinne deren Form wesentlich bestehen, allein eine Form ohne Materie ist für den Materialisten ein Nichts, welches also die Wahrnehmungen der Jugend auf's Alter nicht überliefern und das Bewußtsein nicht forterhalten kann. — Max v. Wolfing hätte gerne für seinen Materialismus zu der Erfindung eines elektrischen Fluidums seine Zuflucht genommen; allein Gregoria kam dieser Ausflucht zuvor mit der Bemerkung, daß dieses eine unerweisbare und dazu auch noch eine nichts erweisende Annahme wäre, weil ja

auch solches Fluidum wieder körperlich, zusammengesetzt, theilbar sein würde. Sie nahm keinen Anstand, zuzugeben, daß die Nerven und das Gehirn zum sinnlichen Wahrnehmen nothwendig seien, aber sie machte zugleich aufmerksam darauf, welch ein ungeheuerer Fehlschluß es sei, wenn man daraus, daß ein Instrument zur Hervorbringung eines Werkes nothwendig sei, folgern wolle, daß nun auch das Instrument und nicht der, welcher dasselbe handhabt, das Werk erdenke und zu Stande bringe. — Nachdem Max v. Wolfing über diese Punkte zur Einsicht gekommen, ward es der Schwester Gregoria weniger schwer, ihm in Bezug auf die übrigen Beweise für die Geistigkeit und selbstbewußte Unsterblichkeit der menschlichen Seele zum rechten Verständnisse und zur entschiedenen Anerkennung zu verhelfen.

Eines Abends nun, nachdem sie ihm nochmal den letzten Brief hatte vorlesen müssen, sagte er: „Mein Vetter ist der Lüge unfähig. Ich weiß, nichts in der Welt kann ihn bewegen, wissentlich eine Thatsache zu entstellen. Die Geschichte mit unsrer Base von Ulbach ist also wahr, ist gewiß wahr; aber mein ganzes Wesen widersetzt sich dem Glauben, daß ihr der Geist ihrer Mutter wirklich erschienen sei. Ich begreife, wie der Vorgang sich bei den Augenzeugen Glauben erzwungen, und gestehe, er würde wohl auch mich überzeugt haben, wenn ich ihn miterlebt hätte; aber nun“ .... Er stockte. Gregoria sah ihn mit fragendem Blicke stillschweigend an, da fuhr er nach einer Pause fort: „Ist es denn nicht genug, wenn ich glaube, daß die menschliche Seele mit ihrem Bewußtsein unsterblich fortlebt, und daß es für Gott nicht unmöglich ist, auch Geister außerordentlicher Weise sichtbar zu

machen und auf Erden erscheinen zu lassen?" — Gregoria erwiederte: „Aber folgt denn daraus nicht auch, daß wir eine solche Erscheinung ohne Widerstreben anerkennen müssen, wenn sie nur erst hinlänglich erwiesen oder beglaubigt ist?" — Nach einigem Bedenken antwortete der Kranke: „Allerdings auch das; aber man darf ja da nur nicht leichtgläubig sein." Gregoria entgegnete: „Nun, Sie wissen, darüber sind wir längst einig, daß man in der Annahme alles und jedes Außerordentlichen höchst vorsichtig sein müsse, wie das auch die katholische Kirche thut und fordert."

Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß Gregoria sich entfernte, um am untern Saalende dem alten Heinrich, wie Alle ihn nannten, die längst fast erloschenen Augen zuzudrücken; denn sie hatte bemerkt, wie Schwester Blanca die Sterbekerze angezündet und sich mit den Uebrigen niedergekniet hatte, um dem Sterbenden die letzten Trostsprüche ins Herz zu sprechen. Es war ein im Gefangenhausdienste ergrauter, harmloser Greis, der erst seit dreien Tagen zu Bette lag. Er hatte stets bei einer eisernen Pünktlichkeit eine seltene Milde gegen Alle bewiesen, die das Unglück gehabt, ihre bürgerliche Freiheit durch Vergehen oder Verbrechen zu verwirken. Darum war er nicht nur von seinen sämmtlichen Vorgesetzten geachtet, sondern auch von allen Gefangenen geliebt, die nicht unfähig waren, einen solchen Charakter zu schätzen. Man hatte ihm in seinem Alter den Dienst möglichst erleichtert, und er hatte nicht versäumt, durch Umsicht und Sorgfalt sich immer noch möglichst nützlich zu erweisen. Vor wenigen Tagen war er dann zu den Armen-Schwestern gekommen und hatte gesagt: „Nun

wird's bald zu Ende gehen. Der alte Heinrich fühlt's, seine letzte Kraft ist gebrochen." Als Blanca es versucht, ihn zu ermuthigen, war seine Antwort gewesen: „Der alte Heinrich hat zu viel erlebt, um sich an seinem Ende noch selber zu täuschen. Er fürchtet den Tod nicht. Drei und achtig Jahre machen zwar kein schönes, aber ein hohes Alter. Es ist genug. Mir ist's so müde. Dem lieben Gott hab ich viel, sehr viel zu danken. Die Ewigkeit mag dazu kaum ausreichen. Gönnt mir hier auf dem Saale ein Plätzchen, daß ich unter Euerm Wachen und Beten ausruhe und sterbe." — So hatte er einige Tage dort verweilt, bevor er sich auf's Sterbebett gelegt. Wie gottergeben hatte er stets, hatte er besonders in seiner ersten und letzten Krankheit sich erwiesen. Wahrlich, die verdorrte Haut des bis auf die Knochen abgemagerten Greises umhüllte eine fromme, edle Seele. Vor wenigen Stunden hatte heute der Hausgeistliche an seinem Krankenlager verweilt und ihn mit inniger Rührung beobachtet. Da hatte der Todkranke noch einmal unter seinem Kopfkissen den Rosenkranz hervorgelangt, den er seit vielen Jahren täglich zweimal zu beten pflegte. Die Betschnur war in einem Wurre und er hatte betend versucht, sie zu entwirren. Als es ihm nicht gleich gelungen, hatte er mitten in einem „Vater unser" ein ungeduldiges Ei! ei! ausgestoßen, sich dann aber auch gleich zurechtgewiesen und Jesus den Gekreuzigten um Verzeihung gebeten. Da hatte der Hausgeistliche gesprochen: „Will's sich nicht geben, Heinrich?" Darauf war seine Antwort gewesen: „Ach, Herr, seid Ihr da? Nein, es will nicht in Ordnung kommen. Ich möchte aber noch den letzten Rosenkranz beten für Euch, für die guten Schwestern

und für alle Freunde. Feinde kenn' ich keine, sonst würd' ich für sie noch besonders beten." Der Geistliche hatte ihm dann den Rosenkranz zurecht gemacht und gesprochen: „Da Heinrich, nehmt ihn und betet, wie Ihr gesagt habt, ich will auch euer am Altare nicht vergessen. Er hatte gedankt und dann zu beten ruhig fortgefahren. Zuletzt hatte er nun zu Schwester Blanca gesagt: „Der Herr ist nahe. Ich bitte Alle um Verzeihung, denen ich jemals Leid oder Mühe gemacht habe. Gott sei mir Sünder gnädig! Jesus, Dir leb ich! Jesus, Dir sterb ich! Jesus, Dein bin ich todt und lebendig in Ewigkeit! Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist. Amen. —" Darnach hatte er kein Wort mehr vernehmbar gesprochen, aber immer noch mit bebenden Lippen lautlos gebetet, bis er seine Seele sanft ausgehaucht.

Nachdem Gregoria, wie sie sich vorbehalten, ihm die Augen zugedrückt, die Hände gefaltet und ein Kreuzchen zwischen die Daumen und die Zeigefinger gesteckt hatte, kehrte sie zu Max von Wolfing zurück, um ihm, wie er begehrt, das Hinüberschlummern des alten Heinrich zu melden. Nachdem sie ihm dessen Ende beschrieben, seufzte er tief auf: „Ach wer doch auch so ruhig sterben könnte!" — Gregoria: „Es kommt wenig darauf an, ob schwer oder leicht, wenn man nur gut stirbt." — M. v. Wolfing: „Es muß aber schön sein, so leicht und so gut zu sterben, wie dieser Greis." — Gregoria: „Ein harter Todeskampf mit Gottergebenheit bestanden, kann eine große Gnade für den sein, der noch auf Erden abzubüßen hat." — M. v. Wolfing: „Ach, wenn's damit abgethan wäre!" — Gregoria: „Die Selbstverhärtung im Bösen kann allerdings auch dem Lebens-

ende eine unfruchtbare Entsetzlichkeit geben. Die Verzweiflung eines Sterbenden ist das Schauderhafteste, was man sehen kann, und doch ist sie nur der schwache Anfang von dem, was ihm jenseits bevorstehen muß für die Ewigkeit." — M. v. Wolfing leise: „Wehe!" — Gregoria: „Jeder kann mit Gottes Gnade einen guten Tod erlangen." — M. v. Wolfing: „Jeder?" — Gregoria: „Ja jeder, aber er muß ernstlich wollen." — M. v. Wolfing, „Und was?" — Gregoria: „Gott erkennen, lieben und Ihm dienen. — M. v. Wolfing: „Aber wenn man das ganze Leben hindurch das Gegentheil davon gewollt und gethan hat? —" Gregoria: „So ist Bekehrung nothwendig, und dazu gibt Gott die Gnade Jedem gerade so lange, als Er ihm das Leben auf Erden gibt. Aber alle Gnade hilft nichts, wenn wir sie nicht benutzen wollen. Gott, der uns ohne unsern Willen erschaffen und begabt hat, will uns aber nicht ohne unsern Willen retten, heiligen und beseligen. Also ist es nothwendig, daß wir nicht willenlos uns gehen lassen, nicht lau und laff uns bekehren wollen, sondern wir müssen dieses in Wahrheit, aus ganzer Seele, entschieden wollen. Bei halbem Wollen bleiben wir zwischen Himmel und Hölle in einer peinlichen Schwebe und fallen endlich unrettbar in den Abgrund des Verderbens; aber bei ganzem Wollen ist die Rückkehr zu Gott leicht, ist sie schon begonnen, ja schon vorhanden und Gott hilft weiter und weiter. — M. v. Wolfing: „O ich will, Schwester! aber . . . . — Gregoria: „Gott ist mächtig in den Schwachen und hat den Frieden denen zugesichert, die guten Willens sind." — M. v. Wolfing: „Sie haben gesagt, und ich begreife, wie

wahr es ist, daß es ohne Bekehrung keine Verzeihung, also auch keinen wahren Frieden geben kann. Einem Christen kann es nicht schwer fallen, sich zu bekehren, aber mir? . . . . Wenn ich doch nur erst beten könnte!" — Gregoria: „Warum sollen Sie das denn nicht können? Das Vater unser haben Sie ja hier oft genug gehört, es paßt auch für Sie." — M. v. Wolfing winkte beifällig und schwieg. Gregoria zog sich zurück, um andre Berufsgeschäfte zu besorgen und ihn seinem Nachdenken zu überlassen. Er versuchte zu beten, aber er erzitterte bei jedem Satze des Vater unser und konnte damit noch nicht fertig werden. Als er zu der Bitte gekommen: „Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," da konnte er nicht weiter. Stimme und Gedanke versagten. Er weinte das erste Mal seit vielen, vielen Jahren. Die Thränen waren eine Labung für seine dürre Seele. Es ward ihm wohler und er versank endlich in einen sanften, erquickenden Schlaf, wie er einen solchen seit geraumer Zeit nicht mehr genossen hatte.

XLI.

Am zweitfolgenden Morgen kam wieder ein Schreiben von Herrn F. v. Birkheim, woraus Schwester Gregoria beim Vorlesen entnehmen konnte, wie sorgfältig derselbe Alles berücksichtigt, was sie ihm über den gefangenen Kranken theils mündlich, theils schriftlich mitgetheilt hatte. Dieses Schreiben lautete folgendermaßen:

„Lieber Vetter! — Wenn der Mensch sich als den mit Vernunft und Freiheit begabten Erdenkönig erkennt, so kann er kaum übersehen, wie er in die große Ordnung des Weltalls vom Schöpfer eingereiht ist, um in Anerkennung seiner Abhängigkeit, Dankschuldigkeit und Liebespflicht freithätig dem unendlich Vollkommenen seine Huldigung darzubringen und zugleich als Priester der ganzen ihm untergeordneten Natur den Herrn der Herrlichkeit zu verherrlichen. Dem, der seinem Geiste nach Gott näher verwandt ist, als seinem eigenen Leibe, ist nichts naturnothwendiger als die Religion, durch deren aufrichtige und unausgesetzte Uebung allein er auch seinem unvertilgbaren Vervollkommnungstriebe zu entsprechen und zu genügen vermag. Denn nur durch Uebung der Religion erhebt er sich in Wahrheit über die angeborene Unordnung seiner eigenliebigen und sinnlichen Neigungen zur fruchtbaren Vereinigung mit Gott, als dem Urquell aller Vollkommenheit, namentlich aller Weisheit, Liebe und Seligkeit. — Des Bösen Macht, die sonst den Menschen bindet, zerstöret der, der fromm sich überwindet; er findet dann die Freiheit und den Frieden, wie beide Gott den Seinen nur beschieden. — Durch den Mißbrauch des Restes seiner Freiheit kann der Mensch allerdings sich zu seinem eigenen Götzen machen, seinen Willen dem göttlichen Willen entgegensetzen, Gott die Ihm gebührende Danksagung und Liebe verweigern und der von Ihm gegründeten Heilsordnung aus allen Kräften widerstreben; allein er kann dann auch bei vernünftigem Nachdenken nicht umhin, sich selbst zu verdammen und sich einer ewigen Verantwortung schuldig zu finden. So vollendet die Stimme seines Gewissens das Elend, das schon die Natur in ihrem

unabänderlichen Gange ihm bereitet, weil und indem er sich ihrer Ordnung widersetzt. Die Religiösität ist nichts als die Gerechtigkeit gegen Gott, und wie es nicht möglich ist, ein rechtschaffener Mensch zu sein, ohne vor Allem Gott zu geben, was man Ihm schuldet, so muß jeder Vernünftige auch anerkennen, daß die Nichterfüllung dieser ersten aller Pflichten ihn der größten Strafe, ja der ewigen Verwerfung vor Gott würdig macht. Was ist alle Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Liebe und Wohlwollenheit gegen die Menschen, wenn wir solche Demjenigen versagen, Dem wir sie vor Allem schuldig sind, der uns die Fähigkeit und den Trieb dafür verliehen, Der uns aus reinster Güte erschaffen und vor allen Erdenwesen dadurch bevorzugt, daß Er uns zu seinem Bilde und der so erhebenden und beseligenden Erkenntniß und Liebe seiner Vollkommenheit fähig gemacht hat? Was wären wir ohne dieses Gottesbild, was ohne diese Erkenntniß und Liebe? All unsre wirkliche Würde besteht durchaus nur in unsrer Gottähnlichkeit. Wie aber können wir diese an uns oder an unsern Mitmenschen wahrhaft achten, wenn wir gegen das unendlich vollkommene Urbild selbst gleichgültig und ohne wirksame, fruchtbare Liebe sind? Da ist offenbar alle vorgebliche Achtung, Liebe, Wohlwollenheit nichts als Selbstsucht, nichts als Lug und Trug, weil im innersten Wesen unwahr und falsch. Die wahre Selbst- und Nächsten-Liebe ist nothwendig durch echte Gottesliebe bedingt. Wo diese aber wirklich ist, da ist sie auch wirksam, da kann sie nicht todt und unfruchtbar sein, sondern muß und wird sich in frommen Gedanken, Worten und Werken bethätigen und eben dadurch sich nähren, erhalten und je mehr und mehr stärken und entwickeln. Insofern also der

Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott nicht falsch und lügenhaft, sondern wahr ist, übt er naturnothwendig die Religion, und indem er sie übt, vervollkommnet und beseliget er sein eigenes Wesen, während er Gott liebend verehrt und verherrlicht. Die wahre erkennende und thätige Liebe ist aller Seligkeit Quelle und Maaß. Das sollten wir ja nie, nie vergessen, um uns die Nothwendigkeit der Erkenntniß und Ausübung der wahren Religion zu unserm Heile stets zu vergegenwärtigen.

Woher aber nun die auffallende Erscheinung, daß in der ganzen Welt ohne positive Offenbarung die vernunftgemäße Religion sich bis auf diese Stunde nirgend rein erhalten und ausgeübt findet? Diese höchst wichtige Thatsache findet ihre Erklärung einzig in der christlichen Lehre von der Erbsünde, durch welche die Augen des Geistes getrübt, der sittliche Wille geschwächt und Selbstgefühl und Sinnlichkeit unordentlich geworden sind. Der Mensch hat aber bei seiner Verderbtheit noch immer den Durst nach einer vollen und endlosen Beseligung. Obschon durch unzählige, oft herbe Erfahrungen belehrt, daß nichts Irdisches, nichts Vergängliches dieses Seligkeitsbedürfniß befriedigen kann, stürzt er sich dennoch immer wieder in die flüchtigen, ordnungswidrigen Genüsse, deren Gefolge für ihn nichts anderes sein kann, als Gewissensqual und endlich schauderhaftes Verderben. Ursprünglich geschaffen und begabt für den Himmel, den er aber zur Entwickelung und freien Bethätigung seiner Kraftanlagen erringen soll, verkennt er seine wahre Bestimmung und sein höchstes Seelenbedürfniß, und vergeudet Zeit, Mühe und Kräfte

zur Erstrebung eines durchaus falschen, tückischen Scheinglückes, das wie ein äffendes Irrlicht ihm vorschwebt und ihn endlich in den Abgrund eines ewigen Elends verlockt. Was er allein bei Gott, dem Urquell aller wahren Seligkeit, finden kann, das sucht er durch unordentliche Hingebung an die vergänglichen Geschöpfe zu erhaschen, macht so diese zu seinen Götzen und verdient deshalb, sich jämmerlich betrogen zu finden. Indem er so in seinem thörichten Götzendienste die Erkenntniß und Liebe des wahren Gottes verliert, verbraucht und zerrüttet er seine edelsten Kräfte, statt sie wirklich zu entwickeln und zu kräftigen, und so sinkt er in immer tiefere Thorheit und Schlechtigkeit bis zur gänzlichen Verelendung hinab. Das ist die Verirrung, aus der sich alle Abgötterei, alle Lasterhaftigkeit und alles Elend begreift, und wir brauchen nur die Augen recht zu öffnen, um wahrzunehmen, wie sie noch täglich in unsrer Mitte durchaus dieselben, wenn auch oft etwas anders gestalteten Ungeheuer zu Tage bringt.

Während ohne positive Offenbarung die sogenannte Vernunftreligion auch heute noch nirgend in der Welt sich rein erhalten und ausgeübt findet, ist zugleich durch die sorgfältigsten Forschungen die Thatsache außer Zweifel gesetzt, daß die Religionen aller heidnischen Völker um so weniger durch fabelhafte Götterlehren verunstaltet und um so vernunftgemäßer erscheinen, je mehr man, im Alterthume hinaufsteigend, ihrem Ursprunge sich nahet. Hiefür zeugen die ältesten und besten Geschichtschreiber und die sprechendsten Monumente aller Art. Erinnern wir uns z. B. nur an die uralten Tempelüberschriften zu Sais: „Ich bin, der da war, ist und sein wird" — zu Del-

phi: „Du bist“ — zu Athen: „Dem unbekannten Gott.“ Die weisern Volksfreunde, welche das Verderbliche des lasterhaften Götzendienstes erkannten, und daher die Religion zu verbessern wünschten, wiesen immer zurück auf die uralten Ueberlieferungen und machten darauf aufmerksam, wie die Urreligion rein und erhaben gewesen und erst später durch Götterfabeln und argen Götzendienst verfälscht und entstellt worden. Aristoteles z. B. sagt in Bezug auf die Religion: „Wollt ihr zuverläßig die Wahrheit finden, so scheidet davon mit Sorgfalt aus, was zuerst da gewesen und haltet daran fest; denn das ist der Glaube unsrer Urväter, der nur vom Ausspruche Gottes herkommen kann.“ (Metaph. l. XII. c. VIII.) „Es ist eine alte Ueberlieferung, die überall von den Vätern auf die Kinder sich fortgeerbt, daß Gott Alles erschaffen hat und Alles erhält.“ (De mundo c. 6.) Plato sagt: „Gewiß muß man allzeit der alten, heiligen Ueberlieferung vertrauen, welche uns lehrt, daß die Seele unsterblich ist, und daß ein unerbitterlicher Richter ihr nach der Trennung vom Körper die verdienten Strafen auferlegt.“ (Epist. VII.) Als Grund zum Glauben an die uralten Ueberlieferungen gibt er im Timäus an, „weil die ersten Menschen, da sie unmittelbar aus Gottes Hand hervorgegangen, Ihn, als ihren Vater, vollkommener gekannt haben, und wir ihnen, als seinen Kindern, also glauben müssen.“ Uebrigens ist Plato in Bezug auf die religiösen Wahrheiten gewiß, „daß sie sich zwar leicht und gehörig erfassen lassen, wenn Jemand sie uns lehret; daß aber Niemand sie uns lehren kann, wenn nicht Gott selbst ihn dazu anleitet.“ (Epist.) Auf die Frage der Athener, welche Religion sie halten sollten, ant-

wortete das pythische Orakel: „Die euerer Stammeltern.“ Als sie dann bemerkten, daß ihre Väter die Religion öfter gewechselt hätten und sie wissen möchten, welche von ihren verschiedenen Religionen sie nun annehmen sollen, erfolgte die Antwort: „Die beste“ — das heißt, wie Cicero (de legib. l. II. c. 11.) bemerkt, die älteste, welche ja zunächst von Gott kommt; „denn, sagt er (Tuscul. Quaest. l. I. c. 12.) „je näher das Alterthum seinem Entstehen und seiner göttlichen Abstammung ist, um so besser hat es die (Religions-) Wahrheit erkannt.“ Nun aber sind doch die reinen Religionsideen gerade die allererhabensten Wahrheiten, deren Erfassung und Anerkennung einen hohen Grad echter Vernunftbildung voraussetzt. Wie erklärt sich denn die Thatsache, daß die Menschen ursprünglich die reinern Religionswahrheiten besessen und sie erst später in und aus Lasterhaftigkeit verunstaltet haben, während sie doch in allen naturwissenschaftlichen, durch die Sinne vermittelten Kenntnissen ursprünglich sehr beschränkt erscheinen und im Laufe der Jahrhunderte dieselben immer mehr erweitert und fester begründet haben? Woher auf der einen Seite der Verfall der religiösen und zugleich auf der andern Seite der Fortschritt der natürlichen Kenntnisse? Wie wäre es möglich gewesen, daß die Menschheit gerade mit der Erkenntniß der übersinnlichen, übernatürlichen, über Alles erhabenen Wahrheiten in ihrem Kindesalter versehen worden, wenn nicht der Schöpfer selber die ersten Menschen durch positive Offenbarung darin unterrichtet hätte? Es hat nie ein Volk auf der ganzen Erde gegeben, welches nicht das Bedürfniß und auch die Wirklichkeit einer ursprünglichen, übernatürlichen Offenbarung Got-

tes bezeugt und anerkannt hätte. Ein solches Zeugniß kann, obgleich die Menschen irren und lügen können, dennoch unmöglich täuschen, weil es nichts Vernunftwidriges, nichts der Natur Gottes oder des Menschen Widerstreitendes und nichts den verkehrten Leidenschaften Schmeichelndes enthält, vielmehr mit der gesunden Vernunft vollkommen harmonirt, den Wissensstolz demüthiget, den unordentlichen Gelüsten entgegentritt, beim Fortschritte der wirklich gründlichen Kenntnisse immer einleuchtender wird und sich ohne alle Unterbrechung bei allen Völkern aller Zeiten und aller Länder vorfindet. Das Alles vereint ist nie bei einem Irrthume der Fall.

Was nun so die Geschichte aller Völker einstimmig bezeugt, das findet sich denn auch in der Betrachtung des Menschen, wie er wirklich ist, bestätigt. Bei all seinen herrlichen Anlagen ist er mehr als alle andern Erdenwesen, die durch ihren Naturtrieb so sicher zu ihrem Ziele geführt werden, der Liebespflege, des Unterrichtes und der Anleitung bedürftig. Wie lange und wie sorgfältig muß er genährt, gehegt und erzogen werden, wenn er nicht verelenden und zu Grunde gehen soll! Von Kindheit auf soll er inne werden, daß er seine Erhaltung und seine Ausbildung der lang andauernden Sorgfalt einer weisen und gütigen Liebe verdankt, auf daß er durch Dankbarkeit lieben lerne, um durch wahre Liebe selig werden zu können; denn, was nicht zu oft beherzigt werden kann, die wahre Liebe allein vermag uns zu beseligen. Wenn aber der Mensch überhaupt gepflegt, unterrichtet, geleitet, erzogen werden muß, wer hat denn die ersten Menschen erzogen? Woher sind dieselben insbesondere zu den reinen Religions-

kenntnissen gekommen, die sie ihren Nachkommen überliefert haben? Und wie sind sie der Sprache mächtig geworden, um so erhabene Wahrheiten ausdrücken und mittheilen zu können? Der Unbefangene kann nicht umhin, anzuerkennen, daß der Schöpfer selber die ersten Menschen in einem übernatürlichen Liebesverkehr erzogen und sie in der Religion und zugleich in der religiösen Sprache positiv unterrichtet habe, wie das denn auch die alten Ueberlieferungen aller Völker einstimmig bezeugen. Das Wort ist, als Gedankenausdruck, zum Denken durchaus nothwendig und kann daher nicht durch Nachdenken erfunden sein. So lernt das Kind zuerst sprechen und mit der Sprache fängt es dann an zu denken. Darum gestebt J. J. Rousseau: „Ich bin überzeugt von der fast erwiesenen Unmöglichkeit der Entstehung und Bildung der Sprache durch rein menschliche Mittel.“ Und der große Sprachforscher Wilhelm von Humboldt findet das Entstehen der Sprache, als eines Werkes des Verstandes, durchaus unbegreiflich, und schreibt an A. Remüsat ganz offen: „Ich stimme der Meinung derer bei, die den Ursprung der Sprachen auf eine unmittelbare Gottesoffenbarung zurückführen.“ Dieses sei hier erwähnt, um überhaupt die Scheu vor übernatürlicher Belehrung der Menschen desto eher, als grundlos, zu verscheuchen.

Wenn nun aber Gott die ersten Menschen übernatürlich durch positive Offenbarung in Bezug auf sein Wesen und ihr Verhältniß zu ihm und zu einander hat unterrichten müssen und nach dem einstimmigen Zeugnisse aller echten Geschichte auch wirklich unterrichtet hat, so wird man nicht umhin können zu gestehen, daß auch eine weitere göttliche

Offenbarung nothwendig geworden, nachdem die Menschen in ihrem unverkennbaren Abfall von Gott aus immer wachsender Lasterhaftigkeit geistig verfinstert und in die unsinnigste und widernatürlichste Abgötterei und Unmenschlichkeit versunken sind. Der Wissensstolz, welcher sich gegen die weitere Offenbarung sträubt, hat nicht verfehlt, die Uroffenbarung dadurch in Zweifel zu stellen, daß er gegen alle Geschichte willkührlich angenommen, Gott habe die ersten Menschen gleich mit hinlän lich ausgebildeten Kräften und Kenntnissen erschaffen. Allein eine solche Ausrüstung derselben wäre offenbar noch mehr übernatürlich und wunderbar, als die Heranbildung durch positive Belehrung und wäre überdies auch noch unnöthiger Weise der naturgemäßen Entwickelung des Menschen entgegen, der eine stufenweise Entfaltung der Kräfte erfahrungsmäßig mit allen andern Erdenwesen gemein hat.

Seit der Teufel den ersten Menschen durch sein „Warum?" den ersten Zweifel ins Herz gepflanzt, hat auch die Verdunkelung der religiösen Erkenntnisse auf Erden ihren Anfang genommen und ist durch den Fortschritt in der Lasterhaftigkeit allgemach zur Finsterniß geworden, in welcher dann diese Erkenntnisse immer mehr verunstaltet sind und die Religion in scheußliche Abgötterei ausgeartet ist. Aber wie überhaupt jedem Irrthume eine mißdeutete Wahrheit zu Grunde liegt, so setzen auch die falschen Religionen die wahre Religion voraus, ohne welche sie gar nicht hätten entstehen können, und enthalten noch immer von dieser mehr oder minder bemerkbare Spuren. Hätte nie eine wahre Religion bestanden, so wäre

man auch nie auf den Einfall gekommen, falsche Religionen zu erfinden, noch weniger solche zu glauben und anzunehmen; denn wo gar keine Wahrheit je vorhanden gewesen, da wird auch keine vorausgesetzt, und es gibt durchaus keinen von aller Wahrheit entblößten, rein für sich erfundenen Irrthum, dem die Völker einstimmig Glauben schenken. Die Vielgötterei war anfangs mehr eine Versinnlichung der göttlichen Eigenschaften, ging aber allgemach über in eine Vergöttlichung der menschlichen Leidenschaften, endlich der thierischen Gelüste und der unnatürlichsten Laster, so daß jeder sich seinen Götzen nach der Macht seiner Begierlichkeit bildete. Sua cuique Deus fit dira cupido. Virgil. Aeneid. l. IX. Während die wenigen bessergesinnten Philosophen anerkannten, daß sie bei ihrer Unsicherheit und Uneinigkeit mit ihren schwerfaßlichen religiösen Abstractionen aus der alten Ueberlieferung keine Geltung zu gewinnen vermochten und die Wahrheit als Geheimlehre aufstellen mußten, um nicht, wie Socrates, zum Giftbecher verurtheilt zu werden, trieben Schaaren von Sophisten vermöge ihrer Brodkunst, Alles zu behaupten und Alles zu leugnen, mit aller Wahrheit ein so freches Spiel, daß endlich Philosophiren und Possenreißen für gleichbedeutend galt. So kam es, daß bei den sogenannten Gebildeten der baare Unglaube alle Leidenschaften entfesselte, beim gemeinen Volke aber die Afterreligion zu allen Lastern und Schändlichkeiten anregte und anspornte. Es gab ja keinen Frevel, zu welchem sich im Leben der Götter nicht ein anreizendes und ermunterndes Beispiel gefunden hätte. Die Schandgeschichten dieser Götter aber wurden in Gesängen gefeiert, in Gemälden und Bildsäulen an öffentlichen Plätzen veranschaulicht, und sogar

bei deren Festen in Spielen förmlich nachgeahmt und aufgeführt; ja die naturwidrigste Unzucht und Völlerei gehörten wesentlich mit zum Götterdienste und zwar in einer Weise, die unserm heutigen Leben so fremd geworden, daß es uns schwer fällt, aller Zeugnisse ungeachtet, einen vollständigen Begriff von der Scheußlichkeit zu gewinnen, womit dergleichen getrieben wurde.

Was bei solcher allgemeinen Versunkenheit der Mensch dem Menschen noch werth sein und gelten konnte, ist wohl unschwer zu begreifen. Das Frauengeschlecht galt den Jünglingen, wie den Männern und selbst den Greisen nur als Mittel zur Befriedigung der thierischen Gelüste. Sogar ein Plutarch spricht es mit staunenerregender Unbefangenheit aus, daß die Weiber der Liebe unfähig und unwerth seien, daher sie den Männern gar nicht mehr genügten, ja zum Ekel wurden. Die Knabenschänderei hingegen war so sehr zur allgemeinen Sitte geworden, daß ein Plato, Cicero, Seneca, Cato, und um so mehr ein Ovid, Tibull, Horaz, Virgil und andere hochgepriesene Männer durchaus nichts Anstößiges darin mehr gewahren konnten, und daß man sogar das Scantinische Verbot des Mißbrauches vornehmer Knaben als ein strenges ansah. Die Ehe wurde verhaßt und die Kinder wurden, als eine Last, vor oder gleich nach der Geburt gemordet oder ausgesetzt. Augustus mußte sogar durch Gesetze die Ehelosigkeit bestrafen und die Kindererhaltung belohnen; aber die naturwidrigen Laster zu verpönen, aus welchen die Verachtung der Frauen und der Kinder entsprang, das wagte kein bürgerliches Gesetz. — Uebergehen wir hier den heute fast unglaublichen Kostenaufwand an Prachtbauten, Gastmählern und sonstigen Verschwendungen, während

für die unbemittelten Waisen, Greise, Kranken und Nothleidenden aller Art an keine Versorgung gedacht und keine einzige Anstalt errichtet wurde. Den Reichen waren Alle verhaßt, die ihrer Hülfe irgendwie bedurften; denn der Mensch, als solcher, galt weniger als ein nutzbares Thier. — Weit über zwei Drittel der Bevölkerung schmachtete in grausenhafter Sklaverei. Man bedenke nur, daß das bürgerliche Gesetz selber den Grundsatz aufstellte, die Sklaven seien nicht bloß verächtlich, sondern sie seien gar nichts: Non tam viles, quam nulli sunt. Aus der Gewohnheit, die Sklaven mit Cato als Feinde zu betrachten und sie ohne alle Verantwortlichkeit nach Lust und Laune zu mißhandeln und zu morden, erklärt sich allein die allgemeine Verwunderung und die Unzufriedenheit aller Freien über das Gesetz, durch welches Constantin im Jahre 312 gebot: „Jeder Herr soll einen mäßigen Gebrauch von seinem Rechte machen und als Menschenmörder verurtheilt werden, wenn er seinen Sklaven freiwillig tödtet durch Stockschläge, Steinwürfe, Spieße, Erhängung, Vergiftung, Zerfleischung durch wilde Bestien u. s. w." Wenn ein Freund des Kaisers Augustus Muränen mit Sklaven abfütterte und ein Senator einen Sklaven tödtete, bloß um einem Günstlinge eine Augenweide zu bereiten, und wenn zur Sühnung eines ermordeten Herrn alle seine Sklaven abgeschlachtet oder bei der Beerdigung eines Reichen deren eine ganze Menge erdrosselt wurden, so begreift man, wie die Heerden solcher armen Menschen sich nicht zur Genüge fortpflanzen konnten, sondern immer durch neu angekaufte ergänzt werden mußten.

Einen weitern Beleg für die Geringschätzung der Menschen und zugleich für die äußerst tiefe Ver-

sunkenheit des Volkes liefern die schauderhaften Gefechte der Gladiatoren, deren manchmal in einem Monate zwanzig bis dreißig Tausend geschlachtet wurden, während das übrige Volk in den herrlichsten Amphitheatern unter purpurnen Tüchern und von Wohlgerüchen umduftet diesen Mordspielen jubelnd zuschaute. Findet es doch selbst Plinius der Jüngere ganz besonders lobenswerth an Trajan, daß derselbe bei der hundert und drei und zwanzig Tage dauernden Feier seines Sieges über die Dacier nicht mehr als zehntausend Gladiatoren und eilf tausend wilde Bestien habe einander zerreißen lassen und daß er nicht nach dem Beispiele Caligula's auch Zuschauer zum blutigen Schauspiele preisgegeben habe. Und frohlockte ja das Volk über den Senatsbeschluß, nach welchem fortan die Gladiatoren nicht mehr paarweise, sondern in Schaaren einander bekämpfen und abschlachten sollten. Am Kaiser vorüberziehend mußten diese Unglücklichen auch noch, wie Dankschuldige, anbetend rufen: „Es grüßen Dich Cäsar die dem Tode Geweihten!" Und was sagen nun über all diese und ähnliche Gräuel die hochgerühmten Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter? Sie haben dagegen kein tadelndes Wort! Ist es da noch zu verwundern, daß unter solchen Menschen der Mensch als solcher nichts mehr galt und daß der feige Selbstmord überhand genonnen hatte und gar als eine Heldenmüthigkeit angesehen wurde, durch die man wie durch einen Triumpfbogen ehrenhaft vom Leben dahinscheide?! Ein solches Geschlecht war offenbar im Untergange begriffen, und daß die ganze entmenschte Menschheit nicht völlig zu Grunde gegangen ist, das haben

wir ihrer Wiedergeburt durch das Christenthum zu verdanken.

Die Gräuelgeschichte der heidnischen Völker schlägt alle Großsprecherei über die Zulänglichkeit unserer Geistesvermögen zur Erstrebung unsrer Bestimmung als lügenhafte Selbsttäuschung darnieder. Die offenbar sich kundgebende Schwäche unsrer Vernunft, unsres Gemüthes und unsres Willens zu allem Guten bei der Obmacht der unordentlichen Eigenliebe und Sinnlichkeit erscheint mit der unvertilgbaren Sehnsucht nach wahrer, unwandelbarer, himmlischer Seligkeit in einem so schauderhaft grellen Gegensatze, daß wir ohne übernatürliche, göttliche Belehrung und Stärkung daran verzweifeln müßten, Gott und unser Verhältniß zu Ihm jemals wahr zu erkennen und wirksam zu lieben, um durch diese Erkenntniß und Liebe Ihn zu verherrlichen und selig zu werden. In diesem Widerspruche mit sich selbsten kann der Mensch nicht aus der Hand des allweisen, allgütigen und allmächtigen Schöpfers hervorgegangen sein und es muß also mit ihm eine Verschlimmerung stattgefunden haben und zwar in den gemeinsamen Stammeltern, weil das Erbübel allgemein ist, wie das auch wieder die uralten Ueberlieferungen aller Völker bezeugen. Allein wozu hätte Gott unserm Geschlechte noch das Leben auf Erden gelassen, wäre es nicht, um sich unser erbarmend anzunehmen und uns durch übernatürliche Hülfe die Vorbereitung zum Himmel dennoch zu ermöglichen? Er, der zur Weide unsres leiblichen Auges eine so große Manchfaltigkeit von Licht, Farben und Gestalten erschaffen und zur Ergötzung unsres leiblichen Ohres einen solchen Reichthum von Tönen bereitet hat, Er sollte zu unsrer ewigen Bestimmung nicht auch, so viel nöthig geworden, über-

natürlich unser Geistesauge erleuchten und unserm Geistesohre seine Stimme vernehmen lassen wollen? Er, Dessen Allgüte so unerschöpflich für unsren Körper unzählige Annehmlichkeiten und Vergnügen in der Natur darbietet, Er sollte in unserm Gemüthe das Bedürfniß nach wahrer, unvergänglicher Seligkeit auch nach unsrer Verschlimmerung noch erhalten haben, aber uns doch nicht mehr zur Erstrebung dieser Seligkeit durch die uns unumgänglich nothwendige, übernatürliche Belehrung und Stärkung befähigen wollen? Wahrlich nein! Gott hat seiner Erbarmung nicht Mund und Hände geschlossen. Dieses haben selbst die Bessern unter den Heiden geahnet und daher mit Plato die Hoffnung ausgesprochen auf eine „göttliche Zusage oder Offenbarung, die uns ein Schiff sein wird, das keinen Sturm zu fürchten hat"; denn sie sahen recht wohl ein, „daß hier nur Gott selbst Aufklärung zu geben vermag."

Ohne Schüler der Kirche Christi gewesen zu sein, wüßten wir doch heute eben so wenig von der reinen Vernunftreligion, als die Griechen, Römer und sonstigen Heidenvölker. Sehen wir doch die offenbarungsscheuen Philosophen selbst mitten im Christenthume noch fortwährend in endloser Uneinigkeit über die allereinfachsten religiösen Grundwahrheiten so, daß schon allein deßhalb ihre Ansichten, weil unzuverlässig und zweifelhaft, mithin auch den menschlichen Leidenschaften gegenüber durchaus unstichhaltig, unwirksam und also nutzlos erscheinen müssen. Auch heute noch gilt, was Lactantius (Instit. div. l. 3. c. 2.) gesagt, daß die Philosophie nur ein Suchen nach Weisheit, also noch keineswegs die Weisheit selber sei. Die ungeheure Menge und wesentliche Uneinigkeit der phi-

losophischen Systeme läßt die Philosophie überhaupt zu demjenigen Ansehen nimmer gelangen, welches sie haben müßte, um nur die unentbehrlichsten religiös-sittlichen Wahrheiten, falls sie diese auch ermitteln könnte, zur allgemeinen Anerkennung, geschweige denn zur Geltung zu bringen. Wie äußerst Wenige haben überdies die zu den philosophischen Forschungen nöthige Fähigkeit, — Zeit, — Lust und Ausdauer. Und diese Wenigen müssen lange Jahre forschen, um sich der wesentlichsten Wahrheiten zu vergewissern, und doch sollen alle Menschen von Kindheit auf für Erstrebung ihrer wahren Bestimmung, ohne vorerst Geist und Gemüth durch Verirrungen zu verderben, die Wahrheit erkennen, um darnach zu leben. Während die Thiere durch ihren nöthigenden Instinkt ihrem Ziele sicher zugeführt werden, finden wir Alle uns durch das unverkennbar angeborene Naturverderben zu unzähligen Irrungen und Sünden hin und von unserm allein rechten Ziele ab getrieben, und davor uns zu bewahren, erweiset alle natürliche Wissenschaft sich durchaus unvermögend. Das Bedürfniß einer übernatürlichen Offenbarung ist daher heute noch eben so groß und dringend, wie vor Jahrtausenden. Und hat Gott die ersten Menschen übernatürlich belehrt und erzogen, so dürfen wir hoffen, daß Er auch das gewiß nicht minder große Offenbarungsbedürfniß ihrer armen, schwachen Nachkommen nicht unbefriedigt habe lassen wollen. Sehen wir einstweilen noch davon ab, daß das verderbte Menschengeschlecht außer der göttlichen Belehrung auch noch und zwar in höherm Grade einer Gottversöhnung, Entsündigung und Heiligung bedarf, wie solche kein sündiger Mensch und kein unserm Geschlechte fremder Geist, sondern allein ein Gottmensch zu bewirken vermocht, so sei doch

daran erinnert, daß die Menschheit jedenfalls auf den Erlöser von Irrthum, Sünde und Verdammniß vorbereitet werden mußte und muß. Es sollte daher inne werden seines Elends und seines Unvermögens zur Selbsterlösung, es sollte der eine wahre Gott durch Abraham und seine Nachkommen den falschen Göttern und das natürliche Sittengesetz durch Moses der allgemeinen Lasterhaftigkeit entgegengesetzt, das Sühnungsbedürfniß durch den priesterlichen Opfercultus angeregt und der Weltheiland durch die prophetischen Verheißungen kennbar gemacht werden, bevor dieser wirklich in die Welt komme. Die von Ihm für alle Menschen endlich verdiente Erlösung kann vor und nach seiner Erscheinung allen zu gut kommen, die ohne ihre Schuld von Ihm und seiner Lehre nichts wissen. Nur der sträfliche Irr- und Unglaube ist verdammlich. Daher sagt ja auch Christus von den Ihn ungläubig hassenden Juden: „Wenn Ich nicht gekommen wäre und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie die Sünde nicht, nun aber haben sie für ihre Sünde keine Entschuldigung. Wenn ich die Werke nicht unter ihnen gethan hätte, wie kein Andrer solche gethan hat, so hätten sie die Sünde nicht, nun aber haben sie dieselben gesehen und hassen doch mich und meinen Vater." (Joh. 15, 22—24.) Uns nun ist Christi Lehre und Werk zugänglich und wir sind daher nicht zu entschuldigen, wenn wir seine Offenbarung nicht anerkennen. Auf die Erforschung dieser Offenbarung verzichten, hieße nun seine ewige Bestimmung aufgeben, sein Seligkeitsbedürfniß verläugnen, das größte Geschenk der göttlichen Güte verschmähen, ja Gott selbst schulmeistern und verachten, hieße also sich der größten Strafe würdig machen und ewige Verdammniß zuziehen.

Aber wo ist die wahre, übernatürliche, göttliche Offenbarung zu finden, da die Völker von den verschiedensten Religionen sie zu besitzen behaupten? — Offenbar kann Gott sich nicht widersprechen und so ist also seine Offenbarung schon in keiner derjenigen Religionen zu suchen, die erweislich Lehren enthalten, welche der Vernunft gerade zu entgegen sind. Durch dieses negative Kriterium der Wahrheit sind nun schon alle unchristliche Religionen als solche zu verwerfen, welche die göttliche Offenbarung gar nicht oder doch nur stückweise und verunstaltet enthalten können, weil ihre Lehren durchgängig ganz offenbar widervernünftig erscheinen. Jedenfalls müssen wir nun mit der Untersuchung der vom Stifter des Christenthums in ununterbrochenem Fortbestande herstammenden und uns zunächst liegenden christkatholischen Religion beginnen. Sie bezeichnet als ihre Wahrheits-Quelle die von ihrem durch Christus gestifteten Kirchenlehramte fortgepflanzte Lehre, wie sie größtentheils in den heiligen Schriften des alten und besonders des neuen Testamentes enthalten ist und dann durch die kirchliche Ueberlieferung erklärt und ergänzt wird. Sie gründet aber die Göttlichkeit ihrer ganzen Lehre auf die Autorität Jesu Christi, Dessen wunderbares Leben, Lehren und Wirken sich vorzugsweise von zweien seiner vertrautesten Jünger und von zweien Apostelgehülfen in den vier Evangelien aufgezeichnet findet.

Wer diese Evangelien mit den nöthigen Alterthumskenntnissen*) durchstudirt, findet unzweifelhaft, daß sie ganz und gar bis auf die allerkleinsten und

*) „Weikard's Bibelkunde" oder „das Land und Volk der alten Hebräer von J. M. A. Löhnis" dürften vorläufig hiezu genügen.

unscheinbarsten Nebenumstände auf die Zeit, das Land und das Volk passen, denen die Evangelisten angehört haben, und daß ihre nach damaligem Gebrauche hellenisirende Sprache durchaus so einfach, treuherzig und verständig ist, wie es sich von ihren Verfassern erwarten läßt, die nur als Augen- und Ohrenzeugen aus der mittlern Volksklasse so unbefangen und kunstlos schreiben konnten. Diese Schriften wurden von Anfang bis heute von allen Christen hochgeschätzt und überall in ihren Versammlungen vorgelesen und erklärt, dann in den Schriften der apostolischen Väter und aller nachfolgenden Kirchenlehrer stellenweise so häufig und so wortgetreu angeführt, daß sich, wär's nöthig, aus diesen allein ihr ganzer Inhalt wesentlich wieder herstellen ließe. Dieselben wurden überdies seit ihrem Erscheinen von den Irrlehrern und Abtrünnigen, wie von den jüdischen und heidnischen Christenfeinden böswillig durchforscht und kritisirt, aber nie erweislich einer wesentlichen Fälschung beschuldigt. Obschon die griechische Sprache, in welcher sie verfaßt waren, von allen Gebildeten gesprochen wurde, so wurden sie dennoch frühzeitig mit aller Sorgfalt in verschiedene andere Sprachen übersetzt und überhaupt in unzähligen Abschriften durch alle Christengemeinden verbreitet. Wir kennen jetzt noch eine syrische und eine lateinische Uebersetzung aus dem zweiten und besitzen mehrere Handschriften aus den ersten fünf Jahrhunderten. Um eine Verfälschung der Evangelien bewerkstelligen zu können, hätte man also wohlgemerkt zu derselben Zeit an allen Orten auf der ganzen Erde und dazu auch noch auf dieselbe Weise nicht nur alle Geistliche, sondern auch alle Rechtgläubige täuschen und irrführen, dann alle Abschriften und Uebersetzungen der Evange-

lien, und überdies auch noch alle aus denselben citirte Stellen in den vielverbreiteten Schriften der Kirchenlehrer, ja auch der Irrlehrer und Gegner umgestalten und verfälschen müssen und zwar dieses Alles, ohne daß sich dagegen ein lauter, nachhaltiger Widerspruch irgendwo erhoben hätte. Nur der Wahnsinn kann dergleichen glaubbar finden. Weil dieses schon in den zwei ersten Jahrhunderten unter den Aposteln und ihren unmittelbaren Nachfolgern und um so mehr in den nachfolgenden Zeiten als eine baare Unmöglichkeit einleuchtet, so können wir die Mühe sparen, uns mit dem ganzen, schwerfälligen Apparate von Gelehrsamkeit zu befassen, welcher zum Nachweise der Echtheit und wesentlichen Unverfälschtheit der Evangelien in besonders dazu verfaßten Schriften zusammengehäuft ist und für eigentliche Bibelforscher Interesse hat.

Glücklicher Weise läßt sich nun aber auch die volle Glaubwürdigkeit der Evangelien eben so einfach für jeden nicht böswilligen Menschen vollkommen überzeugend darthun. Sie enthalten nämlich keine Privatgeheimnisse, sondern die Thatsachen, welche die Evangelisten berichten, haben sich öffentlich vor hunderten, und manchmal vor tausenden theils freundlich, theils feindlich gesinnten, gläubigen und ungläubigen Augen- und Ohren-Zeugen zugetragen, welche großentheils bei Abfassung und Bekanntmachung der Evangelien noch am Leben waren. Ihre Schreibart und Darstellungsweise characterisirt die Evangelisten als ganz unbefangene, unaufgeregte, durchaus schlichte und verständige Männer, die weit eher hart- als leichtgläubig waren. Sie berichten durchaus nichts, als was sie selber gesehen, gehört oder mit aller Sorgfalt

erkundigt hatten. Daß sie für ihre Berichte nichts Angenehmes erwarten konnten, wußten sie so gut, daß sie ausdrücklich vorhersagten, sie würden, wie auch erfolgt ist, nichts anderes für sich erndten, als Verachtung, Haß, Verfolgung, Gefängniß, Marter und Tod. In den abgelegten Zeugnissen schrieben sie also wissentlich und mit der ruhigsten Ergebenheit ihr eigenes Todesurtheil. Wenn nun alles dieses zusammen ihren Berichten die möglichst größte menschliche Glaubwürdigkeit gibt, so wird diese noch übermenschlich bekräftigt durch den Inhalt der Evangelien selbst. Sind doch die gelehrtesten und scharfsinnigsten Feinde des Christenthums mit den Gläubigen darin einig, daß es für einen auch noch so geistreichen Menschen nicht möglich sei, einen so absolut vollkommenen Charakter und eine so in sich vollendete, himmlische Lehre zu erdichten und mit solcher unbefangenen Einfachheit und umständlichen Treuherzigkeit ohne den mindesten wirklichen Widerspruch darzustellen, wie sich der Charakter und die Lehre Christi in den Evangelien dargestellt finden. Ueberdies ist noch zu merken, daß wir nicht bloß ein einziges, sondern vier Evangelien haben, und daß es also vier Evangelisten sind, die, wie sich unschwer erweisen läßt, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Verhältnissen, auf verschiedene Veranlassungen und zu verschiedenen Zwecken durchaus selbstständig und in ganz eigenthümlicher Weise ihre Berichte über das Leben Jesu erstattet haben, und die aller Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von einander ungeachtet, dennoch nirgend im Mindesten sich widersprechen, sondern vielmehr sich gegenseitig ergänzen und vollkommen harmoniren. Ueberdies hat auch nicht einer von den unzähligen

schlauen und grimmigen Christenfeinden es gewagt, zu ihrer Zeit oder bald nachher den Versuch anzustellen, ihnen in der Darstellung der Thaten und Lehren Christi irgend eine Unwahrhaftigkeit durch glaubwürdige Zeugnisse nachzuweisen. Ja, die Juden geben die in den Evangelien berichteten Thatsachen zu, schreiben aber im Talmud Christi Wunder der Anwendung einer erschlichenen Goldplatte zu, auf der der unaussprechliche Name Gottes gestanden habe. Die Heiden, z. B. Celsus, Porphyrius, Hierokles und Julian, wagen ebenfalls nicht, Christi Wunder und Weissagungen auch nur in Zweifel zu ziehen, und leiten sie aus Zauberkräften her, während die spätern Mohamedaner sie im Koran nicht nur anerkennen, sondern auch lobpreisen. Wenn man nun das Alles einzeln und zusammen recht reiflich erwägt, so erscheinen die Berichte der Evangelisten unendlich zuverlässiger als Alles, was je durch menschliche Zeugnisse erhärtet worden ist oder erhärtet werden kann, weil daraus offenbar einleuchtet, daß sie durchaus unmöglich Falsches haben berichten können. Einen ausführlichen, wissenschaftlichen Beweis für die unbedingte Glaubwürdigkeit der Evangelien, worin zugleich alle Angriffe, Einwendungen und Trugkünste der offenbarungsfeindlichen Rationalisten alter und neuer Zeit beleuchtet und entkräftet werden, findet sich in vielen eigenst dazu verfaßten, wahrhaft gelehrten Werken z. B. in den Einleitungen in's neue Testament von Hug, Feilmoser und Anderer. Alle Einreden haben immer dazu gedient und nur dazu dienen können, die historische Wahrheit unsrer heiligen Evangelien allseitiger zu erörtern und aufzuhellen.

Stehen nun aber einmal die in den Evangelien

berichteten Thatsachen, über allen vernünftigen Zweifel erhaben, glaubwürdig fest, so muß man nach sorgfältiger Lesung der Evangelien durchaus allen Wahrheitskriterien trotzen und hohnsprechen wollen, um nicht entschieden anzuerkennen, daß Christus durch die nie erlernte, sondern aus sich selbsten geschöpfte himmlische Weisheit seiner Lehre, durch die übermenschliche Heiligkeit seines alle Heilswahrheiten vollkommen veranschaulichenden Lebens, durch die an Ihm, an seinen Jüngern und Feinden und an seiner Kirche verwirklichte Erfüllung seiner unzweideutigen Weissagungen und durch die unverkennbare Uebernatürlichkeit seiner fast zahllosen Wunderthaten aller Art von Gott selbsten als Derjenige beglaubigt ist, für den Er allezeit und namentlich im Angesichte des schrecklichsten Todes mit ruhiger Würde und entschiedener Bestimmtheit sich ausgegeben hat. Ausdrücklich betheuerte Er von sich, Er stamme nicht von der Welt, sondern vom Himmel, Gott sei sein Vater und habe Ihn gesandt; [1]) bei demselben habe Er vor Gründung der Welt ewige Herrlichkeit gehabt; [2]) wie Gott, der Vater, so habe auch Er, als dessen Sohn, das Leben in sich und könne es geben, wem Er wolle; [3]) zu wirken wie der Vater, besitze er alle Macht im Himmel und auf Erden; [4]) Er begreife die Gottheit und kenne den Vater, und was dem Vater gehöre, das eigne auch Ihm; [5]) „Ich und der Vater — spricht Er — sind Eins. Aus meinen Werken möget ihr erkennen, daß

---

[1]) Joh. 3, 13; 6, 38. — [2]) Joh. 17, 5, 24. — [3]) Joh. 5, 25—29; 6, 21. — [4]) Joh. 5, 17; Matth. 28, 18. — [5]) Matth. 11, 27; Joh. 6, 46; 7, 29; 17, 10.

der Vater in Mir ist und Ich in dem Vater bin." [1]) Darum fordert Er denn auch: „Alle sollen den Sohn so ehren, wie sie den Vater ehren." [2]) „Ihr glaubet an Gott, so glaubet auch an Mich." [3]) So gebietet Er auch, auf seinen Namen, wie auf den Namen des himmlischen Vaters, zu taufen. [4]) Zum Vater aufblickend, spricht Er: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen, den einigen wahren Gott, und deinen Gesandten Jesus Christus." [5]) „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubet, der wird leben, wenn er auch stirbt." [6]) „Ich bin das Licht der Welt. Wer Mir nachfolget, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben." [7]) — Doch fast jede Zeile der Evangelien zeugt davon, daß Christus sich für den ewigen, eingebornen Gottessohn gehalten, daß seine Jünger seine desfallsigen Betheuerungen im eigentlichen Sinne verstanden und glaubten und daß seine Feinde Ihn eben deshalb verfolgten, „weil Er sich Gott genannt und Gott gleich gesetzt." Indem Er auch vor seinen Richtern seine Göttlichkeit nicht unbezeugt ließ, nahmen die Juden davon Anlaß, das Todesurtheil gegen Ihn zu erwirken und sprachen: „Wir haben ein Gesetz, und nach diesem muß Er sterben, weil Er sich selbst zum Sohne Gottes gemacht hat." [8]). In der That, Er hat sich nicht nur dafür ausgegeben, sondern auch als Solchen erwiesen im Leben wie im Leiden und im Sterben. Ja, man lese so unbefangen und sorgsam, als nur mög-

[1]) Joh. 10, 30, 38. — [2]) Joh. 5 23. — [3]) Joh. 4, 1. — [4]) Matth. 28, 19. — Joh. 17, 3. — [5]) Joh. 11. 25, 26. — [6]) Joh. 8, 12. — [7]) Matth. 26, 64. Mark. 14, 62. Luk. 22, 70. Joh. 10, 33. — [8]) Joh. 19, 7.

lich, das Leben Jesu*) und betrachte dieses absolut vollkommene Ideal aller Tugenden! Da ist nirgend eine Uebertreibung, nirgend eine Einseitigkeit, nirgend eine Schwäche. So himmlisch seine Lehre, so himmlisch ist auch sein Leben; denn sein Leben ist die vollkommene Verwirklichung seiner Lehre. Er streitet und beweiset nicht, sondern Er verkündet alle Wahrheit mit würdigster Einfachheit als Einer, dessen volles Eigenthum sie ist und der Macht hat, seine Worte durch seine Thaten zu bewähren. Er ist das Licht der Welt. In Ihm sind Wahrheit und Heiligkeit Eins. Die ganze Weltgeschichte, deren Mittelpunkt Er ist, hat Ihm auch nicht einen Einzigen zur Seite zu stellen. In Bezug auf Ihn hört jeder Vergleich auf. Und doch passen seine Lehren und sein Leben für Alle und für Jeden. Sein Tod, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt besiegeln all seine Worte und Werke auf immer. Alles vergeht und stirbt, Christus allein lebt fort und fort in seiner Kirche, in welcher Er seine Heilswahrheiten und Heiligungsmittel rein und ungeschmälert fortpflanzet nun schon über achtzehnhundert Jahre und fortpflanzen wird unverkümmert bis zum Ende der Welt. Wie Er selber ein Wunder über alle Wunder ist, so erscheint auch die Stiftung und Verbreitung seiner heiligen Religion in einer so abgöttischen und lastertrunkenen Welt durch einige arme Fischer um so augenscheinlicher übernatürlich, je genauer man sich damit bekannt zu machen sucht. Das ist eine wesentliche Eigenthümlichkeit aller Wahrheit, daß sie um so einleuchtender erscheint, je sorgsamer man sie betrachtet, während der Irrthum

*) Vergl. die Evangelien-Harmonie von Dr. J. F. Allioli.

bei jeder nähern Prüfung an seiner täuschenden Wahrscheinlichkeit verliert. Betrachtet man die schauderhafte Versunkenheit der damaligen Völker und dann die Einführung einer solchen Religion der erhabensten Wahrheiten und der vollkommensten Tugenden durch wenige unansehnliche, ja verachtete Jünger, so kann man nicht umhin, zu bekennen: „Da ist der Finger, da waltet die Hand Gottes!" Und nun sehe man die Kirche Christi mit ihren unzähligen Gläubigen aus allen Ländern und aus allen Menschen-Classen, mit ihren neun Millionen Blutzeugen, mit ihren zahllosen Heiligen, mit ihren ungemein vielen eben so tugendhaften als grundgelehrten Schriftstellern, mit der großen Menge ihrer religiösen Anstalten zur Befriedigung aller wahren Bedürfnisse des Leibes und der Seele, und dann betrachte man die durch sie bewirkte Umwandlung und geistige Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft und ihre noch ungeschwächte Lebenskräftigkeit nach achtzehn Jahrhunderten — — und erwäge endlich, wie alles dieses das Werk des am Schandpfahle des Kreuzes hingerichteten Galiläers Jesus Christus ist!!! — — wahrlich, so muß man bekennen, Er ist nothwendig entweder, was Er von sich ausgesagt, der Mensch gewordene eingeborne Gottessohn — oder — man muß es aussprechen, so schwer es auch ist — ein wahrhaft teuflischer Betrüger. Ein Mittelwesen zwischen Beidem kann Er nicht sein. Wäre Er nicht der, wofür Er gehalten und verehrt werden gewollt, so hätte Er mit Vorsatz Millionen und abermal Millionen gelehrter und ungelehrter Menschen betrogen und zum Götzendienste, weil zum Glauben an seine Gottheit, verleitet und hätte also wirklich verdient, auf Betreiben der jüdischen Pharisäer und Schriftgelehrten, als ein vom Beelzebub, dem Obersten

der Teufel, regierter Verführer mit dem grausamsten und schmachvollsten Tode bestraft zu werden. Da muß denn gewählt werden zwischen Gott und Satan, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Seligkeit und Verdammniß. Unentschiedenheit ist nicht länger gestattet. „Wer nicht für Mich ist, der ist wider Mich!" Das ist die Losung Jesu Christi. Ist Er nicht Gott, so ist Er — es ist schwer, aber nöthig, es nochmal zu sagen — ein Teufel und keinenfalls ein bloß natürlicher Mensch; denn seine Thaten sind übernatürlich, und auf diese hinweisend, ruft Er Gott zum Zeugen seiner Betheuerungen über seine Gottes-Sohnschaft und seine absolute Wahrhaftigkeit an. Aber nun höre seine Lehre und betrachte sein Leben; erwäge seine Worte und beherzige seine Werke! Das Eine wie das Andere ist lautere Verherrlichung des unendlich vollkommenen Gottes, ist reinste Liebe, ist vollkommenste Selbstaufopferung, ist Besiegung der Hölle und ist Rettung, Bekehrung und Beseligung des Menschengeschlechts. Das läßt sich nicht verkennen. Also ......

Ist nun aber Christus unmöglich ein Thor und ein Betrüger oder gar ein Teufel, sondern ist Er wirklich der ewige, eingeborene Menschgewordene Gottessohn, so müssen wir folgerecht nothendig **Alles** und **Jedes** ohne alle eigenwillige Deutelei als **göttlich geoffenbarte Wahrheit** vollherzig glauben und anerkennen, was immer Er gesagt und gelehrt hat. Gesagt und gelehrt aber hat Er, daß sowohl die Propheten des alten Bundes ihre Schriften abgefaßt haben, als auch daß seine Apostel mündlich und schriftlich lehren werden unter besonderm göttlichen Einflusse und

daß somit die ganze Bibel des alten und des neuen Testamentes übernatürlich in ihrem wesentlichen Inhalte von Gott beglaubiget sei. Gesagt und gelehrt hat Er und haben die von Ihm beglaubigten Apostel, daß das Vorsteheramt der von Ihm gestifteten Kirche unter seinem täglichen Beistande und unter der unausgesetzten Leitung des heiligen Geistes alle göttlich geoffenbarten Heilswahrheiten ganz rein und unverkümmert fortverkündigen werde bis zum Ende der Welt; daß deshalb Jeder verpflichtet sein soll, diese seine Kirche anzuerkennen als eine Säule und Grundveste der Wahrheit, welche selbst die Pforten der Hölle niemals überwältigen werden, und daß wer **diese** Kirche nicht höret, anzusehen sei wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Hat Gott in seiner Weisheit, Heiligkeit und Güte es zu unsrer Rettung nöthig erachtet, den Eingebornen in die Welt zu senden, daß Er als Gott-Mensch für uns Genugthung leiste und seiner Kirche für alle Zeiten die dem Menschengeschlechte nothwendigen und nützlichen Heilswahrheiten und Heiligungsmittel anvertraue: so kann es offenbar Gott keineswegs gleichgültig sein, ob und wie wir diese Wahrheiten und Mittel anerkennen, benutzen und uns aneignen, weil ja Er, als der absolut Wahrhaftige alle Unwahrheit verabscheut, und weil nur die auf der Wahrheit beruhende Liebe uns dauerhaft, uns ewig zu beseligen vermag, während alle aus verschuldeter Verirrung und Lüge stammende Liebe nothwendig falsch, trügerisch, vergänglich ist und in jener Welt, wo Gott, die unendliche Wahrheit, allen Trug verscheuchet, uns nur unglücklich machen kann. Gleichgültigkeit in Bezug auf die Wahrheit der Religion ist höchst strafbare

Gleichgültigkeit gegen die Heilswahrheit überhaupt, gegen Gott und seine Liebe zu uns, und somit auch gegen unsre ewige Seligkeit. Arge Lüge ist's also, daß jede Religion gut genug sei, um Gott gefällig und selig zu werden.

Ohne die übernatürliche Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes in Bezug auf die ganze göttliche Heilslehre wäre eben diese Lehre in ihrem wesentlichen Inhalte nicht wirklich eine Offenbarung, sondern vielmehr ein Räthsel für uns, dessen wahrer Sinn uns immerdar zweifelhaft bleiben müßte. Wer einer bloß menschlichen Bibel-Auslegung glaubt, deß Glaube beruht auf einer trüglichen Autorität und wär's auch die der größten Gelehrten der Welt. Beim bloß menschlichen Glauben sind wir nie vollkommen gewiß, sind dieses aber um so weniger, je mehr diejenigen unter einander uneinig sind, auf deren Zeugniß und Ansehen hin wir glauben. Unser Glaube muß aber übernatürlich gewiß, mithin auch durchaus übernatürlich verbürgt sein. Ohne ein übernatürlich erleuchtetes Kirchenlehramt würde uns immer die göttliche Beglaubigung der Heilslehre abgehen. Weil wir dann aber nie ganz gewiß sein könnten, die lautere und volle Wahrheit zu erkennen, so könnten wir folgerecht auch keinen durchaus entschiedenen, übernatürlich zuverlässigen Glauben besitzen, und das schwankende Hin- und Hermeinen würde uns zur Bekämpfung unserer Leidenschaften, zur Beherrschung unserer eigenliebigen und sinnlichen Gelüste und zur selbstverleugnenden, opferwilligen Ausübung echter Christentugenden eben so wenig genügen können, als zur nachhaltigen Tröstung in Leiden und Nöthen und

zur freudigen Zuversicht und hoffnungsseligen Ergebenheit im Sterben. Daher denn auch ganz natürlich die immer allgemeinere Erscheinung, daß überall diejenigen, welche von derjenigen Kirche, die Christus selber für alle Zeiten gestiftet und mit dem allein zuverläßigen Lehramte begabt hat, abtrünnig geworden sind, bei der Wahrnahme der endlosen Uneinigkeit ihrer Lehrer je mehr und mehr den Glauben verlieren, in unzählige Parteien auseinandersplittern und zuletzt in gänzlichen Unglauben verfallen und, was das Schlimmste ist, alle Wahrheitsliebe einbüßen und in völlig irreligiöse Gleichgültigkeit untergehen. Weil nun die Römisch-katholische Kirche die einzige und alleinige ist, welche nachweislich für alle Zeiten von Christus selbsten und nicht späterhin von Menschen gestiftet worden, so kann auch keine andere, als sie allein das Vorsteheramt besitzen, dem der Heiland seine göttliche Zusage gegeben hat: „Himmel und Erde mögen vergehen, aber Meine Worte werden nicht vergehen. [1]) Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. So gehet denn hin und belehret alle Völker . . . und lehret sie Alles halten, was Ich euch aufgetragen habe, und sehet, bei euch bin Ich alle Tage bis zum Ende der Welt. [2]) Wer euch höret, der höret Mich, wer euch verachtet, der verachtet Mich; wer aber Mich verachtet, der verachtet Den, der Mich gesandt hat. [3]) Der Geist der Wahrheit wird euch alle Wahrheit lehren. Er wird bei euch bleiben und in euch sein. Ja, der Tröster, der heilige Geist, Den der

---

[1]) Mark. 13, 31. — [2]) Matth. 28, 18—20. — [3]) Luk. 10 16. —

Vater senden wird in Meinem Namen, Der wird euch Alles lehren und wird euch an Alles erinnern was Ich euch gesagt habe. Derselbe wird Mich verherrlichen, denn von dem Meinigen wird Er nehmen und es euch verkündigen." [1]) Durch die dem Lehramte zugesicherte beständige wirksame Gegenwart Christi und Leitung des heiligen Geistes ist denn „die Kirche des lebendigen Gottes eine Säule und Grundveste der Wahrheit, [2]) und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. [3]) Wer nun die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder." [4])

Weil nun die von Christus selbsten gestiftete Kirche bis zum Weltende als unumstößliche Säule und Grundveste der Wahrheit fortbestehen muß und nie aufhören oder auch nur wanken kann, so trägt jede Religions-Partei, die erst später und durch Menschen, gleichviel unter welchen Vorwänden, gestiftet ist, schon in ihrem späteren, menschlichen Ursprunge das sichere Kennzeichen der Falschheit, so daß es da keiner weitern Prüfung mehr bedarf. Also entweder katholisch oder — nichts glauben; denn jeder unkatholische Glaube ist nothwendig in sich unhaltbar, trüglich und somit Afterglaube. Der Katholik kann aber nicht auch nur eine einzige entschiedene Kirchenlehre bezweifeln oder gar verwerfen; denn das hieße ja das unfehlbare Kirchenlehramt, hieße Gott selbst des Irrthums oder gar der Lüge beschuldigen, also die ganze Grundlage des Katholizismus und alles religiö-

---

[1]) Joh. 16, 13; 14, 17, 26; 16, 14. — [2]) 1. Tim. 3, 15. — [3]) Matth. 16, 18. — [4]) Matth. 18, 17.

sen Glaubens umstoßen. Der Unglaube ist nicht möglich ohne strafbaren Trotz gegen alle Wahrheitskriterien, ohne freventliche Unterdrückung des Gewissens und ohne böswillige Selbstverhärtung gegen allen Einfluß der göttlichen Gnade. Darum spricht Christus: „Das ist das Werk Gottes, daß ihr an Den glaubet, Den Er gesandt hat. [1]) Wer an Ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, weil er nicht glaubet an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes. [2]) Wer dem Sohne nicht glaubt, der macht Ihn zum Lügner, weil er nicht glaubet an das Zeugniß, welches Gott von seinem Sohne bezeugt hat. [3]) Wenn Ich nicht thue die Werke Meines Vaters, so möget ihr Mir nicht glauben; wenn Ich solche aber thue und ihr wollet Mir nicht glauben, so glaubet den Werken, auf daß ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in Mir ist und Ich im Vater bin. [4]) Wer nicht glaubet, der wird verdammt werden. [5]) Selig, die nicht gesehen haben und doch glauben." [6]) — Wo es sich um unser ewiges Loos handelt, da ist das Sichere zu wählen. Nur der Thor fragt da noch statt nach der wahren oder sichern, nur nach einer bequemen Religion. Die Religion ist ja wesentlich das Liebesverhältniß zwischen Gott und den Menschen, und nur wenn die Liebesübung unserm rechten Verhältnisse zu Gott entspricht oder wahr ist, kann sie die Seligkeit gewähren. Das, das muß ja fest, recht fest gehalten werden!

Und nun, wenn Du das Bisherige nicht mehr verachten und verwerfen wirst, so bleibt mir nur noch

---

[1]) Joh. 6, 29. — [2]) 3, 18. — [3]) 1. Joh. 5, 12. — [4]) Joh. 10, 37, 38. — [5]) Mark. 16, 16. — [6]) Joh. 20, 29.

übrig, Dir aufs dringendste anzuempfehlen, daß Du Dich bemühest, unter fleißiger Uebung des Gebetes mit der Geschichte und der ganzen Heilslehre unsrer heiligen Kirche Dich recht bekannt, ja durchaus vertraut zu machen. „Hirscher's Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart" mögen Dir dazu dienen, manche Vorurtheile unsrer Zeit leichter und vollständiger zu besiegen und zu beseitigen; aber ein gutes Religionshandbuch, etwa das Lehrbuch der katholischen Religion von Dr. K. Martin, wird Dir dabei unentbehrlich bleiben. Daß Deiner im Gebete nicht vergessen wird, nicht vergessen kann, braucht Dich wohl nicht erst zu versichern." Dein Friz.

Ein paar Wochen später erhielt Herr F. v. Birkheim folgendes Briefchen. „Es ist, als ob die gewonnene Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der heiligen Religion unsern Kranken nicht nur neu geistig belebe, sondern auch körperlich kräftige. Während des größern Theiles des Tages ist er aus dem Bette und geht entweder im Krankensaale langsam umher oder sitzt aufrecht in seinem Lehnstuhle. Wenn er zu müde ist, selber das Leben Jesu wieder und wieder zu lesen und zu betrachten, dann muß abwechselnd Schwester Blanca aus Hirscher's Erörterungen oder ich aus Martins Lehrbuch ihm vorlesen. Es fällt mir in unsern Unterredungen immer auf, wie ihm die ganze biblische Geschichte aus seinen frühesten Knabenjahren noch so lebendig in die Erinnerung zurückkehrt, da er doch nach seiner Aussage seit seinem zwölften Jahre nichts mehr davon hat hören und wissen wollen. Die bildlichen Darstellungen, die er als Kind bei Erlernung derselben mit Vergnügen be-

trachtet hat, weiß er noch genau zu beschreiben und scheinen jetzt seinem Gedächtnisse in Bezug auf die bibelhistorischen Thatsachen gar sehr zu Hülfe zu kommen. Im Bette bringt er die wachen Stunden mit Betrachten und Beten zu. Nach dem Urtheile des Arztes kann sich seine Krankheit noch ein paar Monate in die Länge ziehen. Er ist keinen Augenblick ohne Schmerzen und muß, namentlich an seiner Kopfwunde, manchmal ungemein heftig leiden. Heute Morgen stand ich unbemerkt hinter seinem Kopfende und hörte ihn ächzen: „Noch mehr Schmerzen, mein Jesus, noch mehr Schmerzen! Laß hier mich büßen, laß hier mich leiden! Gib mir Geduld und Ergebung!" Sie fühlen mit mir, wie unaussprechlich viel in diesen wenigen Seufzern ausgesprochen ist. Jetzt darf ich sagen: Gott wird ihm gnädig sein, das ist meine Hoffnung."

Schwester Gregoria.

XLII.

Albert an seine Großmutter.

Rahne, Montag den 20. November 1848.

„Theure Großmutter! Wie schwer es mir geworden, Ihnen durch unsern treuen Horn die Trauerbotschaft über das große Unglück, das uns getroffen, mitzutheilen, bedarf meiner Erklärung nicht. Bei seiner Rückkehr habe ich zu meiner nicht geringen Beruhigung erfahren, wie Sie die von ihm mit vieler Umsicht eingeleitete Schreckensnachricht im Aufblicke zu Gott mit einer Ergebung vernommen, die nur das übernatürliche Vertrauen zur Weisheit, Macht und

Güte Desjenigen gewähren kann, Der Alles in der Welt regiert und ohne Dessen heiligen Willen auch nicht einmal ein Haar von unserm Haupte fällt. Verhehlen darf ich es Ihnen nicht, daß die Kunde von Ihrer Fassung mich tief beschämt, aber auch nicht wenig dazu beigetragen hat, mich endlich für die Zusprüche meines hochverehrten Herrn Pfarrers empfänglicher zu machen. Wie gerne hätte ich Ihnen nun inzwischen mehrmal geschrieben, allein so oft ich die Feder dazu ansetzte, übermannte mich eine Wehmuth, der ich nicht Meister zu werden vermochte, und ein unwiderstehliches Zittern zwang mich jedesmal, die Ausführung des Vorhabens aufzuschieben. Erst seit dem Beginne dieses Monats habe ich etwas mehr Selbstbeherrschung in dieser Beziehung zu gewinnen angefangen. Aber warum habe ich Ihnen denn nun nicht schon ein paar Wochen eher geschrieben und mich immer noch der Hand des alten Horn bedient, um Ihre Briefe in wenigen Zeilen nothdürftig zu beantworten? Ich mache mir selbst Vorwürfe darüber und beschuldige mich der Zaghaftigkeit und Trägheit. Indeß Sie kennen meine Liebe gegen Sie zu gut, als daß Sie mich nicht gerne entschuldigen möchten, und sind gewiß, daß meine Säumigkeit keinesfalls aus Gleichgültigkeit herrühren kann.

Wenn auch die Heftigkeit meines Schmerzes über den erlittenen Verlust einigermaßen beschwichtiget ist, so fühle ich doch mit jedem Tag um so tiefer, wie viel ich jetzt entbehre. Das Innerste meiner Seele ist eine nie versiegende Quelle von Betrübniß geworden. Die Wunde, die meinem Herzen geschlagen ist, wird nimmermehr heilen und vernarben. Es ist wohlthuend zu gewahren, daß ich nicht allein leide. Diese Selbstsucht

des Schmerzes macht mir Jeden lieb, der mit mir trauert, und die Liebe ist scharfsichtig in Wahrnehmung dessen, was Achtung und Zuneigung verdient. Darum gewahre ich denn auch jetzt an meiner Stiefmutter gute Eigenschaften, die ich früherhin in meiner Abneigung gegen sie ganz und gar verkannt, und sehe nun ein, daß ich dieser Frau in mancher Beziehung doch Unrecht gethan und sie jedenfalls allzuhart beurtheilt habe. Die Feindschaft macht ungerecht. Von ihr verstimmt, sucht man eine Genugthuung darin, die Fehler dessen, der uns einmal zuwider ist, aufzuspüren, aufzuzählen und gar zu übertreiben, um die Abneigung vor dem eigenen Gewissen möglichst zu entschuldigen und deren Aeußerungen vor Andern zu rechtfertigen. Ja, ich hatte wirklich dem Hasse nur allzuviel Raum in meinem Herzen gegeben, und es hat Gott gefallen, mich damit zu strafen, daß Er mir den genommen, an dem mein Herz mit eifersüchtiger Liebe hing.

Zum Lobe meiner Stiefmutter darf und mag ich es nicht verschweigen, daß sie mir aus allen Kräften beisteht und in dem schwierigen Versuche, einen verbildeten und durch verkehrte Kameraden irregeführten Jüngling von achtzehn Jahren gründlich zu bessern und ihn namentlich all der schlimmen Angewöhnungen zu entwöhnen, denen er nur zu lange überlassen gewesen. Man hofft freilich leicht, was man sehnlichst wünscht, allein ich glaube doch nicht ohne Grund die Hoffnung hegen zu können, daß es unsern vereinten Kräften unter Gottes Beistand gelingen werde, Ernest zu seinem Wohle eine ganz andere und bessere Richtung zu geben und ihn zu einem wahrhaft christlichen und in jeder Beziehung tüchtigen Geschäftsmanne heranzubilden. An Anlagen fehlt es ihm keineswegs, und an

Sorgfalt und Mühe es meinerseits nicht fehlen zu lassen, ist mein fester Entschluß. Ist er ja mein Bruder und mir überdies von meinem sterbenden Vater so nachdrücklich anempfohlen, daß ich in dieser Anempfehlung dessen letzten Willen verehre, den ich als sein Testament heilig halten werde, so lang ich lebe. Es ist anfangs, das weiß ich recht wohl, nur die bange Furcht vor Noth und Elend gewesen, wodurch Ernest von seiner Mutter hat überredet werden können, sich meiner brüderlichen Leitung zu unterwerfen, allein die Hoffnung, daß er allgemach zur bessern Einsicht kommen und mich als wohlwollenden Bruder werde lieben lernen, wird mich nicht täuschen. Die gänzliche Entsagung seiner verführerischen Kameraden hat ihm eine außerordentliche Selbstüberwindung gekostet, und sie ist vollbracht. In den ersten Wochen war er öfter nahe daran, sich mir förmlich zu widersetzen; indeß ist es mir noch immer gelungen, ihn durch besonnene Sanftmuth zu mäßigen und in Schranken zu halten. Er hat nun bereits sich dahin wiederholt ausgesprochen, er sei vollkommen überzeugt, daß ich es brüderlich mit ihm meine und ihm nichts Unbilliges zumuthen werde. Als er vor etwa vierzehn Tagen sich durch eine für ihn heilsame, aber von ihm mißverstandene Anordnung gekränkt fand, war seine Mutter bei der Erklärung gegenwärtig, die deshalb zwischen uns stattfand. Da trat sie mit einer Entschiedenheit, wie ich sie ihr nie zugemuthet, auf meine Seite. Was mich aber noch mehr freuen mußte, war die Fortsetzung ihrer Zurechtweisung da, wo sie mit einander allein zu sein glaubten und nicht ahnen konnten, daß der alte Horn, ohne es zu wollen, ihr unbemerkter Zeuge war. Seit der Stunde, wo sie ihm mit mütterlicher Beredsamkeit

sein Unrecht vorgehalten und seine reizbare Empfindlichkeit nachdrücklichst geahndet hat, erweiset Ernest mir ein wahrhaft hingebendes Vertrauen, das Gott in ihm erhalten und bestärken möge! — Ihn mit unserm treuen Horn völlig auszusöhnen, war nicht leicht, ist aber auch so gut gelungen, daß er jetzt recht gern mit demselben an einem Pulte arbeitet und ihn in allen Fällen, wo es zu seiner Fortbildung nöthig ist, mit wahrer Unbefangenheit um Rath und Weisung bittet. Den guten Greis, dem auch ich so Vieles verdanke, freut dieses ungemein, und man kann es nicht verkennen, wie er Alles aufbietet, dem Jünglinge recht nützlich zu werden.

Das Verhalten meiner Stiefmutter gegen mich ist ein so würdiges und passendes, daß es kaum besser gewünscht werden mag. Ich glaube recht gerne, daß es ihr peinlich ist, mir ihre aufrichtige Dankbarkeit nicht ganz nach Herzenslust erweisen zu können. Offen und freimüthig, wie sie ist, hegt sie zu viel Selbstachtung, als daß sie im Stande wäre, eine Zuneigung gegen mich zu heucheln, von der ihr Herz nicht durchdrungen wäre. Groß muß die Umwandlung sein, die in ihrem ganzen Wesen vorgegangen ist. Sie zeigt in ihrem Benehmen eine Unbefangenheit und Consequenz, wodurch Allem, was sie sagt und thut, das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit aufgedrückt ist. Wie sie früher nur aus Genußsucht, Stolz und blinder Liebe zu ihrem Sohne manchmal Selbstbezwingung und Entsagung geübt, so thut sie dieses jetzt unausgesetzt und mitunter auf bewunderungswürdige Weise aus Gewissenhaftigkeit. Sie besucht Niemanden mehr, außer den Herrn Pfarrer und dessen Schwester, die sie vordem in jeder Weise zu vermeiden suchte. Wir haben

nun genug Gelegenheit gehabt, einander näher kennen und achten zu lernen, und ich muß gestehen, daß ich sie nie eines so großen Edelmuthes fähig erachtet, als sie bethätigt. Wie sehr sie Meisterin über ihre ehemalige Putzsucht und Verschwendungslust geworden, habe ich besonders in folgendem Falle wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich noch zur rechten Zeit erfahren, wie der bekannte Schacherer Sismondi sich von Ernest eine Schuld von fünfhundert Thalern mit den Kleinodien seiner Mutter, die bei dritthalbtausend Thaler gekostet, hatte bezahlen lassen. Ich eilte zum Freunde meines seligen Vaters, dem Herrn Justizrath Junglicht nach R., trug ihm die Gaunerei des Juden vor, gab ihm sechshundert Thaler und bat ihn, die Sache möglichst im Stillen zu betreiben. Etwa achtzehn Stunden später waren sämmtliche Juwelen mit einem einfachen Begleitschreiben, worin der Jude erklärte, in Bezug auf seine Forderung an meinen Bruder vollkommen befriedigt zu sein, in den Händen meiner Stiefmutter. Aber kaum war sie im Besitze der Kostbarkeiten, als sie in meiner Schreibstube mich aufsuchte, mir mit Thränen in den Augen um den Hals fiel, und all ihre Beredsamkeit aufbot, um mich zu bewegen, ihren ganzen Schmuck als mein rechtmäßiges Eigenthum anzunehmen. Diese ihre Handlungsweise war mir unendlich mehr werth, als ein noch so großer Schatz, und ich würde mir es nie verzeihen können, wenn ich auch nur einen Augenblick in dem Entschlusse geschwankt hätte, ihrer Aufnöthigung nicht nachzugeben. Indeß mußte ich ihr am Ende doch erlauben, einen Theil der Juwelen zur Verzierung der heiligen Gefäße zu schenken, welche für die Kapelle be-

stellt sind, deren Fundamente mein seliger Vater bereits auf der Felsenplatte hinter dem Fabrikweier gelegt hatte, und die nun, so Gott will, im nächsten Frühjahre ausgebaut werden soll.

Es wird Ihnen, theuerste Großmutter! gewiß Freude machen, zu vernehmen, daß Ihr Enkel sich entschlossen hat, nun recht bald die eben so fromme als schöne und menschenfreundliche Idee auszuführen, die Sie vor mehrern Jahren zuerst angeregt und die dann von meinem seligen Vater näher entwickelt und nur aus Mangel an den nöthigen Mitteln nicht auch verwirklicht worden ist. Eine verloren erachtete Forderung von mehr als sechszehntausend Thalern ist unlängst gegen alles Erwarten eingegangen, und da ich in drei großen Ziegelöfen und in einem bedeutenden Antheile am Rahner Busche das Hauptmaterial besitze, so wird diese Summe nach der Berechnung eines zuverläßigen Sachkundigen ungefähr ausreichen, nebst der Kapelle auch die nöthigen Lokale für einen Kaplan, einen Lehrer, einen Arzt, einen Apothekergehülfen und eine Fabrikschule auf dem, die ganze Umgegend so freundlich beherrschenden Felsenhügel zu erbauen. Sie wissen, wie unsre Fabrik eine Hauptveranlassung dazu ist, daß die Rahner Pfarre für einen Seelsorger zu groß geworden, und so ist es billig, daß sie auch das Ihrige dazu beitrage, der Gemeinde die Beschaffung eines Gehülfen für ihren lieben alten Pfarrer möglichst zu erleichtern. Der nicht mehr junge, erfahrungsreiche Doctor Feyloh will sich recht gerne zu uns zurückziehen und einen frommen, bejahrten, aber noch rüstigen Apothekergesellen zu seiner Aushülfe für Nothfälle aus N. mitbringen. Auch hat der als Lehrer geprüfte Klausner von Meltren sich bereit er-

klärt, bei der Kapelle Küstersdienste zu versehen und zugleich die Fabrikschule zu halten. So vereinigen sich denn alle Umstände, Ihre und meines seligen Vaters Wünsche, die ich gerne ererbt habe, zu verwirklichen. Es wird dann für ein paar spätere Jahre nur noch die Ausführung seines weitern Projectes übrig bleiben, nach welchem oberhalb der Fabrik mehrere Wohnungen für verschiedene Handwerker, unterhalb derselben aber eine lange Reihe einfacher Häuser für unsere Fabrikleute zu erbauen und möglichst billig zu verpachten sein werden. Wie seine schriftliche Entwickelung dieses Vorhabens, die ich unter seinen Papieren gefunden, besagt, sollen diese Wohnungen wie eine Fortsetzung des Fabrikgebäudes in einem Halbkreis um den Felsenbügel überall in gleicher Entfernung sich herumziehen, so daß hinter einer jeden derselben auf dem großentheils schon ausgeziegelten und mit guter Erde gefüllten Lande ein halber Morgen Garten gewonnen werde, wohinein aus dem höher am halbzirkeligen Hügelfuße vorbeifließenden Bache in trockenen Jahren und wie es sonst erwünschlich werde, das erforderliche Wasser leicht in hinlänglichem Maaße abgeleitet werden könne. Die bedeutende Summe, welche Ihre Güte mir so freigebig angeboten, um die Fabrik bis zu einer günstigern Zeit ungeschwächt fortzusetzen, wird voraussichtlich auch überdies noch ausreichen, schon im nächsten Frühjahre eine nicht unbedeutende Anzahl arbeitloser Leute der Umgegend mit der weiteren Ausziegelung und Herstellung des zu Gärtenanlegung bestimmten Landes zu beschäftigen. So hoffe ich bei einer nur einigermaßen günstigern Geschäftswendung in wenigen Jahren den besten Beweis dafür zu liefern, wie es meinem seligen Vater nur an den nöthigen Mitteln,

keineswegs aber an dem entschiedenen Willen gefehlt, für seine Fabrikleute aufs Beste zu sorgen und sie möglichst glücklich zu machen.

Sie haben aus dem letzten Briefe, den unser treuer Horn Ihnen in meinem Auftrage geschrieben, gewiß nicht ohne Theilnahme vernommen, daß es sich gerichtlich herausgestellt hat, wie Hubert Weismann am Tode meines seligen Vaters unmöglich hat schuldig sein können. Man muß unsern ehrwürdigen Herrn Pfarrer darüber sprechen hören, was der arme Mann im Gefängnisse dafür gelitten, daß er sich von dem Schwindelgeiste der Zeit hat berücken und hinreißen lassen. Es ist wahrhaft entsetzlich und Mitleid erregend! Aber für ihn sind die schauderhaften Prüfungen nunmehr eine große Wohlthat geworden. Er ist jetzt ein anderer, ich möchte sagen, ein neuer Mensch im besten Sinne des Wortes. Er erkennt nun mit einer fast bewunderungswürdigen Klarheit das Verkehrte seines ganzen diesjährigen Treibens und ist im Innersten seiner Seele entschlossen, Alles, was er Böses gestiftet, so viel nur möglich, wieder gutzumachen. Nachdem er gestern unter dem Hochamte nach einer vorbereitenden Anrede unsers lieben Pfarrers vor der versammelten Gemeinde in der rührendsten Weise förmlich Abbitte gethan, haben wir ihn heute Morgen wieder in seine frühere Stelle als Meisterknecht aufgenommen. Ich sage, wir haben ihn aufgenommen, weil alle Fabrikleute an dieser Handlung ihren Antheil haben. Es war eine ergreifende und zugleich höchst erbauende Scene, zu deren Beschreibung ich mich wenigstens jetzt noch außer Stande fühle. Es ist mir dabei kein Auge begegnet, in welchem nicht Thränen der Rührung und der Freude geglänzt hätten. Als Hubert Weismann,

von allen Arbeitern umringt und von den besten am herzlichsten bewillkommt, die Größe seiner Undankbarkeit gegen seinen edelmüthigen Wohlthäter schilderte, wurde ein allgemeines Schluchzen so laut und herzdurchschneidend, daß ich mich auf einige Minuten entfernen mußte. Als ich wiederkehrte, vernahm ich noch, wie er schließlich darum bat, daß alle ihm doch helfen möchten, das Geschehene nach Kräften noch einigermaßen wieder gutzumachen und ihrem jetzigen Herrn mit aller Sorgfalt stets Treue und Dankbarkeit zu erweisen. Ich nahm daher Anlaß zu bemerken, daß ich durch Ausführung der Absichten meines seligen Vaters ihnen werde augenscheinlich darzuthun suchen, wie sehr demselben ihre Befriedigung, ja ihre Beglückung am Herzen gelegen. Der mitanwesende ehrwürdige Pfarrer nahm dann allen Arbeitern nach vorhergegangener Verabredung mit ihnen das feierliche Versprechen ab, wodurch jeder sich unter Handreichung streng verpflichtete, Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke zu beobachten, die Wirthshäuser seltener zu besuchen, nach neun Uhr Abends nie daselbst zu verweilen, und sofort die hiesige Fabrik ganz zu verlassen, sobald einer im Verlaufe eines Jahres nach dem Urtheile dreier von mir zu bestimmenden, braven Mitarbeiter der Betrunkenheit schuldig erfunden sein würde. Die meisten zeigten Bereitwilligkeit, ihr Versprechen in Bezug auf Wirthshausbesuch und Brantweintrinken weit strenger zu fassen; allein der Herr Pfarrer gestattete das der übrigen wegen nicht, und gab dann dem denkwürdigen Auftritte durch einen schönen Segensspruch den passenden Schluß. Eine unverzügliche Fortsetzung der Arbeit wäre wohl jetzt den meisten bei ihrer tiefgerührten, feierlichen Stimmung unmög-

lich gewesen und würde mir wie eine Profanation eines solchen Morgens vorgekommen sein, und so habe ich denn alle gegen neun Uhr unter Zusicherung ihres gewöhnlichen Lohnes bis auf heute Nachmittag entlassen.

Und nun, gute, theure Großmutter! wird es nöthig sein, meine Unterhaltung mit Ihnen für diesmal zu schließen. Leben Sie denn wohl, meine Beste! und gönnen Sie mir den Trost, Ihnen zu betheuren, daß immerdar bei Ihnen ist das Herz

Ihres Enkels Albert."

XLIII.

An demselben Tage, an welchem vorstehender Brief auf die Post abgegeben worden, stand Herr Albert Forstner nach dem Mittagessen wieder in seiner Schreibstube am Pulte, als ihm gegen drei Uhr angemeldet wurde, daß ein Arbeiter Namens Simon ihn zu sprechen begehre. Es war jener Fremdling mit düsterer Miene und unstätem Blicke, der es in der Fabrik zuerst gewagt, zur Abwerfung der Religion aufzufordern, und der bald nachher beim ersten Eintritt in das Haus seines Meisters Hubert Weismann dem Hunde der Marie aus böser Laune die Wachsamkeit mit einem heftigen Fußtritte vergolten hatte. Hr. Albert Forstner, der um diese Vorgänge nicht wußte, ließ ihn auf die geschehene Anfrage ohne Verzug herein kommen und empfing ihn mit dem Bemerken: „Wie, Simon, ich hab' euch ja heute Morgen gar nicht gesehen." — Finster antwortete der so

Angeredete: „Natürlich, weil ich nicht in der Fabrik gewesen bin." — Alb. Forstner: „Warum denn war't ihr nicht da?" — Simon: „Weil ich Rahne verlassen will und daher jetzt mein Arbeiterbüchlein holen komme." — A. Forstner: „Und welchen Beweggrund habt ihr denn, so plötzlich uns verlassen zu wollen, da es doch gegenwärtig selbst für recht tüchtige Arbeiter so sehr leicht nicht ist, Beschäftigung zu finden." — Simon: „Ich bin schon lange mit dem Vorhaben umgegangen und habe in N. und anderwärts gute Freunde, die mir schon beistehen werden, wenn's nöthig sein sollte." — A. Forstner: „Habt ihr weder Frau noch Kinder zu besorgen?" — Simon: „Nein, mit dieser Last mich zu beschweren, ist mir nie eingefallen." — A. Forstner: „Es ist doch eine Seltenheit, daß ein Mann von euerm Alter nicht nach Ruh' und Pflege verlangt." — Simon: „Die würd' ich schon finden, wenn ich ihrer bedürfte." — A. Forstner: „Wohin wollt ihr euch denn begeben?" — Simon: „In die Schweiz." — A. Forstner: „Bis dahin ist ein weiter Weg." — Simon: „Pah! bin ich doch so alt noch nicht, und hab' ich ja noch gute Füße und gesunde Knochen." — A. Forstner: „Aber werdet ihr da sicher gleich Arbeit finden?" — Simon: „Dafür hat mein Freund Lupp schon vorgesorgt." — A. Forstner: „Ihr Freund Lupp?" — Simon: „Nun ja! Wer kennt nicht diesen Freund des schändlich unterjochten Volkes?" — A. Forstner: „Ihr meint also jenen Winkeljuristen Lupp von N., der an der Spitze der Unzufriedenen so Viele vollends verrückt und unglücklich gemacht hat?" — Simon: „Verrückt und unglücklich gemacht? Wir Andern sagen: Er hat die geknechteten Unglücklichen über ihr Recht auf den Glücksge-

nuß aufgeklärt." — A. Forstner: „Er ist ein betrogener Betrüger oder gar ein arger Bösewicht, der noch nie Jemanden zum Glücke verholfen, wohl aber Hunderte in's schrecklichste Elend gestürzt hat, sag' ich euch!" — Simon: „Man hat gut sprechen, wenn man in Ueberfluß schwelgt und Hunderte in seinem Joche für sich sklaven und schwitzen hat." — A. Forstner: „Seid ihr denn hier bei uns tyrannisirt worden?" — Simon: „Da wär' unser Einer der Rechte gewesen, das zu ertragen!" — A. Forstner: „Aber worüber habt ihr euch denn zu beschweren? Haben etwa Mitarbeiter euch gekränkt?" — Simon mit der Faust drohend: „Wem das Genicke zu ganz wäre, dürfte das wagen, sonst wahrhaftig Keiner!" — A. Forstner: „Ihr scheint jähzornig zu sein und wenig vertragen zu können." — Simon: „Das weiß Jeder, der mit dem Düstern, wie sie mich nennen, nur eine Stunde zu schaffen gehabt hat." — A. Forstner: „Ihr würdet glücklicher sein, wenn ihr eure Aufregungen besser zu beherrschen euch bemühtet." — Simon: „Glücklicher? Pah! ich bin nicht gemacht zum Duckmausen." — A. Forstner: „Aber wißt ihr auch, wozu der Jähzorn hinreißen kann? — Simon: „Seinem Feinde den Hals umzudrehen, wenn's sein muß!" — A. Forstner: „Wenn's sein muß? Aber wann soll das denn sein müssen?" — Simon: „Das weiß man so nicht, aber das fühlt sich, und dann — —" Herr Albert Forstner hatte eben den Kopf nachdenklich zur Erde gesenkt, als Simon plötzlich stockte, indem er auf das ungemein wohlgetroffene Bild des seligen Stephan Forstner hinstierte, welches Herr Albert erst am jüngstverflossenen Samstage vom Maler erhalten und in seiner Schreibstube oberhalb

des Pultes angeheftet hatte, um es so häufig, als nur möglich, vor Augen zu haben. Da nun Hr. A. Forstner dadurch, daß Simon mitten im Satze stockte, angeregt wurde, seinen Kopf wieder zu erheben, gewahrte er, wie dessen ganze Aufmerksamkeit auf das Gemälde hingerichet war, und so frug er denselben unter einem tiefen Seufzer: „Ihr erkennet ja diese Züge wieder, nicht wahr? — Simon antwortete ganz kurz: „Ja!“ — Da sprach Alb. Forstner weiter: „Armer Vater! Du warst so edel, so gütig, so wohlwollend und mußtest dennoch so — sterben! Ach, wie hat es doch einen Menschen geben können, der boshaft genug gewesen, ein Leben zu vernichten, das so ganz der Wohlthätigkeit gewidmet war!“ — Simon entgegnete mit einer Art von kaltem Trotze: „Aber warum mußte er auch die Forderungen zurückweisen, die man ihm gestellt hatte?“ — A. Forstner: „Weil er sie nicht erfüllen konnte, ohne gegen Andere ungerecht zu werden.“ — Simon: „Ungerecht? Gegen wen? Gegen Reiche, die genug an ihm oder vielmehr durch ihn an uns Arbeitern verdient hatten.“ — A. Forstner: „Man darf gegen Niemanden ungerecht handeln.“ — Simon: „Am wenigsten gegen die Armen, was aber die Reichen ungestraft täglich thuen.“ — A. Forstner: „Wie das?“ — Simon: „Geben sie den Arbeitern doch nicht den gebührenden Antheil an ihrem Gewinn.“ — A. Forstner: „Noch immer der verderbliche Wahn! Hätte mein seliger Vater mit seinen Arbeitern den Gewinn, aber auch den Verlust getheilt, so wären sie alle mit ihm ruinirt worden.“ — Simon: „Ruinirt?“ — A. Forstner: „Freilich nicht, wenn man sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, Reich und Arm schmählich zu betrügen.“ — Simon:

Reich und Arm zu betrügen?" — A. Forstner: „Nun ja, um nicht zahlungsunfähig zu werden, hätte man gegen Alle Betrug üben müssen, die mit der Fabrik in irgend einem Verdienstverhältnisse gestanden." — Simon: „Wie so?" — A. Forstner: „Es wird schwer halten, euch das begreiflich zu machen.. Aber das muß euch doch jetzt wohl einleuchten, daß mein seliger Vater, um Keinen zu betrügen, sein ganzes Vermögen und zuletzt sogar sein Leben verloren hat. Darum schreit sein Blut zum Himmel und Gott wird seinen Mörder nicht ungestraft lassen!" — Simon erschüttert und mit einer auffallenden Bewegung: „Man sagt aber, Ihr Vater habe vor seinem Tode Allen verziehen." — A. Forstner: „Darum ist Gottes Gerechtigkeit aber noch nicht gesühnt, und das Wohl der Gesellschaft fordert, daß ein so schändlicher Meuchelmörder der verdienten Strafe nicht entgehe." — Simon verstummte bei diesen Worten, wischte sich mit der linken Hand über die schweißfeuchte Stirne und sagte dann nach einer Pause: „Herr, ich habe mein Arbeiterbüchlein begehrt." Indem er dieses sagte, hefteten seine Blicke sich wieder unwillkürlich auf das gutgemalte Bildniß des seligen Stephan Forstner, und es schien, als ob eine geheime Macht ihn zur Betrachtung desselben nöthigte. Plötzlich wandte er demselben mit einer Art von Gewalt den Rücken zu und sagte: „Wie kommt es, daß das Bild einem überallhin nachsieht, wohin immer man sich auch wendet?" — A. Forstner: „Das ist ein Kunstgriff des Malers." — Simon: „Da gibt es abergläubische Leute hier in Rahne, welche steif und fest behaupten, wenn ein Mensch ermordet worden, so habe er die Macht, wieder zu kommen und den Mörder zu verfolgen. Können

Sie das wohl glauben, Herr?" — A. Forstner: „Ich glaube, daß das Gewissen eines Mörders sein ärgster Feind sein oder werden muß." — Simon: „Das ist es, was ich mir auch gesagt habe." Bei diesen Worten kehrte er sich wieder dem Gemälde zu, stierte es an und sagte halblaut: „Diese Augen verkünden nichts Gutes. Doch, alles Gerede der Welt vermag an der Sache nichts zu ändern. Geschehen ist geschehen." Lauter sprechend, fuhr er nach einer Pause fort: „Seid so gut, Herr, und gebt mir mein Büchelchen." — A. Forstner: „Seid ihr denn ganz entschlossen, wegzugehen? — Simon: „Ganz entschlossen." — A. Forstner: „So geduldet euch ein wenig, daß ich gehe, euer Büchlein zu holen, um das Zeugniß hinein zu schreiben." Herr Albert ging in die andre Schreibstube, wo der alte Horn und Ernest beschäftigt waren. Er hatte die Zwischenthüre offen gelassen und mußte länger suchen, als er vorgesehen hatte, um das von Simon begehrte Büchlein heraus zu finden. Als er zurückkam und in die offene Thüre eintrat, empörte ihn ein eben so unerwarteter, als scheußlicher Anblick, der ihn fast erstarren machte, so daß er stehen bleiben mußte. Simon mit einem vor Furcht und Aerger ganz verzerrtem Gesichte war beschäftigt, sein widerstrebendes Taschenmesser in wüster Hast aufzumachen, und dazwischen immer wieder grimmig zum Gemälde aufblickend, stieß er unter anderm vernehmbar die Worte über seine bleichblauen Lippen hervor: „Ha! warte, ich will dir's schon vertreiben, mich überallhin so zu verfolgen! . . . Diese verdammten Augen müssen fort! . . . Simon ist kein Kind, keine Memme! . . . Soll denn dies teuflische Bild dem Angst einjagen können, der vor dir selbsten keine Furcht gekannt hat?" — —

Das Messer war geöffnet und er that einen Sprung auf das Gemälde zu und war schon im Begriffe, mit dem Messer zerstörend hineinzufahren, als Albert mit dem Rufe: „Ha! das ist der Mörder meines Vaters!“ wie im Fluge auf den Elenden zugeeilt war und ihm einen solchen Schlag auf den Arm versetzte, daß ihm das Messer aus der Hand zu Boden fiel. Während Simon schrie: „Nein, das Bild lügt! Ich bin's nicht!“ waren Horn und Ernest zu Hülfe herbeigekommen, und so wild er sich auch widersetzte, ward er von den Dreien doch bald überwältigt. Horn hatte sich auf die Kniee fallen lassen und Simon's Beine umklammert, wodurch es dann für Albert und Ernest ein Leichtes geworden, denselben zu Boden zu werfen. Wie er auch tobte und fluchte, man band ihn an Händen und Füßen, und Ernest holte dann Arbeiter herbei, um ihn in jenen Stall zu bringen, in welchem vor ein paar Monaten die eingefangenen Fabrikstürmer eingesperrt gewesen. Während er dahin gebracht wurde, schrie er fortwährend: „Lupp allein ist der Schuldige! Lupp allein hat Alles zu verantworten! Er hat uns den Kopf verdreht mit seinen Reden! Ich weiß nicht, was ich gethan habe! Lupp allein hat alle Strafe verdient!“ — Nachdem er unter Zulauf aller Fabrikarbeiter in den Stall gebracht, die Thüre abgeschlossen und einige zuverlässige, handfeste Männer vor derselben zur Bewachung aufgestellt worden, hörte man ihn noch etwa eine Viertelstunde lang abwechselnd fluchen, brüllen, schimpfen, dann aber plötzlich ganz still werden und nur noch einige Male knurren wie vor ärgerlicher Ungeduld. Inzwischen eilte Arnold Redler mit einem vom alten Horn angefertigten Briefe, nachdem er beim Ortsvorsteher von dem Vorfalle Anzeige ge-

macht, nach N. zur Polizeidirektion. — Von Ernest begleitet, war Albert Forstner in das Wohnzimmer seiner Stiefmutter gegangen, die aber dort nicht angetroffen wurde, weil sie eben seit einer halben Stunde zum Pfarrhause gegangen war. Herr Albert sank, nachdem die Aufregung etwas nachgelassen, fast außer sich auf das Sopha nieder und hatte Mühe, einige Fassung zu gewinnen. Er vermochte nicht zu begreifen, wie er sich mit Simon so lange hatte unterreden können, ohne an seinem Sprechen und Benehmen zu merken, daß er in ihm den Mörder seines Vaters vor sich habe. Ernest meinte, es sei dieses doch aus seines Bruders argwohnloser Gutherzigkeit erklärlich, zumal der Frevler nun schon so lange nach der Schandthat in der Fabrik mit aller scheinbaren Gewissensruhe fortgearbeitet habe. — Die Wittwe Julie Forstner vernahm den Vorgang im Beisein des Pfarrers Klaudius, seiner Schwester Seraphine und der Meisterstochter Marie Weismann. Während alle von der Nachricht erschüttert wurden, fühlte die Wittwe sich doch am meisten dadurch angegriffen, so daß es keines Zuredens für sie bedurfte, um sie zu bewegen, im Pfarrhause zu verbleiben, bis der Missethäter aus dem Fabrikgebäude zum Stadtgefängnisse abgeführt sein würde. — Der Ortsvorsteher hatte bereits einen Karren vorfahren lassen, um den gebundenen Meuchelmörder darauf fortzubringen, als die Polizeireiter von N. gegen fünf Uhr mit dem Verhaftsbefehle ankamen. Unter dem Vortritte zweier Fackelträger ritten sie an den Stall heran, und der Ortspolizeidiener öffnete denselben auf Anordnung seines nächsten Vorgesetzten. Man fand eine Leiche. Simon hatte die Kordel, womit seine Hände nach vornehin zusammengebunden

gewesen, zerbissen, dann die Stricke an seinen Füßen vergebens zu lösen versucht, und sich zuletzt erdrosselt. — Noch an demselben Abende muß der Winkeljurist Lupp davon vernommen haben, wie der Mörder ihn als seinen Verführer genannt und ihm alle Schuld zugeschrieben hatte; denn derselbe ist seit jener Nacht verschwunden und soll nach Amerika entkommen sein, wo er jetzt, wie verlautet, ein höchst elendes Leben führet. Gott hat gerichtet und wieder ein Beispiel seiner allwissenden Gerechtigkeit uns vor die Augen gestellt.

XLIII.

Am nächstfolgenden Sonntage den 26. November erhielt Herr Friz Birkheim aus dem Gefangenhause zu N. folgenden Brief:

„Ihr letzter Besuch hat unserm Kranken ungemein wohlgethan, und die Versicherung der wohlwollenden Theilnahme Ihrer Mutter an seinem Leiden muß ihn wohl ganz besonders erfreut haben, da er mir seither wiederholt mit unverkennbarem Vergnügen davon gesprochen hat. Seit dreien Tagen hat sich aber sein Zustand bedeutend verschlimmert. Die Lungenknoten sind gemäß Erklärung des Arztes in eine heftige Entzündung und Vereiterung übergegangen, daher ist der Auswurf geändert und vermehrt, das Brennen in der Brust stechender, das Zehrfieber heftiger, die Stimme heiserer, die Nachtschweiße sind ungemein stark, die Füße angeschwollen und die Ohnmachten häufiger. Um den Tod nicht zu beschleunigen und die Schwäche nicht zu steigern, werden nur noch ganz schwache Nahrungs-

mittel gegeben. Die hartnäckige Kopfwunde verursacht dem armen Kranken noch immer viele Unbequemlichkeit und mitunter große Schmerzen. Aber ein Klagelaut ist lange nicht mehr über seine Lippen gekommen. Unser neuer Hausgeistliche, der täglich wenigstens eine Stunde bei ihm zubringt, hat auf seinen Wunsch ein Gemälde, vor welchem er, so lange er noch das Bett verlassen konnte, in den letzten Wochen häufig betrachtend verweilte, oben im Saale weggenommen und beim Fußende seines Bettes aufgehangen. Dasselbe stellt Christus am Kreuze in dem Momente dar, wo Er, das dornenumwundene Haupt zu dem reumüthigen Mitgekreuzigten wendend, die denkwürdigen Trostworte spricht: „Wahrlich, sag' Ich dir, heute noch wirst du mit Mir im Paradiese sein.“ So oft ich an sein Bett kommen mag, finde ich ihn jedesmal auf dieses Gemälde mit thränenfeuchten Blicken hinschauend. Vorgestern Nachmittag sagte er mir, auf das Gemälde hindeutend: „Ach Schwester, ich habe doch tausendmal verdient, dort zur Linken zu hangen! Aber nicht wahr, mein Heiland will mich dennoch zu seiner Rechten aufnehmen?“ Ich bemerkte ihm, ob er denn nicht fest glaube, daß der Sohn Gottes dazu Mensch geworden und am Kreuze gestorben sei, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war, und Alle an sich zu ziehen, die sich nur finden und anziehen lassen wollen. Da antwortete er, auf den Schächer zur Rechten des Heilandes hinweisend: „Wenn ich dorthin sehe, so muß jeder bange Zweifel schwinden.“ Nach einer Pause: „Ach, wenn ich doch auch so zur Rechten meines Erlösers am Kreuze hätte hangen und büßen können!“ — In diesen Worten lag sein ganzes Herz offen. Ein großes Buch würde nicht ausreichen, den Zustand seiner Seele

so zu beschreiben, wie derselbe sich mir in der Ausdrucksweise, womit er das sagte, kund gegeben hat. War er mir schon einige Zeit seiner Gesinnungsbesserung wegen besonders lieb und werth, so ist er mir von dem Momente an ehrwürdig geworden, und ich bin gewiß, Gott hat ihm Alles, Alles verziehen und seine Seele bereits in außerordentlichem Maaße gereinigt und geheiligt. Gestern wiederholte er mir öfter: „Wenn ich doch nur noch mehr und länger für mein Lasterleben leiden könnte!" — Man muß die Wahrheit fühlen, womit er das sagte, um dadurch bis in's Innerste erschüttert und erbaut zu werden. Ich mahnte ihn an den Spruch des Apostelfürsten: „Die Liebe bedeckt die Menge der Sünden." [1]) — Da war seine Antwort: „Hätte ich doch nur eher angefangen, meinen Gott zu erkennen und zu lieben! Aber mein ganzes Leben ist ein Meer von Sündengräueln. O, Sie werden es nie fassen, welch eine Qual in diesem entsetzlichen Bewußtsein liegt! Nur fühlen, nicht beschreiben läßt sich solche Seelenmarter." — Ich bemerkte: „Gekommen bin Ich, spricht Jesus, nicht um die Welt zu richten, sondern um sie selig zu machen. [2]) Wie groß ist des Herrn Barmherzigkeit und seine Versöhnlichkeit gegen die, welche sich bekehren! [3]) Wenn Gottes Wort dieses auch nicht so ausdrücklich bezeugte, so müßte uns Christi Menschwerdung und sein Benehmen gegen alle Reumüthigen darüber die zweifelloseste Gewißheit geben." — Er erwiederte: „Wie könnte ich noch an Gottes Barmherzigkeit zweifeln, die sich an mir Elenden so gewaltig erwiesen hat? Aber ach! daß ich sie so lange verkannt, daß ich gegen sie so schwer

[1]) 1. Petr. 4, 8. — [2]) Joh. 12, 47. — [3]) Sir. 17, 28.

gefrevelt und daß ich erst so spät Gott zu lieben angefangen habe!" — Ich entgegnete: „Wohl kommt Ihre Liebe zu Gott spät, aber noch nicht völlig zu spät. Denken Sie doch an das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge [1]), von denen die zuletzt Gekommenen gleichen Lohn erhielten mit denjenigen, die des ganzen Tages Last und Hitze getragen hatten. Gottes Güte ist unbegreiflich. Durch außerordentliche Gnade ist es Ihnen gelungen, noch in den letzten Lebenstagen Den lieben zu lernen, Den wir nie genug zu lieben vermögen. Sie haben nun eine ganze Ewigkeit vor sich, in welcher Sie Gott lieben, Ihm dienen und dadurch selig sein werden." — Darauf sagte er: „O ja, in alle Ewigkeit will ich meinen Gott lieben und verherrlichen aus allen Kräften! Ich danke Ihm, daß Er mir dazu Hoffnung gegeben, und Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben, denn das ist ein süßer Trost." Als ich ihm am Abend die Kopfwunde reinigte, was nicht ohne Schmerzen für ihn geschehen kann, hörte ich ihn leise, aber innig beten: „Dank Dir, mein Gott, daß Du hier mich etwas leiden lässest!" Dann nach einer kurzen Pause: Mein Jesus, wie ist deine Züchtigung sanft und mild!" — Als ich eine Stunde später wieder zu ihm kam, sagte er: „Wenn ich das Schuldenbuch meines Gewissens durchblättere, finde ich immer noch wieder bis dahin unerkannte Sünden, die ich begangen und noch nicht gebeichtet habe. Bitten Sie doch unsern Herrn Seelsorger, daß er mir nochmal erlaube, mich über all meine Vergehen anzuklagen, und versichern Sie ihn, ich begehre das nicht aus Aengstlichkeit, sondern zu meinem Troste." — Ungesäumt erfüllte ich seine Bitte,

---

[1]) Matth. 20, 1—16.

und so legte er denn das dritte Mal seine General-beichte bei unserm Hausgeistlichen ab. Darnach fand ich ihn auffallend heiter. Er empfing mich mit den Worten: „Nun ist's gut. Mir ist so wohl! An wie Vieles hat der Beichtvater mich durch seine Fragen noch erinnert. Ich habe fast nur mit Ja oder Nein antworten dürfen. Aber ich glaube, daß nun wenigstens keine meiner schweren Sünden mehr unerkannt und ungebeichtet geblieben ist. Ich kann und will nun zur himmlischen Wegzehrung und heiligen Salbung aus Gehorsam ganz ruhig mich vorbereiten." — Ich frug: „Wann sollen Sie denn die Sterbesakramente empfangen?" — Er antwortete: „Morgen früh nach der heiligen Messe. Sie werden so gütig sein, mir dann passende Vorbereitungs- und später auch Danksagungs-Gebete vorzubeten." — Mit wahrer Freude erklärte ich mich dazu bereit, und so ist es denn auch heute in der Frühe geschehen. Unbeschreiblich ist die Andacht, womit er, nach seinem Wunsche neben dem Bette knieend und von uns Schwestern aufrecht gehalten, die Sterbesakramente empfangen hat. Ja, so haben die Heiligen communicirt! Welch eine fromme Begeisterung und zugleich welch eine ungetrübte Hingebung und Ruhe! Da war keine Spur von Aufregung bemerkbar. Daher läßt sich auch nur erklären, wie bis jetzt noch keine Abspannung, geschweige denn eine Erschöpfung gefolgt ist. Wie er so heiter und zufrieden in seinen Leiden da liegt! Selbst die heftigen Schmerzen, die er von Zeit zu Zeit empfindet, vermögen nicht, auch nur auf einen Augenblick eine gewisse Verklärung zu verscheuchen, die seine Züge umschwebet. Sie müssen kommen, heute noch kommen, ihn so zu sehen; vielleicht kämen Sie morgen dafür zu spät, denn seine Schwäche ist sehr groß.

P. S. Das Privilegium der Frauen, ihren Briefen Nachträge beizufügen, muß ich diesmal benutzen. Unserm Kranken habe ich gesagt, daß ich einen Brief zum Absenden an Sie bereit habe. Darauf erwiederte er: „Sehr gut! Mein lieber Vetter wird heute kommen.“ — Ich frug, ob er nichts zu begehren habe. Er antwortete: „Einen Wunsch hab ich seit mehrern Tagen gehegt. Doch nein, er kann ja nicht erfüllt werden!“ — Ich meinte, er möchte ihn nur dennoch äußern. Da sagte er: „O wenn ich doch meine gute Tante um Verzeihung bitten könnte! Ich weiß, daß sie mir verzeiht, aber sie könnte mir im Namen meiner ganzen Familie, die ich so schwer beleidigt, so sehr beschimpft habe, Verzeihung gewähren.“ Versprochen hab' ich ihm, Ihnen seinen Wunsch zu melden und Sie zu bitten, von Ihrer geehrten Mutter die Zusicherung der Verzeihung mündlich oder schriftlich für den Todesnahen mitzubringen. Mein Versprechen sei denn hiermit erfüllt.“

Gregoria,
Armen-Schwester vom h. Franciscus.

XLIV.

Etwa drei Stunden nach Absendung dieses Briefes fuhr am Gefangenhause zu N. ein Wagen vor. Friz von Birkheim stieg aus und es folgte ihm Alban Marbach, der ihm half, auch die hochbetagte Frau von Birkheim heraus zu heben. Herr von Birkheim nahm seine Mutter unter den Arm und führte sie mit Beihülfe ihres treuen Halbwinners in's Gefangenhaus auf den Krankensaal an das Bett ihres Neffen. Schwester Blanca hatte die Besuchenden

ankommen gesehen, und war vorausgeeilt, um den Kranken in etwa zu deren Empfang vorzubereiten, was ihr denn auch über Erwarten gut gelang. Max von Wolfing empfing seine frommedle Tante mit eben so großer Ehrerbietung und Herzlichkeit, als Selbstbeherrschung und Gemüthsruhe. Dann reichte er auch seinem Vetter und dem Ohm Alban freundlich die hagere Hand und winkte, die Angekommenen möchten sich auf die Stühle niederlassen, welche Blanca und der Hausknecht sofort herbeigeholt und um das Bett gestellt hatten. Seine Tante mußte sich dicht an ihn heransetzen. Jetzt erst erschien Schwester Gregoria, die von der Kapelle kam, wo sie eben für ihre lieben Kranken ihr Vespergebet verrichtet hatte. Frau von Birkheim wandte sich zu ihr und sagte: „Mein Sohn hat mir Ihren Brief vorgelesen und ich habe Ihnen einen großen Trost zu verdanken.“ Schwester Gregoria erwiederte: „Es ist Gottes Barmherzigkeit, die uns diesen Trost bereitet hat.“ — Max von Wolfing: „Gott vergelte es Allen, die sich als Werkzeuge seiner unendlichen Güte zur Rettung meiner armen Seele bemüht haben. Er sei gepriesen in Ewigkeit.“ — Alle Anwesenden: „Amen.“ — Max von Wolfing: „Tante, Sie kommen in ein Haus, dessen Name allein schon zurückschreckend für Sie sein dürfte.“ — Frau von Birkheim: „Die Kranken besuchen, ist ein Werk, das unser Heiland uns anempfohlen hat.“ — Max von Wolfing: „Aber es ist ein Kranker, der Ihre Schwester, seine Mutter, zu Tode gekränkt, der Sie und seine ganze Familie unaussprechlich betrübt, der einen uralten Ehrennamen schmählich geschändet hat und der nun als Verbrecher im Gefangenhause sterben wird.“ — Frau von Birkheim: „Es ist der

einzige Sohn meiner seligen Schwester, für dessen Bekehrung sie bis zum letzten Athemzuge gebeten, und den Gott nun wirklich bekehrt und um Christi willen wieder als geliebtes Kind angenommen hat. Wie dürfte ich von meinem göttlichen Richter Barmherzigkeit erwarten, wollte ich dem die Versicherung der Verzeihung versagen, der bei Gott so große Gnade, so volle Vergebung seiner Sünden gefunden und sich in Christo mit Ihm versöhnt und vereiniget hat?!" — Max von Wolfing: „Tante, Sie verzeihen mir im Namen meiner seligen Mutter, meiner ganzen Familie?" — Frau von Birkheim: „Ich verzeihe Dir von ganzem Herzen, wie ich meinem eigenen Kinde nicht aufrichtiger verzeihen könnte." — Der Kranke bat nun auch jeden Einzelnen von den Anwesenden um Verzeihung. Darnach ersuchte er Schwester Gregoria, zu jedem Mitkranken zu gehen und in seinem Namen Abbitte zu thuen in Bezug auf das Aergerniß, das er vor seiner Bekehrung Allen gegeben. Sie that, wie er begehrt und kehrte mit der Versicherung zurück, daß Alle ihm verziehen und auch ihn um Verzeihung bäten. Darauf erwiederte er: „Ach, was könnte ich denn zu verzeihen haben, ich, dem Niemand ein Unrecht gethan, der allein Alle beleidigt und geärgert hat?" — Gregoria: „Genug, wenn Sie uns nur verzeihen wollen, und wäre es auch nur die Versäumung eines Gebetes, das wir noch mehr für Sie hätten verrichten können." — Max von Wolfing: „Gott weiß, daß ich Allen Alles so verzeihe, wie ich von seiner unendlichen Barmherzigkeit volle Verzeihung hoffe." — Der Hausgeistliche war inzwischen herbeigekommen, stellte sich an sein Haupt und sagte: „Sie verzeihen also auch denen, die Ihre Verführer gewesen?" —

Max von Wolfing: „Ich habe schon mehrmal für diese Unglücklichen gebeten und werde gerne im Fegfeuer größere Peine leiden, wenn das ihnen nützlich werden kann. Möchten doch alle meine Freunde für sie und für Alle, die ich je betrübt und die ich zur Sünde verleitet, wie für mich täglich beten!" — Alle Anwesenden versprachen, diesen seinen Wunsch zu erfüllen. Dann sagte er: „Nun bin ich ganz getröstet, nun will ich gerne sterben." Bei diesen Worten wurde er heftig erschüttert und es war, als ob seine letzten Kräfte zusammen gebrochen wären. Schwester Gregoria merkte zuerst, daß jetzt seine Augen gebrochen und seine matten Blicke auf das Gemälde am Fußende des Bettes hingerichtet waren. Sie sagte es dem Geistlichen, der dann dem Kranken die Generalabsolution zu ertheilen begann. Blanca, die dieses wahrnahm, schickte den Knecht zum Arzte, weil derselbe ihr wiederholt den Wunsch geäußert, diesen Kranken sterben zu sehen. Der Arzt kam und fand alle Anwesenden um das Bett knien und nachdem er einen forschenden Blick auf den Sterbenden gethan, kniete auch er zu den übrigen auf den Boden nieder und betete mit. Der Geistliche sprach nun noch, wie der Kranke es öfter gewünscht, die Uebung der drei göttlichen Tugenden und der Reue, dann das Gebet des Herrn und den englischen Gruß langsam satzweise und andächtig. Der Kranke betete leise mit und begann darnach selber die Zurufungen: „Jesus, Maria, Joseph! ich schenke euch mein Herz und meine Seele! — Jesus, Maria, Joseph! stehet mir bei in meinen Todesängsten! — Jesus, Maria, Joseph! o daß meine Seele mit euch ruhe in Frieden! — Es geschehe in allen Dingen der gerechteste, in seinen Höhen und Tiefen unerforschbare, allgebietende und in all seinen Anord-

nungen liebenswürdigste Wille Gottes, er werde gelobt und über Alles gepriesen in Ewigkeit! — Mein Jesus, mein Gott und mein Alles! An Dich glaube ich, auf Dich hoffe ich, Dich liebe ich. Aus diesem Glauben, in dieser Hoffnung und kraft dieser Liebe hasse ich alles Böses, bereue ich alle meine Sünden. Laß mich Gnade bei Dir finden. — O mein Jesus! Dir lebe ich, Dir leide ich, Dir sterbe ich! Deiner unendlichen Barmherzigkeit empfehle ich meinen Geist!" Mit diesen Worten sank sein Haupt schwer in's Kissen zurück, und seine Seele war entschwunden.

Der Geistliche betete weiter, während Alban Marbach antwortete: „Herr, erbarme Dich seiner! An Dich hat er geglaubt, auf Dich hat er gehofft, Dich hat er geliebt. Von der Pforte der Hölle — R. Errette, o Herr! seine Seele. — Gedenke nicht der Sünden seines verflossenen Lebens, nicht der verkehrten Gelüste seines Herzens, welche böser Wahn und die Glut aufgeregter Begierden in ihm entzündet hatten; sondern nach der Fülle Deiner Erbarmnisse sei seiner eingedenk im Reiche Deiner Herrlichkeit. Seiner Seele thue der Himmel sich auf, ihrer sollen sich freuen deine seligste Mutter, alle Engel und Heiligen. Es nehme sie auf Michael, der Erzengel und Fürst der himmlischen Schaaren, und alle seligen Geister mögen ihr entgegenkommen und sie einführen in das himmlische Jerusalem. Es öffne ihr der heilige Apostelfürst Petrus, der seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet und dem dieser dennoch die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut hat. Es stehe ihr bei der heilige Völkerlehrer Paulus, der Jesus in seinen Gläubigen verfolgt hatte und dennoch gewürdiget ward, das Gefäß der Auserwählung zu werden.

Es bitte für sie mit allen Heiligen der Mitgekreuzigte des Herrn, der in der letzten Stunde begnadigt worden und die Verheißung des Paradieses erlangt hat. O Herr Jesus, Du Erlöser der Welt, erbarme Dich dieser Seele, verleihe ihr die ewige Ruhe und laß Dein göttliches Licht sie erleuchten in Ewigkeit. V. Herr, erhöre mein Gebet! R. Und laß mein Rufen zu Dir kommen! — Laßt uns beten! Dir, o Herr! empfehlen wir die dahin geschiedene Seele Deines Dieners Max, auf daß sie, dieser Welt abgestorben, bei Dir ewig leben möge. Was immer sie hier auf Erden aus menschlicher Schwachheit gesündiget hat, verzeih Du, o Herr! ihr durch Deine erbarmungsvolle Huld und Liebe. Gott, himmlischer Vater, erhöre uns im heiligen Geiste durch Deinen eingebornen Sohn Jesum Christum, unsern Herrn! R. Amen.

Nachdem dann der Priester die Leiche und alle Anwesenden mit Weihwasser besprengt hatte, erhoben diese sich und traten näher an das Sterbebett schweigend heran. Frau von Birkheim drückte der Leiche ihres bußfertig dahin geschiedenen Neffen mit mütterlicher Liebe die halbgeschlossenen Augen völlig zu, küßte den etwas geöffneten Mund, dem ein freundliches Lächeln umschwebte und schied dann innig getröstet mit ihrem Sohne und ihrem Halbwinner von einem Krankensaale und aus einem Hause, wo nie sonst einer ihrer Angehörigen zu finden gewesen war.

Die Beerdigung des Gestorbenen geschah ganz nach seinem Wunsche im Stillen am frühen Morgen. Seine Anverwandten ließen vielfach das heilige Meßopfer zu seiner Seelenruhe darbringen und haben bis jetzt nicht ermangelt, auch selber recht fleißig für ihn zu beten, namentlich an jenen Tagen, wo sie mit Christo durch

das heilige Altarssakrament aufs innigste vereinigt sind.

Die Fabrik des Herrn Albert Forstner ist jetzt eine der blühendsten im ganzen Lande. Er hat bereits alle von seinem seligen Vater zum Wohl der Fabrikarbeiter schriftlich hinterlassenen und sorgsam durchdachten Entwürfe glücklich ausgeführt. Sämmtliche projectirte Bauten stehen jetzt vollendet da und dienen nicht nur vielen Handwerkern und Fabrikleuten als wohlfeile Wohnungen, sondern zugleich auch als Unterpfand für die Sparkasse, welche er zum Nutzen seiner Arbeiter gebildet hat. Nirgend gibt es wohl eine bessere Fabrik, nirgend bravere und zufriedenere Arbeiter, als dort. Alle sind gleichsam ein Herz und eine Seele, und fühlen sich in der liebeswilligen Unterordnung unter ihren edelgesinnten Herrn wesentlich frei, gleich und brüderlich vereint zur Lösung der Aufgabe, die Gott ihnen, jedem nach seinem besondern Berufe, für dieses Erdenleben gegeben hat. **O. A. M. D. G.**

Druckfehler.

Seite 25	Zeile 7	von unten	— statt:	die oft — lese: um die oft.
„ 36	„ 5	„ „	— „	Mißverständnisse — lese: Mißverständniß.
„ 36	„ 6	„ „	— „	durch die — lese: durch.
„ 203	„ 9	„ oben	— „	sagen — lese: sagten.
„ 276	„ 8	„ unten	— „	reichlich — lese: reiflich.
„ 312	„ 6	„ oben	— „	Ihre — lese: dich euch.
„ 314	„ 11	„ „	— „	aubern — lese: saubern.
„ 324	„ 16	„ „	— „	Leibeskraft — lese: Liebeskraft.
„ 415	„ 16	„ „	— „	erhörter — lese: erhöhter.
„ 415	„ 8	„ unten	— „	geistigen — lese: gesteigerten.
„ 424	„ 12	„ oben	— „	vom (Lichte — lese: vom Lichte. (
„ 450	„ 20	„ „	— „	doch — lese: noch.
„ 452	„ 3	„ „	— „	daher inne — lese: daher das Menschengeschlecht inne.

Nachwort.

Nach Beendigung dieser Schrift schien eine vorläufige Verständigung darüber, was ihr Titel andeutet, zweckdienlich. Es sei denn gesagt, daß eine in französischer Sprache erschienene Erzählung die erste Anregung und den Faden dazu gewährt hat, die vorliegende „Geschichte der jüngern Zeit" zur Verbreitung heilsamer Wahrheiten aus vereinzelten, wirklichen Begebenheiten zusammen zu stellen und zu einem Ganzen zu gestalten. Die Geschichte sollte das Interesse für die mancherlei, oft nicht leichten Lehrentwickelungen wecken und rege halten, zugleich aber auch deren Resultate veranschaulichen und der Anwendung nahe legen helfen. Insbesondere sollte dabei auch dargethan und eingeprägt werden, wie nicht die Wissenschaften, sondern die Leidenschaften es sind, welche durchgängig sowohl den aufklärungsstolzen als den dummdreisten Un- und Afterglauben erzeugen, und wie aller Verstand vor keiner Thorheit sichert, wenn einmal der Herzensqualm böser Lüste den Geist umnebelt und gegen den Sonnenstrahl der Wahrheit verfinstert.

Auch sei bemerkt, daß es nicht in der Absicht gelegen, für geschulte oder ungeschulte Nichtdenker eine Lektüre blos zur flüchtigen Unterhaltung zu liefern. Etwa gut oder auch ungut gemeinten Tadel über seine Weise, höhere Zeitfragen zu erörtern, wird

der Schreiber ruhig hinnehmen, wenn auch nicht immer sich gefallen lassen. Die Fassung des Ganzen, namentlich einiger Briefe, ist in der Wirklichkeit nicht ohne rechtfertigende Veranlassung gewesen. Wenn es in der Tendenz unserer Zeit liegt, ihre destruktiven Philosopheme in die weitesten Kreise und alle Schichten der Gesellschaft zu verbreiten, so kann es auch nicht auffallend erscheinen, wenn wir die Erörterung höherer Fragen in ein ihr sonst ziemlich fremdes Gebiet hereinziehen. Es mag dieses auch ein Mittel sein, der Wahrheit dort Eingang zu verschaffen und den Keim zur Erforschung derselben zu legen, wo sie in anderer Form nur Unzugänglichkeit findet. Für die mit einigem Fleiße zu schreiben sich wirklich lohnet, denen wird kein Buch genügen, dessen Verständniß sie das erste Mal schon so allseitig und völlig erschöpfen, daß ihnen nicht bei einem zweiten, dritten und vierten Durchlesen noch interessante Entdeckungen zu machen übrig bleiben. Aus dem Leben für das Leben Nützliches und Heilsames zu bieten, das ist es, was der Schreiber bezweckt und redlich versucht hat, so gut es im Drange von Berufsgeschäften gelingen mochte. Und nun hat er noch das Eine zu wünschen, daß sein Bemühen nicht ungesegnet bleibe.

G. Kloth.

Druck von C. H. Müller in Aachen.

werden; endlich wird an einem ergreifenden Bilde gezeigt, daß, wenn der Gefallene, ob er auch seinen Fehler hart gebüßt und zur Tugend zurückgekehrt ist, bei den Menschen keine Verzeihung und Versöhnung findet, Gott ihm mit liebender Barmherzigkeit die Arme öffnet und da Trost und Erhebung spendet, wo die Welt nur Hohn und Verachtung hat.

Armuth und Wohlstand. Katholische Novelle von Henry Digby Beste. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. M. Brühl. Zwei Theile. 22½ Sgr. (1 Fl. 20 Kr.)

Diese irländische Erzählung gehört zu dem Besten, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete katholischer Unterhaltungs-Literatur erschienen ist und reiht sich jenen trefflichen Werken an, die (wie Manzoni's Verlobte, Geraldine, Lorenzo, Emilie oder die getrennte Ehe rc.) sich den Beifall des katholischen Publikums in so hohem Grade erwarben. Gegenwärtige Erzählung dürfte aber noch ein besonderes Interesse für den katholischen Leser gewinnen durch den Umstand, daß ihr Verfasser der erste Oxforder Convertit und der Urheber der gegenwärtigen anglo-katholischen Bewegung war. Sein innigfrommes Buch ist ebenso anziehend durch den Gang der Begebenheiten, die sich auf die religiösen Angelegenheiten Englands beziehen, als belehrend und unterhaltend durch eine begeisterte Apologie des katholischen Glaubens.

Eintracht und Gottvertrauen. Ein katholisches Familiengemälde. Von dem Herausgeber der Reise auf dem Postwagen. 2 Theile. 17½ Sgr. (1 Fl.)

In dieser Erzählung bietet sich uns das Gemälde einer von den Grundsätzen der Religion durchdrungenen katholischen Familie aus den höhern Ständen dar, die in Freud und Leid, im Umgange mit Guten und Bösen, mit Thoren und Weisen, mit Irrenden und Andersdenkenden stets sich als echt katholisch erweist, das heißt, die Religion der Selbstverleugnung und werkthätigen Liebe unter allen Verhältnissen ausübt und den Beweis liefert, daß Glück, Ruhe und Frieden nur da weilen, wo die Religion ihren beseligenden Einfluß ausübt. Die Manchfaltigkeit

und naturgetreue Schilderung der Charaktere, die Verwickelung der Begebenheiten, die sich auf ganz ungezwungene Weise löst, so wie die nachahmungswürdigen Vorbilder von Gottseligkeit und Tugend, die uns hier vorgeführt werden — alles dieses macht die gegenwärtige Erzählung eben so interessant, als lehrreich, und wird Keinen unbefriedigt lassen.

Geschichte der Kreuzzüge, nach Michaud und andern Schriftstellern bearbeitet. 3 Theile mit sechs Bildnissen und einer großen Karte. 25 Sgr. (1½ Fl.)

Die vorstehende Geschichte der Kreuzzüge ist wohl die erste Bearbeitung dieses so höchst anziehenden Stoffes vom katholischen Standpunkte aus, da selbst katholische Schriftsteller wie Michaud, von geschichtlichen Vorurtheilen befangen, sich nicht ganz vor Mißgriffen in ihren Darstellungen zu bewahren gewußt haben. Eine bloße Uebersetzung, selbst eines solchen Schriftstellers, wie Michaud, kann nicht zu den Büchern gehören, deren Verbreitung sich die Herausgeber der katholischen Bibliothek vorgesetzt haben. Uebrigens liefert das vorliegende Werk nicht nur die Geschichte der Kriege im Mittelalter zur Eroberung des heiligen Landes, sondern es schildert uns auch die Kämpfe des christlichen Europas mit dem Muhamedanismus bis in die neuesten Zeiten.

Der Sieg des Glaubens und der Liebe. Historische Erzählung. 7½ Sgr. (27 Kr. Rh.)

In der so höchst interessanten Geschichte des schottischen Grafen von Lesley und seiner Familie sehen wir mit stillem Staunen, wie wenig die kalte Berechnung der Menschen die Wege zu vereiteln vermag, auf welche die göttliche Barmherzigkeit einmal beschlossen hat, eine für die Gnade empfängliche Seele zu führen. So bedachtsam und des Erfolges gewiß der Mensch in seiner Verblendung zur Erreichung irdischer Zwecke auch seine Plane angelegt zu haben vermeint — Gott weiß der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen.

Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, von dem ehrwürdigen P. M. J. v. Geramb.

Mit dem Bildnisse und der Biographie des Verfassers, einer Karte des heiligen Landes, einem Plane von Jerusalem und der Kirche des heiligen Grabes. Zweite verbesserte, ganz vollständige, wohlfeilere Auflage. Zwei Bände. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 Fl. 42 Kr. Rh. (2 Fl. 15 Kr. Conv.-M.)

Wenn eine Reise nach dem heiligen Lande, der Wiege des Christenthums, wo man bei jedem Schritte auf geweihte, an die erhabensten Geheimnisse unserer heiligen Religion erinnernde Stätten tritt, schon an und für sich das Interesse jedes Christen in Anspruch nimmt, so muß dieses noch in weit höherm Grade der Fall sein, wenn solche von einem Manne unternommen und beschrieben wurde, der mit einem so tiefen religiösen Gemüthe die ausgezeichnetsten Geistesgaben vereinigt und uns nicht blos einen trockenen Bericht von dem, was er gesehen, liefert, sondern durch seine Schilderungen und Beobachtungsweise in dem christlichen Leser Gefühle erweckt, die keine menschliche Sprache wiederzugeben vermag. Nicht blos für die wichtigern Gegenstände weiß er die regste Theilnahme zu erwecken, sondern Alles wird durch seine unnachahmliche Darstellung interessant, und gleichsam wie mit einem Zauberstabe erregt er alle in uns schlummernden Gefühle, denn Freude und Wehmuth, Liebe und Dankbarkeit, Schmerz und Entzücken, Unwillen und Mitleiden, ja Grauen und Entsetzen bemächtigen sich abwechselnd der Seele des Lesers.

Wenn daher **ein** Buch im Stande ist, zu gleicher Zeit den christlichen Leser zu unterhalten, zu belehren und zu erheben und überhaupt ihm eine wahrhaft genußreiche Lektüre zu gewähren, so ist es dieses.

Der Fabrikherr.

Eine

Geschichte der jüngern Zeit.

Herausgegeben

von

Dr. G. K.

Aachen, 1853.
Verlag der Cremerschen Buchhandlung.
(Frz. Cazin).